This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H 4038.86

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 2 April, 1892.

Die

Geſchichtswiſſenſchaft

in

Hauptrichtungen und Aufgaben

kritiſch erörtert

von

Dr. Ottokar Lorenz
Profeſſor an der Univerſität Jena.

Zweiter Theil.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung)
1891.

Leopold von Ranke

Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht

von

Dr. Ottokar Lorenz
Professor an der Universität Jena.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Besserſche Buchhandlung)
1891.

~~I. 1735~~
H 4038.86
HARVARD COLLEGE
APR 2 1892
LIBRARY.
Grad. fund.
II.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Vorwort.

„Spät aber gründlich“ mag sich mancher beim Anblick dieses fast zu umfangreich gewordenen Bändchens denken, und ich wünschte, daß er sich nicht getäuscht hätte; aber ich kann das Buch dennoch nicht ohne die Versicherung in die Welt gehen lassen, daß es nicht um deren willen geschrieben worden ist, denen dieses „spät aber gründlich“ durch den Kopf gefahren sein könnte. Der erhebende Genuß, in den Gedanken des Genius zu leben und zu weben und die wenig betretenen Wege des größten Geschichtsdenkers neuerer Zeiten, wie der Jäger die Wildspur, zu verfolgen, hat mich allein festgehalten, viel umstrittene Fragen wieder und wieder zu erörtern. Einen weiß ich, der die hohe Empfindung mit mir theilt, sich in Rankes Gedankenwelt zu bewegen, und dem ich in herzlichem Dank verbunden bin. Denn Alfred Dove hat mir das vollere Verständnis des Meisters in mehr als einer Beziehung erschließen geholfen.

Jena, 22. Januar 1891. O. Lz.

Inhalt.

I. Abſchnitt.

Leopold von Ranke.

Seite

I. Geiſtige Entwicklung 3

Anknüpfung an die früheren Verſuche. Rankes allſeitige Anerkennung, überragende Stellung. — Keine Ausbildung für das Geſchichtsſtudium. Ausſchließlichkeit des philologiſchen Unterrichts. Spätere Einwirkung der deutſchen Litteratur. Große hiſtoriſche Eindrücke der Zeitereigniſſe. Theologiſche Ziele. Hervorbrechen des geſchichtlichen Intereſſes. Sein Ausgangspunkt von Walter Scott. Die neue kritiſche Forſchung. Otfried Müller, Niebuhr. Lord Acton über die kritiſche Umwandlung der Geſchichtsforſchung.

II. Kritiſche Richtung und Grundſätze 22

Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker. Rankes kritiſche Grundſätze laſſen ſich in keiner Weiſe definiren. Vorwiegendes litterariſches Intereſſe bei Guicciardini. Unbedingte Schätzung des Schriftſtellers. Paul Giovio. Keine Notizenkrämerei. Belehrung aus ſpäten Quellen. Machiavell. Fra Paolo Sarpi. Pallavicino. Gregorio Leti. Pontus Heuterus. Aufzeichnungen Kaiſer Karls V. Ueberwältigender Geſichtspunkt des Schriftſtellers nach der allgemeinen Tendenz. Clarendon, Burnet, Khevenhiller. Merkwürdiges Verfahren mit den Quellen Wallenſteins. Mittelalterliche Chroniſtik. Zurückweiſung des kritiſchen Werths der Gleichzeitigkeit. Diplomatiſche Forſchung, — völlig freies Verfahren mit den Berichterſtattern. Keine Regeln für Archivsbenutzung. Die Fabeln von der objectiven Geſchichtsforſchung und der Aberglaube kritiſcher Regeln.

III. Ideenlehre 51

Verhältnis zur Philoſophie der Geſchichte. Doves erſchöpfende Analyſen des Meiſters. Thatſachen und geiſtiger Gehalt. Starker

Seite

Gegensatz gegen Hegel; Abneigung gegen alle systematischen Entwicklungslehren. Weltgeschichtlicher Zusammenhang a posteriori. Leitende Ideen — herrschende Tendenzen. Abweisung der Fortschrittsidee, — die Berchtesgadener Vorlesungen bei König Max. Bildliche Vorstellung der Wirksamkeit der Ideen. W. von Humboldt. Die Nothwendigkeit. Weltgeschichtlicher Zusammenhang des teleologischen Princips. Zeitweiliges Vorherrschen idealistischer Redewendungen und Ausdrucksweisen ohne Bedeutung. Realismus in der Darstellung der neuern Geschichte. Manche Dunkelheiten.

IV. Politische Auffassung 77

Allerlei Urtheile; Dove, v. Treitschke, G. Freytag. Politischer Standpunkt und Erfahrung. Gentz, Burke. Die historisch-politische Zeitschrift. Schwächen und Vorzüge. Entschiedene politische Gesinnungen. Keinerlei Doctrin. Vorlesung über Historie und Politik. Furcht vor Doctrinarismus. Politischer Standpunkt in den Werken: die Päpste, ein Mißverständnis v. Treitschkes. Deutsche Geschichte, die Reformation politisch betrachtet. Zurückweisung aller kirchlichen Standpunkte. Das Königthum. Anschauungen über innere Verfassungsfragen. Lösung aller Schwierigkeiten durch die Bewerthung der politischen Kunst.

V. Weltgeschichte und Werthbeurtheilung 111

Alfred Doves unübertreffliche Beurtheilungen. Der Kosmos. Das Hergebrachte in der Rankeschen Weltgeschichte. Ueberschätzung der Eusebianisch-augustinischen Philosophie und in Folge dessen des Judenthums. Großartige Centralanschauung vom römischen Reich. Das Christenthum. Neuestes Jesuitenurtheil. Starke Betonung kirchlicher Fragen im Mittelalter, stiller Kampf gegen Leo, Stenzel und andere. Die Historiker ein „enormes Geschlecht", zu dem er nicht gezählt sein will. Das rein subjective Moment der Rankeschen Geschichtschreibung. Beleidigendes Vorurtheil der Objectivität. Werthbeurtheilung der Dinge. Urtheile über Institutionen und Völker. Das Individuum in lauter Besonderheiten zerlegt. Kein Lob und Tadel. Ursprung und Entwicklung der Generationenlehre im Geiste des Meisters.

II. Abschnitt.
Zur Generationenlehre.

I. Nochmals über die Perioden der Weltgeschichte 143

Einfluß Rankes auf alle Geschichtsstudien; seine Ablehnung der üblichen Perioden wird absichtlich ignorirt oder auch verdreht. Ein positiver Versuch, den Begriff des „Mittelalters" zu retten:

Seite

v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Meine Erwiderung.

II. Freunde und Gegner der Generationenlehre 166

Kritiken mancherlei Art. Rankes Zurückhaltung. Sofortiger Hinweis auf den 33. Band von Seite Prof. Fourniers und Prof. Kosers. Höchst wichtige Mittheilung der Täglichen Rundschau vom 24. Oktober 1886. — Professor Brückner in Dorpat. Treffliche Erörterungen von Dr. J. Jastrow in der Nationalzeitung. Versuch einer Lösung der Schwierigkeiten. Dr. Bruno Gebhardt, Dr. Kropatschek, Elimar Klebs. (Ueber Paul Hinneberg vgl. III. 3, c.)

III. Lebensdauer nach Genealogieen 186

Warum Ranke die Generationenreihen nicht selbst bildete. Entdeckung genealogischer Regeln. Das Gesetz der drei Generationen. Ephorus, Goethe. Monogamie und Polygamie. Männliche Zeugungen, Lebenswirksamkeit. Beispiele: a) Lebende Familien, bürgerliche Geschlechter, Delbrück, Adami, Bornhack, Pastor, Beckherr, Rorbach. b) Adelige Geschlechter in ältester Zeit: Lichtensteine, Wildonier, Wartensleben, Ortenburger, Hohenlohe. Die Althessische Ritterschaft. Meisterhafte Arbeit des Herrn von Buttlar-Elberberg. c) Fürstliche Familien. Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten. Erbrecht des Jüngsten. Merkwürdige Erscheinung des Durchschnitts. Gleichzeitiger Marsch der Linien. Früh- und Spätzeugungen. Eine vielleicht mögliche Durchschnittsberechnung bei Descendenzbeobachtungen im ganzen.

IV. Thatsächliche Generationsreihen 211

Rankes Ansicht von der Bildung der Generationsreihen. Ausgangspunkt von 1514. Rückwärts oder vorwärts gezählt. Nach rückwärts je drei Generationen des 15., 14., 13. Jahrhunderts bis zum Wirksamkeitsbeginn Friedrichs II. 1212; — bis zum Aufkommen Heinrichs I. 912 — wiederum neun genealogisch nachgewiesene Generationen. Die Karolinger bis 610. Und eine weitere Reihe bis Constantin den Großen 300. Neuerer Generationencyclus. Große Regelmäßigkeit in Frankreich und Schottland. Charakter der Generationen an der Malerei zu zeigen. Einfacher Sachverhalt im 18. Jahrhundert. Revolution, Freiheitskriege und deutsches Kaiserthum.

V. Genealogie und Vererbung 256

Gesellschaftswissenschaft und Zoologie. Der Stammbaum des Menschen. Die Fortschrittstheorieen und Herr Professor Brückner. Sein großes Mißverständnis der Generationenlehre. Er erwartet davon das gerade Gegentheil. Gar kein Fortschritt, sondern Vererbungsmomente. Die Litteratur darüber. Th. Ribots epoche-

Seite

machendes Buch über die Erblichkeit. Sein Urtheil über die Geschichtsforschung. G. de Lapouge. Ahnentafel und Stammbaum. Die Verwandtschaft der Ideen erklärt sich aus der nothwendigen Blutsverwandtschaft, d. h. Inzucht der Ahnen.

III. Abschnitt.

Forschungslehre und Unterricht.

I. Zur Abwehr und Verständigung 279

Rankes Lehrthätigkeit. Treffliche Leistungen seiner Schüler. Ungewisser Charakter historischer Schüler. Die Mythe von dem kritischen Kanon. Hieraus entspringende Beschränkung. Verwahrung gegen die Unterstellung eines persönlichen Angriffs gegen G. Waitz oder irgend einen andern Gelehrten. Grundsätzliche Erörterungen. Meisterschulen. Quellenanalyse. Richtige Ansicht des Recensenten im Litt. Central-Blatt über die Methodologie.

II. Geschichte der historischen Kritik 291

Wechselnde Beurtheilung älterer Geschichtschreibung. Sonderbare Einbildungen seminaristischer Schüler, welche klüger zu sein meinen, als Laurentius Valla, Macchiavell, Leibniz oder Hume. Verschiedene Form der Ueberlieferung des Erfahrenen. Die neuere Richtung ganz und gar subjectiv, die ältere objectiv und mechanisch. Verschiedener kritischer Geschmack. Ausartungen und Rohheiten der kritischen Schulen. Täuschungen.

III. Zielpunkte der Kritik 291

Gemeinschaftlicher Ausgangspunkt aller wissenschaftlichen Kritik. Geschichte im engeren Sinne zu erforschen. Unterschied zwischen Historie und Naturwissenschaft. Die erstere beschäftigt sich nicht mit den Sachen, sondern mit der Ueberlieferung derselben.

a) Kritik der Ueberlieferungen 309

Bescheidene Kunst des Kritikers. Alte einfache, aber sterile Grundsätze. Erfindung des Gleichzeitigkeits-Beweises. Keine Spur von psychologischem Verständnis. Die gemeine Methodologie weiß nicht, daß die Schwierigkeit im Intellect zu suchen. Weitere Quelle von Irrthümern. Geschichte der Johanna d'Arc. Das Unglaubliche oft wahr. Irrsinnsfälle als Geschichte. Fachliche Beurtheilung. Fachkenntnis, nicht kritische Formel. Natur der Ueberlieferung. Der Roman und die Geschichte. Die wenigen Kriterien der Wahrheit: Raum und Zeit. Natürliche Causalität.

Seite

Die Historie und das Wunder. Alles Urtheil darüber fließt aus anderen Quellen als aus geschichtlichen.

b) Der Kritiker und der Erzähler 329

Droysens Nebelbildung. Die spätere Zusammenfassung ist immer vorzuziehen. Die entscheidende Frage über die Person, welche etwas überliefert. Alle Kritik nichts als eine reine Vertrauensfrage persönlichster Art. Der gescheidtere Mann. Die größere Vertrauenswürdigkeit des Dummen für den Dummen, des Abergläubischen für den Abergläubischen. Wackerer Cultus der Autoritäten. Erwünschte Umkehr der Geschichtswissenschaft.

c) Handelnde Menschen und historische Motive 381

Hinweis auf Rankes Ideenlehre. Paul Hinnebergs trefflicher Aufsatz über die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Historische Kunst. Das einfältige Gerede von einer neben der Kritik bestehenden Kunstschriftstellerei. Identität von Kunst und Kritik. Motivirung der Thatsachen durch die handelnde Person. Motivirung der Handlung aus dem ganzen physischen und moralischen Menschen. Anschauung der Persönlichkeit, keine historische Kenntnis eines Zeitalters ohne Porträts. Menschenkenntnis Quelle aller Geschichtskenntnis. Vertrauen zu den eigenen Erfahrungen. In der Erforschung des Vererbten der Schlüssel der Entwickelung zu suchen. Die jeweils aufkommenden neuen Gedanken — das Genie — hier stehe still und verehre! Ob im Erscheinen des Genies Regelmäßigkeiten zu beobachten sind? — Unterschiede in der Beobachtung natürlicher und geschichtlicher Vorgänge.

IV. Ueber den Geschichtsunterricht 358

a) Allgemeines 358

Prinzipieller Standpunkt. Gegenwärtige Anschauungen von Geschichte. Paul Güßfeld. Die „Blasphemie". Goethes historischer Enthusiasmus. Geschichte als Exemplification. Gymnasial- und Universitätsunterricht. H. von Treitschke. Die Autodidakten.

b) Historischer Sinn und historisches Interesse 370

Ausgangspunkt des Geschichtsunterrichts. Die Arten und Rassen und der politische Mensch. Das historische Bewußtsein. Geschichtsunterricht ein Staatsproduct. Höhe und Tiefe des Staatsbewußtseins. Erweckung desselben durch Pädagogik. Die beiden Mäuse und der Macaulaysche Neger auf den Trümmern von London. Die Wurzeln der historischen Vorstellungen in der Familie zu suchen. Unterschied von historischem und Märcheninteresse. Die trauernden Gothen und Otto III.

c) Unterrichtsgänge und Nöthen 383

Schwierigkeiten aber keine Unterschätzung des bestehenden Unterrichts. Ramses und Psammetich kein Ausgangspunkt des histo-

riſchen Intereſſes für einen Deutſchen. Die neueſte Geſchichte. Die letzten Generationen. Der jetzt gepflegte Kosmopolitismus. Herrn von Treitſchkes Behauptung von der „Einfachheit“ der alten Geſchichte. Die alten Schriftſteller in der Herrichtung des Stoffs überlegen. Verſchiedenheit der litterariſchen und der hiſtoriſchen Bildung. Das ſittliche Bildungselement des Claſſicismus. Schönfärbereien. Ehrlichkeit des Humanismus. Blecherne Feigenblätter. Ein Rankeſcher Ausſpruch über die Philologen. Die Gefahr des Kriticismus und Nihilismus. Ausgleichung der Richtungen. Wünſchenswerthe Neugeſtaltung des Unterrichts. Nothwendige Beibehaltung der Weltgeſchichte. Die Univerſitäten gewähren keine allgemeine Geſchichtsbildung, ſondern Fachbildung. Aufgaben des Mittelſchullehrers. Seine Ausbildung an der Univerſität nicht ſehr zweckmäßig. Einſeitigkeiten. Keine Münz- und Wappenkunde. Keine Genealogie. Beſeitigung des vorherrſchenden Kriticismus. Der Lehramtskandidat und die Lehramtsprüfung. Verkehrte Beſtimmungen der Prüfungsordnung. Geſchichtsliebe und Anweiſung Rankes.

I. Abſchnitt.

Leopold von Ranke.

I.

Geiſtige Entwicklung.

Alle Verſuche, über Richtungen und Aufgaben der Geſchichtſchreibung ſich zu verſtändigen, bleiben unvollkommen, ſolange man nicht zu dem anerkannt größten Meiſter des Jahrhunderts Stellung genommen haben wird. Dieſem Gedanken wurde von mehreren Seiten Ausdruck gegeben, als meine Unterſuchungen über dieſe Dinge in einer erſten Reihe von Aufſätzen vor einiger Zeit einen kleinen Kreis hiſtoriſcher Denker in Blättern und Zeitſchriften beſchäftigte. Nichts war ohne Zweifel zutreffender als dieſe Bemerkung. Wenn ich jedoch zunächſt nur den moraliſirenden, politiſchen, culturhiſtoriſchen Richtungen der Geſchichte meine Aufmerkſamkeit zuwendete, ſo wird kaum jemand den vorläufigen Verzicht auf die Beſprechung von Rankes Wirkſamkeit als eine bloße Vergeßlichkeit betrachtet haben. Aber eine befriedigende Darſtellung aller in der Zeit vorhandenen Beſtrebungen, die ihren Ausgangspunkt von dem Meiſter der Geſchichtſchreibung genommen haben, oder zu nehmen ſchienen, würde eine Beſprechung und Beurtheilung faſt der geſammten hiſtoriſchen Production ſeit etwa fünfzig Jahren herausgefordert haben, eine Sache, für die kaum der Zeitpunkt gekommen ſchien. Wenn man das Bild der Wirkſamkeit und des Einfluſſes Rankes in der neueſten Geſchichtſchreibung richtig erfaſſen ſoll, ſo wird man nicht vermeiden können, die allgemeinen Richtungen und Strömungen des gelehrten Betriebs in Betracht zu ziehen, aber einer perſönlichen Würdigung der über Ranke hinausgehenden jüngſten Geſchichtſchreibung ſtellt ſich der Umſtand entgegen, daß ihr größter Werth in der Spe-

zialisirung der Forschungen beruht, ohne daß man gleichsam von einem Abschluß dieser verdienstvollen Thätigkeit sprechen könnte. Gerade in dieser Beziehung findet man die heutige Geschichtswissenschaft sicher auf einer sehr hohen Stufe angelangt, dennoch aber wird niemand behaupten wollen, daß in den Grundsätzen und Prinzipien der wissenschaftlichen Auffassung im wesentlichen ein neuer Schritt gemacht worden wäre, der zu einer besonderen Betrachtung Anlaß geben könnte. Immer und überall erscheint uns Ranke wie der König der Historiographie, hinter dem hergehend nur noch die Detailarbeit Gedeihen und Erfolg versprechen könnte.

Man hat immer das Gefühl, als wäre man der Hauptsache nach am Ende der historischen Denkarbeit angelangt, wenn man sich in die Werke des Meisters vertieft hat: mehr könnte man wohl noch über einen Gegenstand sagen, den er zu erklären versucht hat, tiefsinnigeres nicht. Ob es möglich ist und ob eine Zeit kommt, wo man zu neuen Bahnen fortschreiten wird? — Jedenfalls darf man verlangen, daß Rankes eigene geistige Werkstatt in allen ihren Ecken und Winkeln zu vollständigster Erkenntnis gebracht ist, bevor man sich unterfangen könnte, von Anbau oder Umbau des geheiligten Ortes zu sprechen.

Es ist ganz zutreffend, wenn der größte und geistvollste Kenner Rankes an Goethe erinnert hat. Auch in Ranke besitzt die Welt einen in sich abgeschlossenen Geist von individuellster und zugleich allgemeingiltigster schriftstellerischer Erscheinung. Auch in ihm ist etwas in sich ruhendes und vollendetes und zugleich etwas göttlich wirksames und wirkendes. Man könnte eine Rankephilologie begründen und besitzen, so gut man von der Goethephilologie spricht und Goethephilologie betreibt.

Wer sich in Bezug auf die Gesammtauffassung menschlicher Dinge und historischer Entwicklung für einen Jünger des Meisters der Geschichte auszugeben den Muth hätte, könnte den Inhalt seines ganzen Denkens mit seinem Namen ebenso kurz und deutlich bezeichnen, als der, welcher sich von Goetheschen Weltauffassung erfüllt weiß. In einem und dem andern Falle hat das für sich bestehende Dasein etwas Prophetenhaftes für die Nachwelt gehabt und es wird noch oft und lange über Ranke geschrieben werden, und seine Er-

klärer werden nicht weniger eifrig sein als diejenigen Goethes, wenn auch das spezielle Gebiet des historischen Denkers keinen Vergleich zuläßt mit der allumfassenden Welt des Dichters.

Wie bei Goethe, so hat auch bei Ranke erst der Tod die Möglichkeit eröffnet, in das Innere der geistigen Werkstatt, welche die Lebenden nicht ohne Absicht wahrten, tiefer einzudringen. Der Geschichtschreiber war indessen darin günstiger gestellt, als der Dichter, daß er einen Behüter seines Andenkens fand, der kein bloßer Behüter nachgelassener Papiere, sondern zugleich ein echter Vertreter der ganzen idealen Nachlassenschaft des großen Denkers der Geschichte war. Was Alfred Dove unermüdlich im kurzen Zeitraum von drei Jahren von und über Ranke veröffentlicht hat, setzt die gelehrte Welt heute in den Stand, die litterarische und wissenschaftliche Stellung und Bedeutung desselben fast nach allen Seiten hin zu erörtern und zu würdigen. Und wenn das äußerlich einfache Leben des Geschichtsgelehrten schon eine raschere Auffassung gestattete, so hat es Dove doch trefflich verstanden, von dem inneren Entwicklungsgang der geistigen Arbeit und eigenen Vervollkommnung Rankes ein fast vollständig abschließendes Bild zu entwerfen. So kurz gefaßt seine Biographie des Meisters ist, so ist doch kaum jemals etwas sachlich tiefer gedachtes und begründeteres über ein der Weisheit gewidmetes Leben gesagt worden. Es wäre darnach überflüssig und fast unbescheiden von meiner Seite, über den großen Geschichtschreiber etwas hinzuzufügen, wenn nicht eben das Thema so unerschöpflich und die Beziehungen desselben zu der Gesammtauffassung der historischen Aufgaben so eingreifend wären.

Zahlreiche Kritiker beschäftigen sich in den verschiedensten Litteraturen damit, der überwältigenden historigraphischen Erscheinung gerecht zu werden und eine Verständigung darüber herbeizuführen, was durch Ranke erreicht worden ist oder in welchen Richtungen eine Abweichung bevorsteht und anzustreben sein möchte. Mit Recht bemerkt Mr. Cherbuliez, Leopold Ranke habe sich das Bürgerrecht in Frankreich wie in England, in Italien wie in Nordamerika erworben. Alle Völker, deren Geschichte er erzählte, hätten in ihm einen ebenso milden als „integren" Richter gefunden. Und Lord Acton vermag die ganze neuere deutsche Geschichts-

wissenschaft nicht schärfer zu charakterisiren als dadurch, daß er in großen Zügen die Ueberwältigung aller Gegner und Nebenbuhler durch den eigenthümlichen Genius Rankes zur Anschauung bringt. Sucht ein geistig strebender Mann in der Fülle der Richtungen deutscher Geschichtswissenschaft einen Standpunkt kämpfend sich selbst zu erringen, so stellt ihm Ranke an jeder Ecke eine unabweisbare Frage entgegen. Und wenn sich der katholische Lehrbegriff wieder zu dem wunderlichen Muth emporgerungen hat, die Geschichtswissenschaft beherrschen zu wollen, so glauben seine Anhänger sich am meisten gegen das „objective" Gespenst der Geschichtswissenschaft wappnen zu müssen, welches doch bloß berichtet, wie alles gewesen ist.

Die so ganz vorzugsweise Ranke zugeschriebene Entdeckung, daß der Geschichtsforscher im Stande sei zu sagen, wie die Dinge wirklich waren, beunruhigt erklärlicherweise solche, die von dieser Wissenschaft nur die guten Dienste verlangen, und weil der große Historiograph bei Freund und Feind den Glauben gefunden, daß er das Wunder der Erkenntnis vollbracht habe, so suchen sich alle Parteien mit ihm abzufinden. Die Art und Weise, wie dies geschieht, zeigt indessen in den meisten Fällen etwas aphoristisches; man wird schwerlich auf dem Wege bloßer Zustimmung oder lebhaften Widerspruchs einen großen Gewinn für die Erkenntnis geschichtlicher Aufgaben erzielt haben. Soll das litterarische Eingreifen des Meisters klar bezeichnet, und sollen die Grenzen seiner Erforschung der Dinge aufgedeckt werden, so muß man die Sache geordneter angreifen, als es gemeiniglich zu geschehen pflegte. Man muß ihn in seinen eigenen Werken beobachten und sein Wollen ergründen. Man muß einerseits nach den Elementen suchen, aus denen sich seine Anschauungen über geschichtliche Fragen zusammengesetzt haben und andererseits die Grundsätze erforschen, nach denen er in seiner Forschung und Darstellung zu Werke gegangen ist. Man wird endlich die Höhe seiner Auffassung und Leistung begreifen und bewundern dürfen, ohne sich von dem Zauber seiner Werke nur eben gefangen nehmen zu lassen. Wenn die Frage gestellt wird, ob der Fortgang der historischen Denkerarbeit nur in der Erweiterung unserer Detailkenntnisse liegen, oder auch in der Methode und in den Grunderscheinungen über Ranke hinausführen kann, so wird man sich nicht zu ängstigen

brauchen, daß dadurch der Werth des Gewonnenen geringer geschätzt, oder die Anerkennung gegenüber dem Gebotenen geschmälert worden sei.

Was sich als reeller Fortschritt in der eigentlichen Geschichtswissenschaft darstellt, wird in jedem Falle nur im Anschluß an Ranke erreicht werden. Selbst die, welche ihn in allen Punkten seiner Auffassung bekämpfen, scheinen sich nirgends genügen zu können, wenn sie nicht wenigstens zuvor seine Erwägungen und Beurtheilungen der Dinge in Betracht gezogen haben. Aber in der Hauptsache bleibt er seinen Gegnern immer am gefährlichsten, wenn sie ihn widerlegt zu haben meinen. Auf den Eingeweihten macht es jedesmal den Eindruck, als habe man sich bloß über Nebensachen unnöthig erhitzt. Für das Wesen der Dinge, so wird sich der ehrliche Mann stets zum Schlusse sagen müssen, hat der Meister, wenn er gesprochen, doch alles erschöpft.

Rankes eigene Entwicklungsgeschichte ist durch die Aufzeichnungen seiner Lebenserinnerungen, durch seine eben erschienenen Briefe, seine Rede bei der neunzigsten Geburtstagsfeier und durch Doves meisterhafte biographische Zeichnung ziemlich gut bekannt geworden und vermöchte kaum noch eine wesentliche Ergänzung zu erfahren. Wie er sich selbst im Alter nach der Seite seiner Jugendbildung betrachtet hat, so mag der merkwürdigste und für viele überraschendste Umstand der sein, daß er sich nirgends im besondern zum Historiker prädestinirt fand. Bei seinen Aufzeichnungen und Reden über den Gang seiner Bildung sieht er ganz davon ab, daß ihn sein Weg und Studiengang zu dem großen Geschichtsforscher gemacht hat, als welchen er sich doch sehr bestimmt empfinden mußte und wirklich empfand. Das was ihm die Welt an geistigem Capital übermittelte, faßte er überall nur als allgemeines Mittel höchster Menschenbildung, es erregte ihm nirgends eine besondere Zweckvorstellung für seine großartige Lebensaufgabe; wenn er einmal auf Dinge zu sprechen kam, die seinen historischen Sinn hervorgebracht zu haben schienen, geschah es doch nur mit Beziehung auf gewisse Zufälligkeiten, welche keinem Lebenslauf zu fehlen pflegen.

Was von den Eindrücken frühen Schulunterrichts bis zu der bewußt erstrebten Ausbildung des Theologen und Philologen sich als die Elemente des historischen Geistes bei Ranke zusammenfassen ließe, sind lauter Dinge von so allgemeinem Bildungswerth, daß jede Schlußfolgerung aus diesem Prozeß wie eine Thorheit erscheinen müßte. Und wenn es vielleicht gestattet ist, unter den geistigen Potenzen der Entwicklung Rankes auf eines oder das andere hinzuweisen, was vielleicht in der Beurtheilung der Dinge oder in der gesammten Lebensauffassung später in seinen Werken charakteristisch zum Durchbruch zu kommen scheint, so wird auch dies unter der ausdrücklichen Verwahrung geschehen müssen, daß damit durchaus kein Causalprinzip, durchaus nicht die so gern berufene „innere Nothwendigkeit" gefunden oder betont sein kann.

Bemerkenswerth ist die große Vorliebe bei dem jungen Ranke für Klopstock, und andererseits begreiflich, daß für Goethe der damaligen Jugend noch das rechte Verständnis fehlte. Auch spätere Generationen berichten, daß ihnen dasselbe erst in reiferen Jahren aufgegangen sei. Bei Jünglingen der ersten beiden Jahrzehnte unseres Jahrhunderts wäre das gleichsam von selbst erwachte Interesse für die Persönlichkeit Goethes etwas geradezu unerhörtes. Aber ein beachtenswerther Zug der Aufrichtigkeit liegt in dem Zugeständnis der Rankeschen Lebenserinnerungen, daß Goethe wirklich nur geringes Wohlgefallen fand. Er war den Zeitgenossen des großen Geschichtsforschers noch ein Problem, „zu dessen Lösung ein gereifteres Alter gehörte".[1] Doch

[1] In der ersten Aufzeichnung über sein Leben vom Oktober 1863 sagt Ranke:

„Wir lasen die Schillerschen Stücke ... Dies ist alles bei Goethe nicht der Fall, dem vielmehr die Welt gleichsam ein persönliches Ereignis geworden ist, das er auf originelle Weise zusammenfaßt und wiedergiebt. Da ist alles mehr subjektiv; ein gereifteres Alter gehört dazu, um daran Wohlgefallen zu finden. Auch war das alles nur vorübergehend, das ernstliche Studium gehörte ausschließend der alten Welt an."

In dem Dictat vom November 1885 heißt es mit Rücksicht auf die Universitätszeit dann weiter: „Ueber allen schwebte in jener Epoche der Name Goethe, der auch selbst eine moderne Classicität in das Leben und die Studien eingeführt und zur Bildung des nationalen Sinnes in dieser Beziehung unendlich viel beigetragen hat; er stand damals im Zenith seines Ruhmes. Ich war unter meinen Commilitonen sein größter Bewunderer, aber ihn nachzuahmen hätte ich schon

verrathen die Lebenserinnerungen eigentlich auch nicht den sonst im Gegensatz zu Goethe gebräuchigen Enthusiasmus für Schiller. Von Lessing ist nirgends die Rede. Im ganzen macht es den Eindruck, als ob die Zeit in der alten thüringischen Klosterschule etwa um eine halbe Generation zurückgeblieben wäre. Festigung und Sättigung des Geschmacks und Charakters ruht hier noch ausschließlich auf der alten classischen Bildung, unberührt von ihrer Umwandlung durch die große deutsche Litteraturepoche. Dies ist wichtig zu bemerken bei einem Schriftsteller, der schon vermöge seines langen Lebens so tief in die moderne Welt hinein ragte und in seiner Jugend diese modernste Bildung doch nicht als etwas festes und fertiges in sich aufnahm. Es wird manchmal vergessen, daß es Ranke selbst war, der an der Schöpfung dieser modernen Geisteswelt mitgearbeitet hat, während seine Werke nach den Jahreszahlen ihres Erscheinens ihn wie unter den Epigonen erscheinen lassen. Aber seine frühe Entwicklung stellte ihn ganz und gar in die Mitte jener classischen Geister, für die jede Sache eine lediglich litterarische Angelegenheit war. Hier gab es keine politischen Störungen des innern Menschen, sondern nur eine geistige Anregung durch politische Ereignisse.

Aber daß die letzteren, da sie sich zu den größten weltgeschichtlichen Wendungen ausgestalteten, in der That einen ungeheuren Einfluß auf den jungen Ranke hervorbrachten, erzählte der Greis mit besonderer Lebhaftigkeit und Schärfe, um es erklärlich zu machen, daß sich in einem ganz abseits beschäftigten Geiste der historische Sinn doch fruchtbar entwickeln konnte. Bei dieser Darlegung des eigenen Lebens spielte nun freilich die langgeübte Kunst, die Thatsachen und Gegensätze der Weltbegebenheiten zu einer Art von wirkenden Kräften in die Persönlichkeit selbst zu versetzen, ihre Rolle. Was man dabei heraushört, ist weniger das Bewußtsein der weltgeschichtlichen Gegensätze von französischer Umwälzung und deutscher Staats-

---

damals nicht den Muth, noch auch den rechten Impuls gehabt, er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, noch mehr in der Tiefe der Nation liegender sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, ...

Wie man sieht, ist die spätere Aufzeichnung weniger bestimmt, gibt aber immer noch den Beweis, wie wenig ergriffen der von Classicität und Theologie erdrückte Geist Rankes in früherer Jugendzeit von Goethe war.

erhaltung, als vielmehr der Umstand, daß die Schüler in Donndorf und Schulpforta von der phänomenalen Erscheinung des modernen Attila sehr erfüllt waren. Gerade dies letztere aber wird für die Erweckung der Empfänglichkeit geschichtlicher Dinge das entscheidendere gewesen sein, und man kann sich gerne gefallen lassen, daß der Sturz des Gewaltigen dem jugendlichen Gemüthe mehr Schmerz bereitete, als Freude. Darf man doch heute endlich es offen bekennen, daß auch ältere Leute in Deutschlands geistigen Kreisen damals das gleiche Gefühl gehabt haben. Was historisch genommen auf die Anschauungen des heranwachsenden Geschlechts wohlthätig wirken mußte, war die Personification des staatlich und militärisch Gewaltigen, das man sonst nur in dem Buche der Geschichte wie ein bloßes Phantom zu betrachten pflegte.

Darüber kann wohl also kein Zweifel sein, daß die Jugendzeit des Geschichtschreibers geeignet war, geschichtliche Bildung zu geben. Daß aber die Ausdeutung seiner Erlebnisse selbst erst einer Periode spätester weltgeschichtlicher Auffassung entspricht, möchte wohl eher als ein günstiger Umstand bezeichnet werden dürfen. Denn nie würde sich in einer Seele, welche frühzeitig in so abstracter Behandlung Ereignisse aufzufassen gewußt hätte, die wunderbare Fähigkeit entwickelt haben, den Menschen als solchen zu charakterisiren und seine Handlungen nachzuempfinden.

Thatsächlich beweist auch die Lebensgeschichte Rankes, daß zumeist und durch längere Jahre hindurch von historischem Studium in dem Sinn, in welchem es heute betrieben zu werden pflegt, bei ihm nicht entfernt die Rede sein konnte. „Noch immer aber", sagt Ranke in dem Dictat von 1885 über sein Leben, „stand ich der Historie ziemlich fremd gegenüber. In den Handbüchern sah ich nur eine Anzahl von Notizen, deren Unverständlichkeit und Dürre mich abschreckten." Ebenso wie Schiller, Schlosser oder Dahlmann ist auch der größte unserer Geschichtsforscher mehr durch Zufall und spät hervortretenden innern Drang, als durch zielbewußtes Streben der historischen Wissenschaft zugetrieben worden. Von einer besonderen auf diesen Zweck gerichteten Vorbereitung für die nachher zu Tage getretenen riesenhaften Leistungen und Schöpfungen würde bei ihm nur zu sprechen gewesen sein, wenn man sich überzeugt hätte, daß

sich geschichtliches Verständnis vorzugsweise aus der umfassendsten und ausgebreitetsten Kenntnisnahme der Litteratur der historischen Völker überhaupt entwickelte, und daß es meist die ungeheuere Belesenheit und die erstaunliche Aufnahmsfähigkeit des geistigen Materials vergangener Zeiten gewesen ist, was die größten Geschichtsforscher der Engländer und Franzosen so gut, wie der Deutschen auszeichnete. Diese ausgebreitete Lectüre, welche jeder bewunderte, der je mit Ranke in Berührung kam und irgend einen Gegenstand mit ihm erörterte, hatte ihm frühzeitig die mannigfachsten Interessen geweckt und Menschen und Dinge, welche in den Büchern vergraben sind, zu lebendigen, guten Bekannten werden lassen. Es kam weniger darauf an, sich in Einzelnes speculativ zu versenken, und bei Einzelnen verweilend dem nimmer ruhenden Bedürfnis nach abschließender Ueberzeugung sich hinzugeben, als vielmehr die Masse der im Schriftthum der Völker überlieferten Thatsachen zu sammeln und in sich aufzunehmen. Da die classische Litteratur vermöge der soviel einfacheren Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen ist, in dieser Beziehung leichter zu assimiliren war, so gewährte sie auch noch in späteren Jahren dem geschichtlichen Forscher die Möglichkeit so aus ihr zu schöpfen, als hätte er sich zeitlebens mit nichts anderm beschäftigt. Aber sie war nur die Grundlage, auf welcher sich eine ganze Welt von Ideen und Geistesproducten auferbaute.

Nur das Studium der Bücher, auf welcher die Theologie beruht, machte für Ranke gewissermaßen eine Ausnahme in der Art und Weise, wie er die vaste Gelehrsamkeit aller Zeiten in sich aufnahm. Die Bibel blieb ihm, wie er sich ausdrückte, das erste und eigentliche Buch, und da er es zugleich berufsmäßig hatte erfassen müssen, so setzte er sich mit seinem Inhalt auch in einer ganz besonderen Weise auseinander. Es gab seinem Geiste und Charakter sicher die edelste Richtung, die dem modernen Menschen verliehen werden kann, aber dabei braucht die Frage nicht unterdrückt zu werden, ob der Historiker als solcher aus dieser Jugendbeschäftigung mehr Förderung oder mehr Beschränkung seiner fachgemäßen Ausbildung gezogen haben mag.

Die philosophische Litteratur war für Ranke kein Gegenstand, den er anders aufgenommen und in sich verarbeitet hätte, als den

Homer, Virgil oder Tacitus. In seinen Erinnerungen berichtet er mit Wärme von seiner Kenntnisnahme Kants und bei Fichte waren ihm natürlich die Reden an die deutsche Nation das interessanteste. Es ist keine Frage, daß der verbreitete Kantianismus durch die Schulbücher und die Schriften der älteren und neuesten Philosophen sowie durch die unaufhörliche Discussion dieses philisophirenden Zeitalters zu seiner vollen Kenntnis gedrungen war, aber so vortrefflich Ranke auch noch in späteren Jahren über den Geist und Inhalt der neueren Philosophie von Leibniz bis Schelling zu sprechen wußte, man hatte doch immer die Vorstellung, daß es sich mehr um den treuen Bericht, und das objective Verständnis der Sache handelte, nicht aber um das Bedürfnis irgend einer eigenen Meinung darüber. Mehr und mehr gewöhnte sich Ranke, auch die Philosophie als ein Object geschichtlicher Betrachtung zu behandeln, wie das Copernikanische Weltsystem oder die Erfindung des Compasses. Von einer eigentlichen Einwirkung auf die Denkungsweise Rankes dürfte wahrscheinlich nur in Bezug auf Plato die Rede sein, dessen Dialoge ihn auf der Schule ganz erfüllten und dessen Enthusiasmus in der Seele des Meisters noch im späteren Alter einen Wiederhall fand, wenn er philosophische Probleme besprach oder noch lieber streifte, um sie für seine eigenthümlichen Geschichtsauffassungen zu verwerthen.

Ueberhaupt hatten die Universitätsstudien damals einen vollkommenen Spielraum eigener Entwicklung gelassen, und es ist nicht ohne einen gewissen leichten Humor erzählt, was Ranke von seiner Universitätszeit und von den Unterweisungen der Professoren noch fünfzig und sechzig Jahre später mittheilte. Der große Vorzug jener Zeiten bestand eben darin, daß der öffentliche Unterricht den individuellen Geist noch nicht unterdrückte. Auch Ranke vermochte so seinen eigenen Weg zu wandeln — ein selfmade man in der höchsten geistigen Bedeutung des Wortes.

Wie sich in ihm endlich der Historiker herausarbeitete, wie sich allmählich und spät, aber mit gigantischer Kraft in Ranke das Bewußtsein erhob, daß er bestimmt sei das Problem der Weltgeschichte zu lösen, würde für die Nachwelt eine wahre Offenbarung bedeuten, wenn die Lebenserinnerungen das Räthsel völlig lösten. Aber was Ranke darüber sagt, ist nur wenig. In einem Alter von 28 Jahren,

nachdem er schon sein erstes epochemachendes Werk veröffentlichte, schrieb dieser größte Geschichtsdenker in vertraulichster Weise noch an seinen Bruder: „Gewiß ist, daß ich zum Studiren geboren bin und auf der Welt zu weiter gar nichts tauge; nicht so gewiß ist freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle meine Seele dabei selig, zufrieden und vergnügt; also will ich es nur festhalten." Aber die eigene Arbeit bringt ihn manchmal zur Verzweiflung, er findet seine „bösen Angewohnheiten" unüberwindlich, er glaubt die ungeschminkte wahre Natur in der Sache und im Ausdruck nicht finden zu können. Er empfindet eine gewaltige Gährung seines ganzen Innern, bis er dahin kommt an seinen historischen Beruf zu glauben. Noch Jahre vergehen und in vollster Manneskraft tröstet er sich erst noch mit der Zukunft: „Ich hoffe noch einmal ein Werk zu schreiben, welches jedermann lesen kann und welches doch die Fülle des geistigen Lebens der Geschichte enthält. Oft dünkt mich, daß die Enträthselung gewisser Geheimnisse, das ans Licht Bringen einer Sache, die verdunkelt ist, das einzige sei, worauf ich in diesem Leben zu hoffen habe."

Immer gewaltiger erhebt sich die Aufgabe vor den Blicken des Meisters, dem jetzt von andern schon die Versicherung zu Theil wird, man erwarte in ihm einen Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe. Er selbst weiß sich immer noch nicht genug zu thun, um das gewaltige Problem der Geschichte, das ihm so riesenhaft erscheint, zu erfassen. „Ich studire jetzt die spätere neuere Geschichte. Wäre ich Moses, um in diese Oede zu schlagen und das Wasser, das da gewißlich in der Tiefe ist, hervorrinnen zu machen," so schreibt er 1825 und drei Jahre später seufzt er noch immer bei der Betrachtung dessen was geschehen sollte, und was der geschichtliche Geist von ihm zu verlangen scheint. Nichts aber ist bezeichnender als der Ausdruck, den er jetzt von dieser Aufgabe gebraucht:

> „die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wäre mein größtes Glück."

Sollte man es versuchen dürfen, die Eindrücke und Elemente zusammenzufügen, aus denen sich unbewußt bei Ranke dieses große

hiſtoriſche Streben entwickelte, ſo dürfte man ſagen, daß es doch weniger auf äußeren Erfahrungen, als auf inneren Studien und theoretiſcher Denkarbeit beruhte. Mochten ſchon dem Knaben „die Rittergeſchichten, die in die thüringiſche Geſchichte einſchlugen“ die burgen- und ſagenreiche Gegend lebendig gemacht haben, dennoch ſieht man den Geiſt des Jünglings faſt ausſchließlich dem Olymp des Alterthums zugewendet. Der breite, langbewährte Weg, den ſeit den Tagen der Renaiſſance die deutſche Geiſteswelt gewandelt, blieb für Ranke der entſcheidende. Wenn die Kloſterpforten von Donndorf und Pforta nur dem Lutherthum und Claſſicismus geöffnet waren, ſo koſtete es einen ſchweren Kampf ſich mit dem nothwendigen Skepticismus des modernen Geſchichtsforſchers vertraut zu machen.

In der merkwürdigen Rede, die Ranke an ſeinem neunzigſten Geburtstag gehalten hat, und deren Inhalt ſich auch in dem Dictate über ſein Leben wiederfindet, beſchäftigte er ſich in einer merkwürdigen Weiſe mit den Umſtänden, die ihn zum Hiſtoriker gemacht hätten. Er ſuchte jetzt in ſeiner Art den Urſprung ſeiner kritiſchen Beſtrebungen zu erklären und legte ſich den eigenen Bildungsgang vielleicht einfacher zurecht, als man aus den ſtürmiſchen Worten ſeiner Jugendbriefe annehmen dürfte.

Nach der Darſtellung des ſpäteren Autobiographen habe ihn gleichſam das Bedürfnis nach der Wahrheit, welche die Geſchichte gewähren müßte, mit gewaltiger Kraft plötzlich überfallen, als er Walter Scott geleſen. Nachdem ſich der Meiſter in ſeiner großen Rede am neunzigſten Geburtstag in einer nie zu vergeſſenden Weiſe über die Franzoſen und ihre den Deutſchen in der Zeit vorangehenden hiſtoriographiſchen Leiſtungen dankbar ausgeſprochen, bemerkte er, wie im Anfang des Jahrhunderts in England der hiſtoriſche Roman zur Blüthe und zu einer ungeheuren Bedeutung emporgeſtiegen ſei. Höchſt lehrreich war es, wie ſich dem Meiſter hier der breite Beſtand der Ueberlieferungen der Geſchichte gleichſam als ein großes Ackerfeld darſtellte, auf welchem dem Hiſtoriker im weiteſten Umkreis des Horizonts ſeine Arbeitsaufgaben geſtellt wären. „Wonach man trachtete“, ſagte er wörtlich, „eine vollkommene Anſchauung der Jahrhunderte zu geben, das ſchien hier (bei Walter Scott) erreicht zu ſein.“

Als er eben mit dem Studium der Geschichte seiner romanisch-germanischen Völker beschäftigt gewesen und die Memoiren von Commines gelesen hätte, sei ihm Scott's Quentin Durward in die Hände gefallen, und dies der Moment gewesen, wo ihm seine kritische-historische Richtung eigentlich erst zum Bewußtsein gekommen: „Mein Gott" — soll er sich gesagt haben — „Commines und die anderen Relationen haben das ja ganz anders!" „Ich war gleichsam beleidigt im Namen der alten Fürsten, denen er andere Gesinnungen zuschreibt, als sie hegten, immer unter ihren Namen. Ich empfand Widerwillen gegen den historischen Roman, namentlich in dieser Annäherung an die Begebenheiten und faßte den Beschluß, daß in der Historie Alles vermieden werden müsse, was von der beglaubigten Ueberlieferung der Thatsachen wesentlich abweicht. Ich leugne nicht, daß mich diese Erwägungen in der kritischen Methode befestigten, welche dann als das Kennzeichen meiner Werke betrachtet worden ist, das heißt, bei dem stehen zu bleiben was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt."

Wie man sieht, ist hier der Ursprung der historischen Methode jedenfalls anders aufgefaßt, als diejenigen zu lehren pflegen, welche die sogenannte exacte Forschung als ein Resultat gewisser kunstmäßig erworbener Regeln betrachten. Der Vergleich zwischen einem Roman, der sich ehrlich und aufrichtig als ein Roman gibt, und einem Buche Commines, das viele für einen Roman halten, der Geschichte zu sein vorgibt! — aus diesen Widersprüchen schöpft der Meister den Widerwillen dagegen, daß man den alten Fürsten andere Gesinnungen zuschreibt als sie hegten. Er sieht sich dadurch in einer Methode „befestigt", die er doch nur so zu bezeichnen im Stande ist, daß er sich auf seine eigene Praxis beruft, und deren Geheimnis schließlich darin zu bestehen scheint, daß man nichts behaupten soll, was nicht überliefert ist. Indem er nun aber bei dem Satz vom Stehenbleiben anlangt, fühlt er sich sehr beschränkt, und das eigene Gewissen drückt ihn. Er sieht sich daher genöthigt, wenigstens für das Raum zu schaffen, was sich „mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt." „Denn es wird Niemand sagen", so fügt er endlich gar hinzu, „es müsse alles geschrieben sein, was Geschichte wird

Vieles ist nicht geschrieben und gerade in der deutschen Geschichte zeigt sich das am meisten, wie wenig damit auszukommen ist, was die Schriftsteller wirklich bringen; aber in der Hauptsache und im Kern der Darstellung daran fest zu halten, was sie überliefern, das ist für mich ein unverrückbares Gesetz."

Allerdings ist es schließlich recht wenig, was übrig bleibt, wenn es sich doch bloß um die Hauptsache und um „den Kern" handelt. Ist es nur die Thatsache, daß ein König gelebt hat und gestorben ist? Aber in vielen Fällen, wie bei der Geschichte der Römer, soll doch gerade der Triumph der Kritik darin bestanden haben, daß man auch bei dieser Ueberlieferung nicht „stehen geblieben ist", sondern selbst Romulus und Remus unbarmherzig beseitigt hat.

Ranke hat sich in seiner Weise das Verhältnis des Geschichtschreibers zu seinen Quellen, wie es als das Kennzeichen besonders auch seiner Werke betrachtet werden soll, aus der großen Bewegung der Geister am Anfang des Jahrhunderts erklären wollen. Erst die Revolution, der Umsturz, das Beseitigen alles Ueberlieferten, darauf der wiedererwachte historische Sinn, aus welchem Staat, Kirche, Rechtswissenschaft und selbst das Papstthum neue Nahrung zogen. So scheint er sich auch sein Auftreten als praeceptor historiarum wie eine Wiederherstellung im Sinne einer höheren Erkenntnis gedacht zu haben, die ihm aus der richtigen kritischen Erwägung entsprang. Er betonte seine bauende und schöpferische Thätigkeit gegenüber dem durch den Zweifel herbeigeführten Zerstörungstrieb der früheren Epoche. Wie sehr er sich in dieser Beziehung auf einer überragenden Höhe weiß, darüber besteht für die, welche ihm anhängen und nachfolgen, kein Zweifel. Man muß nur nicht verlangen, daß er auch noch sagen sollte, wie er es angestellt, um diesen Gipfel zu erreichen. Daß er die Geheimmittel besaß, um die wichtigsten Aufschlüsse über die Vergangenheit geben zu können, darüber wird nicht gestritten werden, daß er aber seine Kunst in dem Sinne für mittheilbar gehalten hätte, als ob aus seiner eigenen Thätigkeit eine bewußte Regel abzuleiten wäre, darf füglich geläugnet werden. Denn wenn der Neunzigjährige über die Grundsätze der historischen Kritik doch nichts weiter zu sagen im Stande war, als daß jemand, der den Commines liest, vermuthlich der Wahrheit der Dinge um einige

Grade näher stehen dürfte, als wenn er sich bloß auf Walter Scott verließe und das für bare Münze nehme, was dieser erzählt, so ist dies Bekenntnis zwar psychologisch und biographisch von dem höchsten Interesse, man dürfte aber nicht sagen, daß damit auf ein kritisches Prinzip verwiesen wäre, welches seit Herodot irgend einem Menschen unbekannt gewesen sein konnte.

Diejenigen, welche von der Voraussetzung ausgehn, es habe sich im neunzehnten Jahrhundert in der Geschichtschreibung irgend etwas vollzogen, was, kurz gesagt, neu gewesen wäre, sind nicht immer einig in der Bezeichnung des Stammvaters dieser Kunst und Lehre. Am meisten wird Niebuhr genannt, der die ganze kritische Richtung auf den Damm gebracht haben soll. Noch kürzlich hat Lord Acton bei dem Erscheinen von Wegeles Geschichte der Historiographie gemeint, das Buch sei eine Iliade vor Homer. Neun Zehntel desselben seien den Tapfern gewidmet die vor Agamemnon lebten; das Kapitel über die Entstehung der historischen Wissenschaft, das einzige das jeden angeht, fange auf S. 975 an und sei das letzte. Lord Acton denkt, wie man aus diesen Worten sieht, äußerst gering, vielleicht viel zu gering im Vergleiche zur Jetztzeit von der deutschen Geschichtswissenschaft vor dem Beginn unseres Jahrhunderts. Daß um diese Zeit eine große Wendung vorging, werden wenige bestreiten wollen. Aber über die Wurzeln des neuen Baumes möchte sich nicht leicht eine Uebereinstimmung ergeben. Diejenigen, welche die Methode für entscheidend halten, verweisen auf das erste Erscheinen der Römischen Geschichte, die den Arbeiten Böckhs und Otfried Müllers so gut wie Savignys voranging. Auch auf Ranke wird Niebuhrs Einfluß unbedingt zugestanden, und zwar darf man hier das Zeugnis Doves für entscheidender ansehen, als die hingeworfenen Vermuthungen Actons. Niebuhr war umgekehrt auch derjenige, welcher die überragende Größe Rankes vielleicht am bestimmtesten und frühesten vorausgesehen hat, und wenn irgendwo, so ist in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in der Geschichtslitteratur zu Tage getreten, daß es eine Verwandtschaft der Geister gibt, die ebenso feststeht, wie die Beziehungen von leiblichen Vätern, Söhnen und Brüdern.[1]

[1] In Bezug auf das Verhältnis Rankes zu Niebuhr und Otfried Müller

Diese großen Verwandten der deutschen Geschichtschreibung waren nun alle von dem höchsten Kriticismus erfüllt und bewunderten sich darin gegenseitig. Es ist nichts interessanter und lehrreicher gewesen, als wenn Ranke in spätern Jahren von und über Niebuhr sprach und seine Vertheidigung mit einem Eifer und Feuer noch zu einer Zeit übernahm, wo er selbst nur sehr wenig von den Resultaten der Niebuhrschen Kritik geglaubt hat. Mochten die Früchte für noch so vergänglich erachtet werden; daß die Blüthen der historischen Kritik einstens das schönste und herrlichste gewesen, was der wissenschaftliche Geist hervorgebracht habe, darüber sollte kein Zweifel erlaubt sein. Die älteren Männer hatten das Bewußtsein, daß sich die Geschichtslitteratur seit dem Beginne des Jahrhunderts durch ein Etwas von früheren Epochen unterscheide, das man wie ein verschleiertes Bild anbeten zu können meinte. Und in der That, wenn sie die eigene Gründlichkeit mit der Gewandtheit Schillers, den man gleichwohl damals noch nicht mit der Rohheit späterer Kritiker angriff, verglichen, so meinten sie behaupten zu dürfen, es sei etwas vor sich gegangen, was die Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung wesentlich umgestaltet habe.

Die Einwürfe und Entgegnungen, die Niebuhr erfahren hatte, berührten aber merkwürdigerweise gerade die Frage der Neuheit seiner Kritik. Als er aufmerksam gemacht wurde, daß man schon lange vor ihm an der Echtheit der römischen Ueberlieferung gezweifelt habe, erklärte er von Beaufort nichts gewußt zu haben. Und wenn er ihn nachträglich las, so kann man begreiflich finden, daß er sich durch den Vorwurf des Plagiats nicht eben getroffen fühlte, sondern seine angeblichen Vorbilder bis auf Laurentius Valla zurück

---

liegt jetzt das Material im neuesten Bande der sämmtlichen Werke vor, nachdem Dove in der Biographie dasselbe aber schon benutzt hatte. Was nun Otfried Müller betrifft, so ist die entscheidende Stelle S. 40 nicht eben für einen großen Einfluß beweisend, auch selbst die Bewunderung für Niebuhr ist doch ziemlich kühl (S. 41): „Er (Bruder Heinrich) hatte gegen Niebuhr noch mehr einzuwenden als ich.“ Von seiner Kritik der neueren Geschichtschreiber heißt es S. 62: „Ich habe hier weder auf Niebuhr, der eigentlich mehr der Tradition einen Sinn verschaffen will, noch vollends auf Gottfried Hermann, der die Autoren im einzelnen kritisirt, Rücksicht genommen.“ Die rechte Verehrung für Niebuhr entsprang Ranke sowie so vieles andere aus seiner italienischen Reise.

mit verächtlichem Achselzucken betrachtete. Der Unterschied dessen, was er geleistet hatte, springt auch heute jedermann in die Augen. Es ist nur nicht ganz so leicht zu sagen, woran es eigentlich liegt. Mit dem einfachen Schlagwort der „Kritik“ ist es nicht gethan. Die leichte Art, mit der man sich bei einer Schulphrase manchmal beruhigt, ist in einer so ernsten Sache wahrlich nicht am Platze. Lord Acton hörte das historiographische Gras so genau wachsen, daß er im Stande war, zu behaupten, zwischen 1824 und 1828 habe sich die große kritische Umwandlung in Deutschland vollzogen. Aber worin sie denn eigentlich bestand, vermochte er nicht anzugeben. Man wird doch nicht meinen sollen, daß es Voltaire an kritischem Geist gefehlt hat, und die Schwächen der römischen Ueberlieferung waren den Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich ganz vertraut.

Die Kritik, von deren Anwendung man seit Niebuhr soviel sprach, kann unmöglich so verstanden werden, als ob die Fähigkeit, falsches von wahrem zu unterscheiden, wesentlich zugenommen hätte. Der Ueberlieferung gegenüber ist der Forscher des neunzehnten Jahrhunderts in keinerlei veränderte Lage gekommen. Mit der bloßen Vermehrung des Zweifels würde Niebuhr über seine Vorgänger nicht hinausgeragt haben. Sein Gewinn lag vielmehr in der erhaltenden und rettenden Thätigkeit, welche neben seinem Unglauben siegreich einherschritt. So war ihm die alte Geschichte Roms zu poetischer Familienchronik umgestaltet worden, aber das vermuthete Epos schilderte nicht nur wirkliche Römer, sondern es ließ auch einen Zustand vom Staate derselben erscheinen, der viel vollkommener war als das verwirrte Bild der Quellen ahnen ließ, weil die objektive Grundlage von den unwesentlichen Zuthaten der Ueberlieferung abgeschöpft und gereinigt wurde.

So erhob sich ein neuer Begriff des römischen Staatslebens aus dem Zweifel an der Richtigkeit der Ueberlieferung; und wenn auch hierin schon Versuche ähnlicher Art nach Montesquieus Vorgang gemacht worden waren, so lag doch in der Art der Untersuchung eine größere Gewähr. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der Niebuhr lehrte, sich bei jedem Schritte mit der Ueberlieferung auseinanderzusetzen, hier sich von derselben zu entfernen, dort dieselbe festzuhalten, und immer mit Gründen, die sich aus den

Quellen ergaben, die Quellen wieder zu bekämpfen, darin lag offenbar ein neues, was auf den ganzen Betrieb befruchtend und umgestaltend gewirkt hat.

Niebuhr hat die römische Ueberlieferung nicht bloß wie Beaufort vernichtet und geläugnet, sondern er hat sie sorgfältig zerlegt und geordnet. Dies ist es, was gesagt und festgehalten werden muß, wenn die Beobachtung von der großen Wendung in der Geschichtschreibung im Beginne des Jahrhunderts kein ganz leeres Wort bleiben soll. Und in diesem Sinne war Niebuhr in der That der hervorragendste Lehrmeister Rankes, und wurde von ihm noch in späteren Jahren als solcher betrachtet. Was aber daneben keineswegs zugestanden werden kann, ist eine Art von Aberglauben, wonach es möglich sein soll, das Verfahren auf eine ein für allemale giltige Methode zurückzuführen, die man nur zu kennen gebraucht hätte, um das Buch von Niebuhr ganz ebenso zu schreiben, wie er es selbst geschrieben hat. Denn diese Methodiker wären nachträglich geneigt gewesen zu glauben, der Brand von Niebuhrs Haus hätte der römischen Geschichte niemals Schaden thun können, wenn er nur irgend einen dazu erzogen hätte, seine Methode genau und in allen kleinsten Theilen so anzuwenden, wie er selbst; gleichsam wie es der Erfindung des Schießpulvers keinen Abbruch that, daß die Kanone in die Luft ging, wenn ja doch das Rezept erhalten blieb, nach welchem in jedem Augenblicke dieselbe Mischung hergestellt werden konnte.

So ist in späterer Zeit die Meinung ausgebildet worden, daß die Kritik etwas sei, was als eine Wissenschaft gelehrt werden könnte, und es war Ranke selbst, der zur Entstehung dieser Ansicht mitgeholfen hat. Nachdem dieselbe sich einmal festgesetzt hat, wird es jedenfalls eine Nothwendigkeit bleiben, sich auch gleichsam theoretisch und systematisch über die Fragen zu verständigen, die dabei in Betracht kommen. In jenen Zeiten, wo die große gerühmte Wendung gemacht worden ist, war es aber doch vorwiegend das individuelle Gewicht und Ansehn Rankes, das die Wirkung hervorbrachte. Wie die großen alten Maler ihren Farbentopf bereiteten und zum großen Schmerz der Spätgeborenen keine besondere Anweisung niederschrieben, sondern bloß ihre Werke hinterlassen haben, so stellte sich auch das neue

kritische Verfahren zunächst als eine Leistung des historischen Künstlers dar, an die noch manche Jahre hindurch keine Vorschriften geknüpft zu werden pflegten. Daß diese Kunst ein Gegenstand so gründlicher Unterweisung werden sollte, war später die Folge des Zusammentreffens schriftstellerischer und didaktischer Fähigkeiten und Neigungen bei Ranke selbst.

In seiner eigenen historischen Erziehung, in seinen eigenen Lehrjahren findet sich wie überhaupt keine besonders ausgeprägte Richtung auf das historische Studium, so auch keinerlei Ansatz zur historischen Kritik im besondern. Es wird nichts von einer Anregung berichtet, die ihm in dieser Beziehung zu Theil geworden wäre. Quellenstudien, Urkundenlehre, Handschriftenkunde, Archivwesen — an alle diese Disciplinen ist er nur autodidaktisch herangetreten, obwohl man nicht etwa sagen wird, daß sie nicht schon seit langer Zeit zum Theil in vorzüglichstem Maße angebaut gewesen wären. Als er dieselben zu seinen Zwecken bedurfte, wußte er sie zu finden und sich mit rasch erworbener Virtuosität derselben zu bedienen. Die Größe seines Genius zeigt sich besonders darin, daß er sich alles selbst zu erschaffen schien, was zur Ausrüstung des Geschichtsforschers nöthig ist. Und weil er sich darin so überwältigend erwies, so war es nicht zu verwundern, daß man wenigstens in der deutschen Geschichtschreibung ihn so betrachten konnte, als hätte er wie subjectiv so auch objectiv zu allem den Grund gelegt, was heute dieselbe auszeichnet. Die, welche neben ihm einherschritten, die Schlosser, Leo, Raumer und andere hochvermögende Gelehrte durften vielleicht diesen Anspruch bekämpfen, aber zugestehen mußte doch schließlich jeder, daß dem ganzen Getriebe wissenschaftlicher Forschung niemand ein individuelleres Gepräge und eine gleichmäßigere Ausgestaltung gegeben hat, als der rasch zur Anerkennung gekommene Verfasser der Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514.

II.

Kritiſche Richtung und Grundſätze.

Das erſte Werk Rankes bleibt in mehr als einer Beziehung eines ſeiner merkwürdigſten. Niemand wird es geleſen und aus der Hand gelegt haben, ohne von dem Gedanken überwältigt zu ſein, welche Summe von gährenden, zum Theil dunkeln Ideen hier in einer Form niedergelegt wurde, die das Leſen erſchwert und den Geiſt doch ſo feſſelt! Während die Gegner des Buches immer mehr verſtummten und die Freunde desſelben ſich mehrten, war Ranke ſelbſt auffallend geneigt, ſeinem Erſtlingswerk alle Vaterliebe zu entziehen. Er fand ſich beim Erſcheinen der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke kaum entſchloſſen, wie er es damit halten ſolle, und als er endlich doch den neuen Abdruck beſorgte, ſchrieb er eine Vorrede dazu, die faſt wie eine Entſchuldigung klang. Er hatte kurz vorher zu mir geäußert, er müßte die Geſchichte der romaniſch-germaniſchen Völker gänzlich umarbeiten, und als ich ihm darauf antwortete, daß er dadurch eine ſeiner originellſten und lehrreichſten Leiſtungen zerſtören würde, ſo ſchien ihn dies faſt zu verwundern.

Dieſe geringe Vorliebe für das Werk läßt ſich unmöglich bloß aus dem ausdrücklichen Zugeſtändnis erklären, „daß die urſprüngliche Form der Darſtellung und des Ausdrucks an mancherlei Dunkelheiten, aus dem Alterthum herübergenommenen Conſtructionsweiſen und anderen Mängeln leide“. Was ihn daran am meiſten ſtörte, war vielmehr der Umſtand, daß es unvollendet war. Er ſuchte dies in der Vorrede zur neuen Ausgabe in ſeiner Weiſe begreiflich zu machen; er hätte gefunden, daß für die ſpätern Theile des Werks Durch-

forschung der Archive der verschiedenen Nationen unerläßlich gewesen; sein Gesichtskreis aber habe sich unermeßlich erweitert, als diese Arbeit dann begonnen worden sei; indessen wird man kaum verstehen können, warum gerade beim Jahre 1514 dieser eingreifende Unterschied in den Studien eintreten mußte.

Es ist gewiß, daß der Mangel des Abschlusses des Buches den künstlerischen Eindruck stört, den Ranke bei jedem seiner späteren Werke um jeden Preis herzustellen für nothwendig fand. Es erfüllte nach keiner Richtung den Zweck, welchen sich einst der junge Autor gesetzt hatte. Und dennoch bleibt es zum Verständnis von Rankes Geschichtschreibung das wichtigste, denn im wesentlichen sind alle Hauptsätze und Grundsätze darin enthalten, welche für seine Gesammtauffassung maßgebend geblieben sind. Die Idee des Zusammenhangs der romanischen und germanischen Staatenentwicklung ist hier gezeigt; die Vorstellung von der Entwicklung aus neu entstandenen Gegensätzen beherrscht das Interesse für alles Einzelne so überwiegend, daß sich daraus der aphoristische Charakterzug der Erzählung erklären läßt, der auch den späteren Büchern des Meisters nicht ganz fehlt. Hier endlich trifft man berrits den Grundsatz ausgesprochen, daß der Geschichtschreiber bloß zeigen wolle, wie es eigentlich gewesen ist, und daß er der Historie weder das Amt beimesse, die Vergangenheit zu richten, noch auch die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren. Das, worin eine vollständige Aenderung in spätern Büchern hervorgetreten ist, beschränkt sich eigentlich lediglich auf den Stil. Im übrigen ist hier der ganze Ranke bereits vorhanden.

An die späteren und spätesten Erwägungen des Meisters erinnert es auch, wenn schon in der ersten Vorrede zu den Geschichten der romanischen und germanischen Völker jener Beziehungen gedacht ist, die zwischen der Historie und dem Roman überall vorhanden sind, und wenn es hier unter gleichzeitiger Beurtheilung der classischen Muster heißt: „Man kann von einer Historie nicht die freie Entfaltung fordern, welche wenigstens die Theorie in einem poetischen Werke sucht, und ich weiß nicht, ob man eine solche mit Recht in den Werken griechischer und römischer Meister gefunden zu haben glaubt. Strenge Darstellung der Thatsache, wie bedingt und

unſchön ſie auch ſei, iſt ohne Zweifel das oberſte Geſetz.“ Mit dieſen Worten iſt ſofort die ganze kritiſche Frage bezeichnet, die den modernen Betrieb der Geſchichtswiſſenſchaft im Jahre 1824 eingeleitet haben ſoll. „Die Art der Forſchung und die kritiſchen Reſultate wird ein zweites Buch vorlegen“, ſagte Ranke in derſelben Vorrede und kündigte damit ſeine epochemachende „Kritik neuerer Geſchichtſchreiber“ an.

Man müßte nun das wundervolle Vorwort zu dem letzteren Buche ganz abſchreiben, wenn man die einfachen Grundlagen, die ſchlichten, ſchmuckloſen Pfeiler bezeichnen ſollte, auf denen der zuweilen ſo anſpruchsvolle Bau der heutigen kritiſchen Theorien ruht. „Wie einem zu Muth ſein würde, der in eine große Sammlung von Alterthümer träte, worin Echtes und Unechtes, Schönes und Zurückſtoßendes, Glänzendes und Unſcheinbares aus mancherlei Nationen und Zeitaltern ohne Ordnung neben einander läge, ſo etwa müßte ſich auch der fühlen, der ſich mit einem Male im Anſchauen der mannigfaltigen Denkmale der neuern Geſchichte fände. Sie reden uns in tauſend Stimmen an: ſie zeigen die verſchiedenſten Naturen: ſie ſind in alle Farben gekleidet. Einige gehen feierlich einher; ſie wollen darſtellen; es dünkt ſie der Weg der Alten, den ſie nehmen. Andere wollen aus dem Vergangenen Lehren für die Zukunft herleiten; viele wollen vertheidigen oder anklagen; nicht wenige bemühen ſich, die Begebenheiten aus tieferen Gründen, aus Gemüth und Leidenſchaft zu entwickeln. Dann ſind Einige die nur den Zweck haben, zu überliefern, was geſchehen iſt: zu dieſen treten die Berichte erſtattenden Augenzeugen. Die Handelnden ſelbſt nehmen das Wort; Urkunden, angebliche und wirkliche, ſind in Menge vorhanden.“

„Vor allem fragt ſich, wem von ſo Vielen eine originale Kenntnis beigewohnt, von wem wir wahrhaft belehrt werden können.“

Um ſich hierüber zu vergewiſſern, ſchlug Ranke ein kritiſches Verfahren ein, von welchem etwas genauer gehandelt werden ſoll, nur mag geſtattet ſein, zuvor die allgemeine Bemerkung einzuſchalten, wie natürlich und menſchenverſtändlich ſich der ganze kritiſche Geſichtspunkt des Meiſters entwickelt. Hier iſt von keiner beſonderen Kunſt, und noch weniger von Künſteleien die Rede, es handelt ſich

um keine Geheimlehre, durch welche, wie mit einem Zauberstab, die sogenannte Wahrheit an den Tag gebracht werden kann. Sehr leicht zugängliche, selbstverständliche Erwägungen sind es, die den Beschauer der „mannigfaltigen Denkmäler" in dem großen historischen Saale erfüllen und leiten. Man schämte sich förmlich einen Mann von einiger Lebenserfahrung eine besondere Unterweisung darüber geben zu sollen, daß da, wo jemand etwas berichtet, um nur Anklagen und Leidenschaften an den Tag zu legen, das Gehörte mit Bedacht aufzunehmen sei. Doch nicht an irgend eine theoretische Untersuchung soll hier Hand angelegt werden. Man soll nur zusehen, wie Ranke selbst mit diesen Schriftstellern, welche von der neueren Geschichte berichten, in seiner Kritik verfuhr. Auch mag hierbei vollständig außer Betracht gelassen sein, ob dieses Verfahren einen allgemeinen Kanon geschaffen habe oder nicht, ob die heutige Wissenschaft denselben festhält, oder ob der Meister an die Aufstellung eines solchen gedacht habe. Hier handle es sich nur darum, das Verfahren zu kennzeichnen.

Schon auf den ersten Blick fällt dem Leser der Geschichten der romanischen und germanischen Völker das vorwiegende Studium der alten italienischen Litteratur des 15. und 16. Jahrhunderts auf; ohne Zweifel von dieser ist Ranke zu seinen Gegenstande geführt worden. Sei es, daß die Humanisten ihm eine erste Anregung gegeben haben an die erstaunlich umfassende Lectüre der zahllosen Schriften jener Zeit heranzutreten, sei es, daß ein äußerlicher Zufall ihm diese Bücher in die Hand gelegt hat, in seinen kritischen Erörterungen über den wichtigsten Geschichtschreiber der Zeit, über Guicciardini, der zugleich die eingehendste und längste Würdigung erhielt, zeigt sich jedenfalls ein zunächst vorwiegendes litterarisches Interesse. Man könnte fast meinen, die Zergliederung des Schriftstellers habe den Zweck gehabt, ein Capitel einer italienischen Litteraturgeschichte zu bilden. Der Kritiker besitzt das allergrößte Interesse für die Form des alten Geschichtswerks; fast genau in derselben Weise, wie man die alten Autoren bespricht, erörtert er die Frage über den Werth der Reden, die der italienische Geschichtschreiber seinen classischen Mustern nachbildet. Gleichsam als Zugabe erscheint die Untersuchung nach den Quellen des Guicciardini; aber da unter diesen Rucellai und

Commines sehr rasch zu erkennen sind, so besorgt der Kritiker keinen Widerspruch, wenn er leichten Herzens zu dem Schlusse kommt, daß Guicciardini keineswegs aus der Fülle eigener Kenntnis, selbständiger Forschung schrieb. „Vielleicht gelingt es einmal einem Geschichtsfreund auch die übrigen Quellen nachzuweisen."

Für die früheren Bücher Guicciardinis war die Nachweisung Rankes, daß er nicht aus der Fülle eigener Kenntnis geschöpft habe, eigentlich selbstverständlich, trotzdem bemühte sich der Kritiker eine ganze Anzahl historischer Irrthümer nachzuweisen, was eben nur den Zweck haben konnte, den Glauben an die Brauchbarkeit des berühmten Geschichtsbuches zu zerstören. Wenn aber ein minder geistvoller Kritiker es sich vielleicht hätte genügen lassen, bei diesem negativen Resultate stehn zu bleiben, so ist Ranke keinen Augenblick zweifelhaft, daß trotz alledem die Bedeutung wie der Nutzen dieser „Quelle" ein ganz gewaltiger sei, — er sieht beides ausschließlich in den Discursen, die das eigentliche Eigenthum des erfahrenen Italieners waren. Rankes Kritik hatte den ungeheuern Vortheil, daß sie den Schriftsteller als Ganzes betrachtete und etwas positives übrig ließ, was von denjenigen nur allzusehr übersehen worden ist, welche sich später nicht genug darauf zu Gute zu thun meinten, wenn sie verkündigten, diesen Guicciardini brauche man nun nicht mehr anzusehen, er ist von Ranke abgethan worden, — eine schülerhafte Deutung, die den größten Schaden dem historischen Studium thun konnte.

Eine gleich erhaltende Kritik ließ Ranke auch Paul Giovio angedeihen; was bei derselben am meisten auffällt, ist der Umstand, daß er die Frage über die sogenannte Gleichzeitigkeit der Nachrichten überall ganz bei Seite läßt. Was die Kritik des Geschichtschreibers dagegen als das eigenthümlichste und bezeichnendste darbietet, ist die Individualisirung der Quelle; jede ist als ein Ganzes, keine einzige als bloße Sammlung von mehr oder weniger glaubwürdigen Nachrichten, die sich unter dem Namen eines Schriftstellers zusammengehäuft finden, betrachtet; immer wird das ganze Werk und sein Autor als solcher genommen, dargestellt und kritisirt.

So ganz entfernt war gleich der erste Schritt des Meisters auf dem Gebiete der kritischen Forschung von jeder Notizenkrämerei und

Silbenstecherei! Wie scharf und treffend charakterisirt er die Florentiner oft mit wenigen Worten; wie viel lehrreiches könnten diejenigen, die sich heute ihre sogenannten exacten Regeln zu recht gedrechselt haben aus den drei Zeilen über Zurita entnehmen: „Unter allen Büchern, die ich über neuere Geschichte gelesen, hat mir Geronymo Zuritas Historia del Rey Don Hernando el Catholico — vollendet im Jahre 1579! — die meiste Belehrung gewährt." Wenn Ranke die Memoiren Commines bespricht, so ist es doch gewiß sehr merkwürdig, daß er aus der Würdigung der allgemeinen guten moralischen Lebensanschauungen dieses Schriftstellers auch für die Glaubwürdigkeit desselben Capital zu schlagen weiß. Und wenn er endlich bedauert, daß Macchiavell nicht die Geschichte seiner Zeit oder wenigstens ausführliche Memoiren zu schreiben Gelegenheit fand, so ist nichts bezeichnender für seinen kritischen Standpunkt als der Grund, warum ein solches Werk hätte etwas ausgezeichnetes sein müssen: Macchiavells „Scharfsinn", seine „Vaterlandsliebe" und sein „gutes Auge" bürgen dafür, daß uns ein edles Denkmal menschlicher Geistesgröße hinterlassen worden wäre.[1]

Wenn man alle Gesichtspunkte erwägt, welche Ranke für die Beurtheilung seiner Geschichtsquellen aufgestellt und festgehalten hat, so darf man sich einigermaßen wundern, wie dürftig dem gegenüber das kritische Handwerk noch nach seiner Zeit in Anwendung gekommen ist. Was ihn gleich bei seinem Erstlingswerk auszeichnete, war die ungeheuere Vielseitigkeit, mit der er die Geschichtswerke beurtheilte, denen er als Quelle seiner Darstellung folgte. Es wäre kaum möglich, auch nur annähernd von einer festen Regel zu sprechen, nach der er den einen lobte oder den andern tadelte, es ist alles ganz individuell, alles aus den besonderen Umständen abgeleitet, überall die Totalität der Erscheinung ins Auge gefaßt, den Verstandeskräften der Autoren ein ungeheures Gewicht beigelegt, nirgends ein pedantisches Messen äußerer Zufälligkeiten, nirgends Schablone,

[1] In dem interessanten Brief an H. Leo (LIII, 155) vertheidigt Ranke Macchiavell gegen die Behauptungen Leos insbesondere in Rücksicht auf die Kenntnis des Griechischen und Aristoteles. „Was Sie weiter über den Charakter des M. sagen, darüber will ich nicht mit Ihnen rechten, das sind Meinungen, die tiefer in unserer Natur begründet sind, als wir vielleicht denken."

wodurch Glaubwürdigkeit oder Zweifel begründet ist. Wenn in der Geschichte der Historiographie zuweilen das Buch zur Kritik neuerer Geschichtschreiber einfach auf die Formel gestellt wurde: es lehre, daß die berühmtesten Schriftsteller nichts taugen, alles entscheide nur die Urkunde, so stützte man sich vorzugsweise auf den Abschnitt über Guicciardini, aber auch diesen verstand man nicht richtig. Rankes Meinung war vielmehr zu zeigen, wie viel aus dem Geschichtschreiber gerade zu erlernen und zu ersehen sei, denn sein Respect vor einer Reihe dieser bedeutenden Geister war der allergrößte.

Ja in dieser Grundanschauung beirrten ihn selbst die umfassendsten Studien in den Quellen unmittelbarster Natur, die er nachher fünfzig Jahre hindurch in Handschriften und Archiven aufgespürt hat, auch nicht einen Augenblick. Nie würde er sich zu Aussprüchen haben hinreißen lassen, wie sie wohl in späteren Dezennien zuweilen von andern vernommen worden sind, daß man es für überflüssig gehalten habe, nachzusehen, was die Schriftsteller einer Zeit sagen, nachdem man sich mit dem Studium der urkundlichen Quellen durchtränkt hätte. Es wird von Nutzen sein, die Entwicklung der kritischen Ansichten Rankes auch im weitern Verlauf seiner Thätigkeit zu beachten.

Wenn man den Fortgang der kritischen Beurtheilungen Rankes aus Anlaß seiner nächstfolgenden Werke, der Päpste, der deutschen Geschichte, der französischen und englischen Geschichte, ins Auge faßt, so dürfte man im allgemeinen sagen, seine Kritik gegenüber älteren Schriftstellern ist durchaus nicht schärfer und ablehnender geworden, er wurde vielmehr, je mehr und größere Werke der Geschichtslitteratur sich ihm eröffneten, immer bescheidener und milder in seinen Urtheilen über dieselben. Es ist nur ein fortwährendes Ringen nach einem Standpunkt, von dem aus sich sagen ließe, was in den Berichten und Nachrichten der Schriftsteller wahr sein möchte. Aber je mehr er sich überzeugte, wie unfaßbar diese historische Wahrheit sei, desto größere Hochachtung gewann er vor den Werken und der Thätigkeit jener Männer, die er seinem scharfen kritischen Messer unterzog. Je tiefere Blicke er in die Werkstätten des historiographischen Geistes machte, desto geheimnisvoller stellten sich ihm die Räthsel dar, aus denen sich der historische Irrthum entwickelt.

Zwei der größten Autoren, besonders auch in dem materiellen Sinn des Umfangs ihrer Werke, mit denen sich nach den Geschichtschreibern des 15. und 16. Jahrhunderts Ranke auf das eingehendste zu beschäftigen hatte, waren Fra Paolo Sarpi und Pallavicino. Als er sich entschloß, seine Studien und sein Urtheil über dieselben zusammenzufassen, sah er sich zu dem Ausspruch genöthigt: „Indem wir an diese voluminösen Werke kommen, faßt uns eine Art von Furcht." Und dann: „wo fände man über diese Thatsachen unparteiische Nachweisungen? selbst wenn sie zu finden wären, so würden neue Foliobände nöthig sein, um auf diese Weise zu Ende zu kommen." Endlich bemerkt der Meister der Kritik fast verzweifelnd: „Wollen wir uns nun vergegenwärtigen wie er (Sarpi) arbeitete, so müssen wir uns erst erinnern, wie man bis zu seiner Zeit größere historische Werke verfaßte. Man hatte sich noch nicht die Aufgabe gemacht, weder die Materialien in einer gleichartigen Vollständigkeit zu sammeln, was ohnehin so schwer zu erreichen ist, noch auch sie erst kritisch zu sichten, auf unmittelbare Kunde zu bringen, noch endlich den ganzen Stoff geistig durchzuarbeiten."

„Wie wenige machen es sich noch heutzutage so schwer" u. s. w.

Wenn man mit dieser ängstlichen Abwägung in der Urtheilsfindung die schülerhafte Fingerfertigkeit vergleicht, mit der man späterer Zeit die besten Schriftsteller auf Grund einiger nachgewiesenen Irrthümer oder Entlehnungen von anderen „exact" abgethan zu haben glaubte, so wird man doch schwerlich behaupten können, die conservative, vorsichtige Betrachtungsweise Rankes sei die verantwortliche Lehrmeisterin dieser kritischen Leichtlebigkeit gewesen.

Das merkwürdigste Bekenntnis aber, welches Ranke über die Natur des historiographischen Geistes überhaupt ausgesprochen, findet sich klar und deutlich aus Anlaß der Storia del concilio Tridentino: „Nicht alles pflegt den Historikern anzugehören, was in ihren Werken vorkommt, zumal in so weitschweifigen, stoffhaltigen: die Masse der Notizen haben sie überkommen; erst in der Art und Weise sich des Stoffes zu bemeistern, ihn zu verarbeiten, zeigt sich der Mensch, der doch zuletzt selber die Einheit seines Werkes ist. Auch in diesen den Fleiß in Schrecken setzenden Folianten steckt ein Poet."

Es ließe sich ein langer Commentar zu diesen tiefsinnigen Worten schreiben. Denn da der Historiker im Gegensatz zu dem Poeten seinen ganzen Stoff nur den Mittheilungen anderer entlehnt, so liegt eigentlich das, was sein Verdienst genannt werden kann, unter allen Umständen in dem, was Ranke „den Poeten" nennt. Er selbst würde sich gewiß am wenigsten diesen Ruhm haben streitig machen lassen wollen. Fragt man aber, worin denn Ranke den Hauptunterschied zwischen der Art und Weise erblickt, wie Sarpi und wie er selbst Historie schreibt, so ist man auf zwei Punkte hingewiesen. Fürs erste auf den Umstand, daß Sarpi nach altem Historikergebrauch die im Allgemeinen als glaubwürdig betrachteten Schriftsteller nicht sowol zu Grunde legt, als geradezu herübernimmt, und weiter, daß er die Sammlungen von Noten und Briefen sowie die Ueberlieferungen jener Personen, die noch an dem Concil Theil genommen haben, nicht in controllirender Art gegenüber den Erzählungen seiner Autoren, sondern in mehr ergänzender Weise verwerthet. Der Tadel, den der neuere gegen den älteren Geschichtschreiber mithin erhebt, liegt mehr darin, daß dieser sammelt und anhäuft, während jener auszuscheiden und irrthümliches zu beseitigen verlangt. Thatsächlich fordert der Neuere mehr subjective Arbeit, während der Aeltere, objectiver, sein Vergnügen in einer möglichst großen Anhäufung der Ueberlieferung findet. Hierbei verkennt Ranke in Bezug auf Sarpi doch nicht, daß er sich bereits weniger sklavisch an seine Vorgänger anschließt und mancherlei Aenderungen macht, die dann häufig nur durch formelle und Uebersetzungsgründe herbeigeführt werden, häufig aber auch eine Folge bestimmter Tendenz, oder einer vorweg vorhandenen bestimmten politischen und kirchlichen Ansicht sein können. Hiermit tritt aber der Kritiker in eine ganz andere Reihe von Fragen ein, die mit der Composition als solcher wenig zu thun hat.

Gerade die beiden Geschichtschreiber des tridentinischen Concils geben gute Beispiele für die Schwierigkeiten, die sich dem Kritiker auch in diesem Punkte entgegenstellen. Rankes Feinheit und Tiefe der Empfindung gegenüber der ihm gleich fremdartigen Leistung jener Italiener zeigt sich auch darin, daß er von den polternden Anschuldigungen des einen, sowie des andern sich sehr fern hält, mit großer

Schonung und Behutsamkeit von dem Geiste einer entschiedenen Opposition spricht und im andern Fall den Uebereifer des Vertheidigers hervorhebt, wo man längst gewohnt war, von Lüge und Heuchelei zu reden. Und so erscheint das Gesammturtheil des Meisters über die beiden vielbenutzten und vielverschrieenen Quellenschriften als der Ausdruck einer ruhigen Weisheit, die zwar nicht ein sicheres Mittel weiß, die reine Wahrheit zu entdecken, aber doch die Hoffnung bietet, daß man sich derselben vielleicht auf diesem Wege mehr zu nähern im Stande wäre: „Man hat wohl gesagt, aus diesen beiden Werken zusammen erhelle die Wahrheit. Höchstens sehr im Ganzen und Allgemeinen läßt sich dies behaupten, im Einzelnen ist es nicht der Fall. Sie weichen beide von der Wahrheit ab: es ist gewiß, diese liegt in der Mitte: aber durch Conjectur könnte sie nicht ergriffen werden, sie ist wieder etwas Positives, Neues: durch keine Vermittelung der Parteien, sondern nur durch Anschauung des Faktums läßt sie sich fassen".

Selbst einem so durchaus untergeordnetem Schriftsteller gegenüber, wie der Biograph des Papstes Sixtus V., Gregorio Leti, kann sich Ranke nur schwer entschließen, mit den Ueberlieferungen zu brechen. Es ist ihm eigentlich erfreulich, daß er sagen kann, Letis Werk ist nichts als eine Ueberarbeitung eines italienischen Manuscripts, das der Vielschreiber weder gehörig geprüft noch von seinen Fehlern gereinigt, sondern vielmehr verunstaltet habe. Aber von den Nachrichten, die schon das Manuscript bringt, will sich der Kritiker nicht gern trennen. Charakteristisch ist hierfür die Behandlung, welcher er der Anekdote von der verstellten Schwachheit Sixtus V. vor der Wahl und von seinem Auftreten nach der Wahl zu Theil werden läßt. Obwohl er genau nachweist, daß die ganze Sache mehr oder weniger von Leti, auf Grund eines alten ähnlichen Geschichtchens erfunden worden sei, mag er dasselbe doch in seiner eigenen Darstellung sowenig wie den schweinehütenden Knaben entbehren. „An der gesammten Geschichte Sixtus V. ist nichts famoser als der Weg, auf dem er zum Papstthum gelangt sein soll." In der Geschichtsdarstellung selbst wird dann freilich auf die Unglaubwürdigkeit der Anekdote hingewiesen, aber merkwürdigerweise aus einem Grund, der mit Rankes sorgfältiger kritischer Unter-

ſuchung des Gregorio Leti eigentlich nichts zu thun hat, ſondern einer allgemeinen Erwägung entſpringt: „der Kenner wird von vornherein erachten, daß daran nicht viel Wahres iſt: nicht auf dieſe Weiſe werden die höchſten Würden erworben".

Wie man ſieht, hat Ranke vor ſeiner eigenen kritiſchen Methode nicht immer die unerſchütterlichſte Achtung, er hat für ſeine Perſon immer noch einige andere Geſichtspunkte übrig, die ihn zu glauben oder zu verwerfen beſtimmen, und die Gründe dafür ſind ganz ſubjectiv; denn niemand wird behaupten, daß in dem Satze: „auf dieſe Weiſe werden die höchſten Würden nicht erworben", etwas zwingendes geſehen werden könnte. Er ſpricht übrigens gerade bei Gelegenheit der Unterſuchung über Leti in einer ganz eigenthümlichen Weiſe von der doppelten Empfänglichkeit des menſchlichen Geiſtes für die ihm dargebotenen Ueberlieferungen. Die Stelle, welche in den überreichen kritiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit längſt vergeſſen iſt, dürfte hier nicht fehlen: „Es iſt auffallend, daß die Hiſtorie, ſowie ſie in das Gedächtnis der Menſchen übergeht, alle Mal das Gebiet der Mythologie berührt. Die Perſönlichkeiten werden ſchroffer, ſtärker, ſie nähern ſich auf irgend eine Weiſe dem faßlichen Ideal; die Begebenheiten werden bezeichnender ausgebildet, die Nebenumſtände und mitwirkenden Urſachen vergeſſen und beſeitigt. Auf dieſe Art ſcheint auch allein der Forderung der Phantaſie genug geſchehen zu können".

„Spät kommt dann der Gelehrte, der ſich wundert, wie man auf ſo falſche Meinung gerathen iſt, das Seine thut, um die Irrthümer zu zerſtreuen, aber zuletzt inne wird, daß das doch nicht ſo leicht zu erreichen iſt. Der Verſtand läßt ſich überzeugen, die Phantaſie iſt nicht zu überwinden."

Welche Summe kritiſcher Weisheit ſpricht ſich in dieſen Worten aus, aber man möchte faſt glauben, jener Ranke, der ſich im Andenken der Menſchen als der kritiſche Cenſor ohne Furcht und Tadel feſtgeſetzt hat, gehört ſelbſt ſchon zu den Perſönlichkeiten, die die Mythologie ſchroffer und ſtärker ausgebildet hat. Gewöhnlich meint man, er habe die Kritik nach dem Mephiſtopheliſchen Schema gehandhabt, „und beweiſt Euch, es müßt' ſo ſein: das Erſte wär' ſo, das Zweite ſo". Die Schüler, die aber keine Weber geworden, vergaßen, daß

der Meister eigentlich ein Anhänger der Zweiseelentheorie war, und vieles für die Phantasie höchst glaubwürdig erachtete, wovon sich der Verstand nicht überzeugen läßt.

Passend dürfte sich hier ein anderer Fall seiner kritischen Muse gleich anschließen lassen, der einer späteren Zeit angehört und aus den Studien zur deutschen Geschichte stammt. Der arge Sünder, um den es sich hier handelt, ist Pontus Heuterus. Karls V. Abdankung in den Niederlanden gehört zu den großen Szenen der Weltgeschichte, die dem Geschichtsfreund den unauslöschlichsten Eindruck machen, und unzähligemale in Worten und Farben geschildert wurden. Die populär in das Bewußtsein der Welt übergegangene Schilderung des Thatbestandes stammt von dem Verfasser der Geschichte des Hauses Burgund-Oesterreich und wurde in ihrer wunderbaren Wirksamkeit aufs Wort geglaubt, bis Mr. Gachard aus Archiven einige Berichte veröffentlichte, die nicht genau übereinstimmten. Ranke entschied sich nach umständlicher Erwägung gegen den Bericht des Pontus Heuterus, der nebenbei gesagt, als zwanzigjähriger Mann dem großen Acte beiwohnte, zu Gunsten der sogenannten officiellen und ursprünglichen Aufzeichnungen und fügte am Schlusse seiner Untersuchung hinzu:

„Wir müssen urtheilen, daß der Verlauf der Handlung doch wesentlich von dem verschieden war, wie er bei Heuterus erscheint; gewiß, man verliert die vielgeschilderte Scene ungern, aber anders verhält es sich nun einmal nicht; ich wünschte beinahe widerlegt zu werden."

Für jeden Unbefangenen kann diese Bemerkung nichts anderes bedeuten als den Ausdruck der Ueberzeugung, daß die kritischen Erwägungen selbst eines Meisters wie Ranke entfernt nichts vergleichbares haben mit den Untersuchungen jener, die den Namen der exakten erhalten haben, und wenn man daher die Frage beantworten sollte, ob Ranke an die Möglichkeit einer exacten Wissenschaft der Geschichte geglaubt hat, so wird man dieselbe auf das bestimmteste verneinen dürfen. Besieht man aber außerdem noch die Gründe näher, die für das abweisende Urtheil gegenüber der populären Ueberlieferung als entscheidend angesehen werden, so ist nicht einmal allzugroßer Werth darauf gelegt, daß die gegentheiligen Berichte älteren Datums seien. Der entscheidende Gedankengang des Kritikers liegt durchaus auf dem

Gebiete größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, also rein subjectiver Eindrücke, deren Gewalt sich auch Ranke nicht zu entziehen vermag. Er findet es unwahrscheinlich, daß der Kaiser seine Rede stehend gehalten hätte, obwohl eine Aeußerung Wilhelms von Oranien, auf den sich jener gestützt haben sollte, dafür zu sprechen scheint; er findet es unwahrscheinlich, daß der Kaiser in der Rede die Regierungsunfähigkeit seiner Mutter erwähnt haben möchte. Daß der Sohn, der aber gar nicht geredet hat, sitzen geblieben, während der Vater stand, soll etwas ebenso unwahrscheinliches sein und dem gegenüber macht es Ranke im ganzen und großen einen glaubwürdigen Eindruck, daß der ganze Act mehr geschäftlich und staatsrechtlich, als „oratorisch" verlaufen wäre.

Es ist nicht hier des Orts, den Gegenstand selbst zu erörtern oder zu erledigen, aber sofern man sich über die Natur und den Charakter Rankescher Kritik klar zu werden versucht, so darf man sagen, daß die Entscheidung durchaus keine objective ist, sondern daß die Gründe für Annahme und Abweisung der Ueberlieferung in der souveränen Empfindung des Forschers ruhen, welche ihm das eine glaubwürdiger, als das andere erscheinen ließ. Gottlob, Ranke hatte diese souveräne Empfindung, er wäre sonst nicht Ranke gewesen.

Die Richtung auf die Erfassung des Ganzen als Maßstab für die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers trat in späterer Zeit in den kritischen Untersuchungen Rankes immer stärker hervor. Im Fortschritt seiner historischen Kunst sah er, den sogenannten Quellenschriftstellern gegenüber, von der eigentlichen Thatsachenkritik immer mehr und mehr ab. Immer deutlicher ist es ihm geworden, daß man den Geschichtschreiber als solchen stets nur als Individuum betrachten müsse, die Absichten desselben, die Lebensanschauung, Parteistellung, auch selbst die allgemeine Bildung des Chronisten oder Memoirenschreibers treten immer mehr bei der Beurtheilung des Werthes in den Vordergrund. Es hing dies wohl auch mit einem andern Umstand zusammen, von dem noch später zu sprechen sein wird. Die Erkenntnis der einzelnen Thatsache war Ranke ohnehin zu einer Sache actenmäßiger Untersuchung geworden. Dem gegenüber glaubte er sich versichert, daß man aus den Schriftstellern die allgemeine Färbung der Zeit und die Kenntnis der Persönlichkeiten entnehmen müsse. Nach dieser Seite hin erlahmte sein Interesse aber auch

keinen Augenblick. Seine größten Werke begleitete er mit der wärmsten Berücksichtigung aller einschlägigen Geschichtswerke und Autoren. Bezeichnend für diese immer mehr und mehr individualisirende Auffassung Rankes war es, daß er bei dem Erscheinen der sogenannten Commentarien Kaiser Karls V. sich sogleich gegen die Ansicht wendete, als sei damit nicht viel gewonnen, und wäre die Welt nur um eine Enttäuschung reicher geworden. Ganz im Gegentheil sagt er: „Es könnte hiernach fast scheinen, als habe die Publication für die Historie überhaupt keinen Werth: man könnte fragen, ob sie nicht ohne Schaden hätte unterbleiben können? Antwort: keineswegs: die kleine Schrift ist uns sehr willkommen." Wie wunderbar wußte er dann die merkwürdigen Züge des Charakters des Kaisers hervorzustellen, dessen Haß gegen die Protestanten einerseits und gegen den Papst Paul andererseits; auch ganz verborgene, sonst unbekannte Motive vermochte er auszugraben, wie die Berufung des Reichstags zu Regensburg vom Jahre 1541 wegen der Ansprüche, die der Kaiser auf Geldern zu haben glaubte. Wenn manchem andern Kritiker das Büchlein Karls V. in kläglicher Unbedeutendheit erschien, so trat dem Meister in diesem autobiographischen Abriß, so kurz er auch war, die große, in ihrer Art einzige Weltstellung des Kaisers objectiv vor die Augen.

Noch viel mächtigere Eindrücke bekennt Ranke von den Geschichtschreibern des 17. Jahrhunderts empfangen zu haben, zum Theil von solchen, denen seine eigenen Werke in diametralem Gegensatz gegenüber stehen. Aus Anlaß seiner Kritik der englischen Historiker macht er die fruchtbare Bemerkung, daß die Jahrhunderte auch in der Historiographie ihren eigenthümlichen Charakter tragen. Das siebzehnte unterscheide sich dadurch, daß einige der leitenden Staatsmänner selbst das Wort ergriffen und von ihren Handlungen in Bezug auf die Geschichte ihrer Zeit und ihres Landes ausführlichen Bericht gegeben hätten. Er gedenkt der großen Memoirenwerke Sullys, Richelieus, des Cardinals Retz, des Eingreifens der Frauen in die historische Litteratur, der ungeheueren weitschichtigen Gelehrsamkeit der kirchlichen Schriftsteller. „Für Deutschland," so fährt er dann fort, „ist die formlose aber zum Theil auf urkundlicher Grundlage beruhende Compilation Khevenhillers für immer bemerkenswerth; ihr

gegenüber steht Chemnitz, der aus originalen Mittheilungen Oxenstiernas schöpft. So hatte schon früher van Reyd die persönliche Kunde, die ihm aus seiner vertrauten Stellung zu dem Statthalter von Friesland erwuchs, seinem Geschichtswerk einverleibt."

Die Kritik der beiden englischen Geschichtschreiber Clarendon und Burnet, die Ranke nun folgen läßt, gehört unzweifelhaft zu dem geistreichsten und vollkommensten, was auf diesem Gebiete vorliegt. Seine Art und Weise, sich mit seinen Vordermännern bei der Darstellung einer wichtigen Periode vor allen andern geistig auszuauseinanderzusetzen, tritt hier am deutlichsten zu Tage. Er unterscheidet natürlich aufs sorgfältigste die Abfassungszeit der einzelnen Theile, beobachtet die Umarbeitungen und Veränderungen, die an den Werken vorgenommen worden sind, analysirt und vergleicht die Ueberlieferungen, die man den beiden Geschichtschreibern verdankt, weist die Werke und Berichte nach, welche theils auszugsweise, theils sogar wörtlich — ganz noch in der Weise der älteren Historiographen — aufgenommen worden sind. Was ihm aber als die Hauptsache erscheint, ist überall die politische und allgemeine Lebensstellung der Verfasser, die genaue Untersuchung über ihren Antheil an den Ereignissen, die Entwicklung ihrer Ansichten und ihrer Absichten. In wenigen Worten faßt es Ranke zusammen, was er zu untersuchen vorhabe, wenn er sagt, er wolle dem Geschichtschreiber bei der Abfassung seines Werkes folgen, „um den Sinn wahrzunehmen, in dem er schreiben konnte und geschrieben hat".

Um Clarendon zu charakterisiren, hebt Ranke hervor, man habe in ihm keinen Historiker „von Fach, welcher den entfernt liegenden Ursachen mit Eifer nachforscht, und etwa, wie es unsere Absicht war, die Gegensätze der welthistorischen Elemente in dem Kampf nachzuweisen strebt; hier spricht ein Mitlebender, der die handelnden Personen von Angesicht kannte und ihre Eigenschaften würdigt; ein Minister, der mit seinen Erfahrungen sich eine Vorstellung darüber gebildet hat, wie man die Dinge hätte ergreifen sollen und welche Fehler man begangen hat". Man bemerke wohl! Clarendon mangelt — nach Rankes Kritik — der allgemeine Blick für das große Ganze, für den Zusammenhang der europäischen Lagen und Wirkungen; bei Guicciardini hatte Ranke meistens zu viel Combination, zu viel Un-

bewiesenes getadelt. Auch in Bezug auf die späteren Bücher Clarendons, die der Kritiker ganz und gar als den Ausdruck der politischen Verstimmung des Verfassers bezeichnet und etwa gegen die Zuverlässigkeit von Whitelockes Memorials zurückstellt, lautet bei aller Bewunderung des Schriftstellers das Urtheil doch so abfällig, daß es heißt „eine rechte Freude" habe man an dem Buche nicht. Man werde selten „auf die Höhen geführt, wo die Begebenheiten sich entscheiden". Nur das geschäftliche Detail sei eigentlich lehrreich beschrieben. Bei Beurtheilung der Clarendonschen Werke müsse man immer festhalten, daß die verschiedenen Theile einen verschiedenen Charakter trügen. Die früheren Bücher seien historisch, die späteren biographisch gedacht.

Welche verschiedenartigen Gesichtspunkte für die Beurtheilung eines Quellenwerkes! Wenn jemand sagen sollte, welche Merkmale es eigentlich seien, die der einen oder der andern historischen Schrift nach Rankes kritischen Ueberzeugungen den Vorzug ertheilen, so wäre man in der größten Verlegenheit. Fast für jeden einzelnen Schriftsteller, der dem kritischen Verfahren des Meisters anheimfiel, müßte man eine besondere Theorie aufstellen. Das Große, Gewaltige, Gerechte, Nutzbringende der Betrachtung liegt überall darin, daß der Schriftsteller, das Werk, die Aufzeichnung, der Bericht — jedes in seiner Besonderheit bewerthet und gewürdigt wird.

Es möge mir gestattet sein, noch einige Beispiele beizubringen, wie Ranke über seine Gewährsmänner sich äußert; um alle Fälle freilich zu besprechen, dazu wäre ein ganzes Buch nicht ausreichend. In der Wallensteinfrage verglich Ranke die ganze Serie von theils offiziellen, theils anderwärtigen gleichzeitigen Berichten, insbesondere mit dem Annalenwerke Khevenhillers. Das Resultat dieser kritischen Untersuchung war, daß zwar die Möglichkeit bestand, die Quellen des letzteren zu bezeichnen, daß aber diese Quellen selbst keine Sicherheit über die Katastrophe gewähren können. Er findet nur Anklage und Vertheidigung, während er doch als „Unparteiischer" aus diesen Kreisen herauszutreten sucht. Schließlich gesteht er zu, daß Khevenhiller seine Quellen theils annimmt, theils ablehnt und verändert, ohne daß man sagen könnte, welche objectiven Gründe ihn zu dem einen und andern veranlaßt haben. Schließlich aber

verfährt Ranke selbst in seiner Darstellung ganz ebenso; denn seine Ansicht von der Sache beruht auf nichts anderm, als auf der Erwägung dessen, was sich als das glaubwürdigste aus den unglaubwürdigen Nachrichten ergibt. Und trotz dieses schließlich ganz subjectiven Resultats werden die meisten Leser des herrlichen Buches über Wallenstein und seinen Untergang den Eindruck unbedingtester Richtigkeit erhalten haben.

Die kritischen Arbeiten Rankes bewegen sich, soweit sie ihm als Grundlagen für seine eigenen Werke dienten, meist auf dem Gebiete der neueren und neuesten Zeit, in welcher vermöge der großen Menge der schriftstellerischen Ueberlieferungen das Zurückgreifen auf frühere und früheste Berichte meist sichere Schlüsse zuläßt. Dem gegenüber ist es sehr merkwürdig, daß die Vorstellungen, die man von der kritischen Kunst des Meisters hegt, hauptsächlich auf der Behandlung der älteren und ältesten Geschichtschreiber des sogenannten Mittelalters beruhen. Dies hängt ohne Frage damit zusammen, daß Ranke in seiner Lehrthätigkeit sich mehr mit den mittelalterlichen, als mit den neuern Geschichtschreibern zu beschäftigen pflegte. Er selbst hat nur wenige Untersuchungen auf diesem Gebiete veröffentlicht. Dennoch ist es richtig, daß sich auch bei seiner „Kritik der fränkischen Geschichtschreiber" ein scharfes Hindrängen auf den Nachweis der ursprünglichen Quellen und Berichte derselben findet und daß dieses Bestreben sogar zu Annahmen führte, die hinwider den lebhaftesten Widerspruch hervorzurufen geeignet waren.

Es ist in diesem Punkte hier so wenig der Ort auf die sachliche Seite der Streitfragen einzugehen, wie es in Betreff der neueren Schriftstellerkritik hätte passend erscheinen können, eine Entscheidung über die eigentlichen Resultate der Methode für Feststellung gewisser Thatsachen zu suchen. Wie man aber auch über die amtlichen Reichsannalen denken mag, eins wird immerhin gesagt werden dürfen, ohne der Größe und Bedeutung des Meisters den geringsten Abbruch zu thun, daß gerade bei den Gegenständen, die er im Gebiete der mittelalterlichen Quellenforschung behandelt hat, von objectiv gesicherten Resultaten der Kritik am allerwenigsten gesprochen werden könnte. Im wesentlichen war auch hier für Ranke der Gesichtspunkt maßgebend, daß er sich eine Ansicht von dem Schriftsteller über-

haupt verschaffen müsse. Darnach suchte er dessen Absichten zu enträthseln und sein Urtheil über den Werth einer Schrift aus den Verhältnissen abzuleiten, in welchem dieselbe zu früheren Ueberlieferungen über dieselbe Sache stand. Wenn nun, wie bei den fränkischen Reichsannalen, der ursprüngliche Bestand nicht vorlag, so war natürlich hier dem Ermessen des Kritikers noch ein weit größerer Spielraum gewährt, wie bei Guicciardini oder Khevenhiller.

Die schönsten und edelsten Triumphe kritischer Weisheit erntete indessen, wie sich von selbst versteht, Ranke allemal da, wo er sich mit voller Souveränetät des Bewußtseins über die kleinen Combinationen der niedrigeren Geister hinwegsetzte, die etwa vor ihm an die Erklärung der Autoren herangetreten waren. Ein gutes Beispiel hierfür verdanken wir den Mittheilungen der Herausgeber seines Nachlasses im VIII. Bande der Weltgeschichte, wo Ranke den überragenden Werth der jüngeren Lebensbeschreibung der Königin Mathilde mit siegreichen Gründen gegen jenen kindlichen Kriticismus nachweist, der ein paar dürftige alte Regeln über Quellenentlehnung wie Ahasver seinen Bettelsack durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte schleppt. Was Ranke für den Werth der spätern Ueberlieferung vorbringt, ist so überzeugend und man möchte fast sagen selbstverständlich, daß der verständige Mann kaum noch der Autorität Rankes bedürfte; es ist aber erfreulich, bestimmte Beweise vorlegen zu können, daß Ranke förmlich und voll von dem ganzen System der sogenannten Kritik getrennt werden müsse, welches man nachher mit seinem Namen nur allzu sehr in Verbindung setzte.

In dieselbe Reihe von wohldurchdachten Zurückweisungen eines krankhaften Kriticismus gehörten die Ansichten des Meisters über die älteste fränkische Geschichtschreibung, die sich geradezu gegen die sogenannten neuesten Resultate der Forschung richteten.[1] Ranke

[1] Zu den Analecten zum IV. Bande der Weltgeschichte, die Ranke noch selbst herausgab, treten die von Dove und Wiedemann besorgten Nachträge zum VI. Bande in VIII. 627 ff. Die Einleitungswerke Rankes sind hier schon allein wahre Juwelen zu nennen, auf die ich später zurückkommen werde. Nichts aber ist wohl charakteristischer als daß man nachträglich den Herausgebern wirklich zumuthete, sie hätten im Interesse der kritischen Orthodoxie diese Aufzeichnungen Rankes *unterschlagen* sollen. Man sieht, an Fanatismus fehlt es den Herren nicht.

ſprach in dieſer Beziehung einmal in der Weltgeſchichte ein claſſiſches Wort über ſein Verhältnis zu ſeinen Vorgängern in der Kritik der älteren deutſchen Geſchichtſchreiber aus, auf das noch in einem anderen Zuſammenhange zurückzukommen ſein wird.[1] Wenn er nicht läugnen wollte, daß es für viele Geſchichtsforſcher rathſam ſei, ſich ein für allemal an irgend etwas möglichſt äußerliches zu halten, ſo hatte er wohl die Empfindung, daß die größere Freiheit des Urtheils, die er ſich ſelbſt vorbehalten durfte, mit den Geiſteskräften vieler anderer in einem zu großen Mißverhältnis ſtehen könnte. Und ſeine reiche Erfahrung mochte ihn belehrt haben, daß bei der verhältnismäßig großen Menge von Geſchichtſchreibern in unſerer Zeit es wohl noch das unſchädlichſte ſein möchte, wenn ſie ſich an gewiſſe ganz ſinnenfällige Aeußerlichkeiten in der Beurtheilung der hiſtoriſchen Quellen hielten. Für ſeine Perſon dagegen ſollten, wie ſich in allen den eben beſchriebenen Fällen zeigte, Geſichtspunkte maßgebend ſein dürfen, die ſich ſtets nur auf der vollen Höhe eines politiſch, philoſophiſch und künſtleriſch begnadeten Bewußtſeins finden können.

Durchaus falſch wäre aber die Annahme, als hätte Ranke ſeinem kritiſchen Verfahren in allen Fällen eine irgendwie zu behauptende objective Giltigkeit beigemeſſen. Was man die Rankeſche Schriftſtellerkritik nennen kann, iſt nichts anderes, als eine aus ſehr vielen Geſichtspunkten heraus verſuchte Verſtändigung über die Art und Weiſe, wie ſich die Ueberlieferung in dem Geiſte eines Erzählers darſtellt. Hierbei iſt er überall auf das weiteſte davon entfernt von ſeiner eigenen Empfindung abzuſehen, oder den rein ſubjectiven Ueberlegungen von Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit aus dem Wege zu gehen. Das einzige, was ſeiner Kritik den Charakter von etwas objectiverem verlieh, war die reinliche Suche nach gewiſſen Quellen, die dem hiſtoriſchen Erzähler vorlagen. Von jeder Ueberlieferung, wenn ſie nicht der eingeſtandenen Erfindung der dichtenden Phantaſie entſpringt, muß ja die Vorausſetzung gelten, daß ſie von irgend einem Punkt und in irgend einer Zeit ihren Urſprung genommen habe und es iſt einleuchtend, daß beides für ihren Werth maßgebend ſei, aber daß mit dieſer Erkenntnis für die Wahrheit der

[1] Siehe unter Abſchnitt III. Cap. IV.

Ueberlieferung etwas entſchieden iſt, hat Ranke nirgends gemeint. Der Wunſch, über eine Sache den „originalſten“ d. h. den urſprünglichſten Bericht zu erhalten, iſt die pſychologiſch begründete Forderung, um den Zweifel zu beſeitigen; wenn Ranke die Geſchichtsforſchung ſtrenger und unermüdlicher darauf hingewieſen hat, ſo iſt damit nicht die hiſtoriſche Methode erſchöpft worden, oder etwas geſchehen, was der Geſchichtswiſſenſchaft ausſchließlich eigen wäre. Die poſitive Feſtſtellung des Thatbeſtandes ergibt ſich dem großen Meiſter überall nur aus der hinzugekommenen Syntheſe, bei welcher Ranke vielleicht weniger als viele andere zauderte, ſeinem ſubjectiven Ermeſſen den weiteſten Spielraum einzuräumen.

Das Verlangen nach den originalen Berichten hat ſeine Fruchtbarkeit weit weniger in der Kritik der Geſchichtſchreiber, als vielmehr in der größeren Beachtung und Verwerthung des urkundlichen Materials bewährt. Ranke beruhigte die leidenſchaftlich erwachte Skepſis nicht ſo weſentlich durch die Kritik, als durch die möglichſt urkundliche Beglaubigung der geſchichtlichen Thatſache. Und hier war auf dem von ihm betretenen Forſchungsgebiet eine Ausbeute zu gewinnen, die am meiſten und ſtärkſten auf die Umgeſtaltung der modernen Hiſtoriographie zu wirken vermochte. Niemand hat vor ihm in Deutſchland die diplomatiſche Forſchung ſo ernſtlich und nachhaltig in den Mittelpunkt der hiſtoriſchen Arbeit gerückt. Darin lag vielleicht der wichtigere und entſcheidendere Schritt.

Die diplomatiſche Forſchung und Gelehrſamkeit Rankes ſteht mit der Geſchichte und der Politik Venedigs im untrennbaren Zuſammenhang. Bei der geiſtvollen Diplomatie der Republik iſt er zuerſt in die Schule gegangen und an den Berichten der venezianiſchen Geſandten hat er den Feuereifer entzündet, der unſere ganze Gelehrſamkeit ſeither für das diplomatiſche Actenſtück beherrſcht. Es war gewiß nicht in Rankes Sinne, wenn man zuweilen ſein ungeheueres Verdienſt zu übertreiben ſuchte und behauptete, daß er dieſe Art von Quellen geradezu entdeckt hätte. Aber ſoweit davon in Norddeutſchland irgend etwas zu erlangen war, ſo hat er den Inhalt derſelben zum erſten Male gründlich ausgeſchöpft, dankbar der edlen Beſtrebungen Müllers gedenkend, der eine gleiche Abſicht durchzuführen verhindert geweſen iſt.

Nicht diese Frage um die Priorität ist es jedoch, was für das richtige Verständnis der diplomatischen Geschichtsforschung und ihrer Entstehung und Entwicklung ins Gewicht fällt, sondern eine Betrachtung, zu der Ranke selbst die beste Anregung und Anleitung gegeben hat. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Erforschung der politischen Verhältnisse besonders von Seiten solcher, die sich selbst in ernsterer praktischer Theilnahme an den Geschäften hervorzuthun trachteten, ein Gegenstand geheimer Belehrung gewesen, dem man jede Mühe und selbst die bedeutendsten Geldopfer zu bringen willig war. Ein Privatarchiv zu besitzen, aus dem man sich über Zustände und Verhältnisse der Staaten genauere Nachrichten und Kenntnisse zu verschaffen Gelegenheit hatte, war insbesondere in den Ländern, wo man seit dem 15. Jahrhundert die politische Thätigkeit als eine Kunst zu üben pflegte, etwas vortheilhaftes. Dazu kamen die Neigungen historischer Sammler, deren es ja zu allen Zeiten mehr gab, als man gewöhnlich annimmt. Auf diese Weise entstand seit lange eine Art von Concurrenz zwischen den Ueberlieferungen, die sich bloß auf die gedruckte, jedermann zugängliche Litteratur gründeten, und den Sammlungen von Urkunden aller Art, welche der Privatfleiß zusammenbrachte. In den offiziellen Kreisen der Staaten war, ist und blieb bis auf den heutigen Tag die unmittelbare Information aus den Papieren vorhergehender Regierungsmänner das übliche und gewohnte Mittel, in die Geschichte eingeweiht zu werden. Seit ältesten Zeiten hat man auf diese Weise sich in Byzanz wie in Rom eigentlich regierungsfähig gemacht. Diesem System schlossen sich dann alle öffentlichen Gewalten mehr oder weniger an, und Venedig erscheint dem heutigen Beobachter durch die Fülle dessen, was es gesammelt und bewahrt hat, ganz besonders verehrungswürdig. Wenn der Zufall in die Hand Rankes neben politischen Schriften der päpstlichen Curie ganz besonders auch die Berichte der venezianischen Republik gelegt hatte, so war das, was er zunächst benutzte, auch nur ein Fond, der durch einen privaten Sammelfleiß einstens geschaffen wurde. Was Ranke dabei entdeckte, war denen, die sich auf diese Weise ursprünglich eine Belehrung über die Zustände der Staaten zu verschaffen suchten, ebenso gut bekannt, wie es jedem im allgemeinen einleuchtete, der an solche Sammlungen und Berichte

herantrat. Die Natur des diplomatischen Materials gewährte mehr Glaubwürdigkeit und Vertrauen als alle gedruckte Ueberlieferung, aber freilich konnte darüber kein Zweifel sein, daß diese bloß geschriebenen Geschichtsdenkmäler selbst wieder eine unendliche Mannigfaltigkeit von Werthen darstellten.

Die diplomatische Forschung wurde von Ranke nicht entdeckt, sondern sie wurde von ihm gegenüber der Ueberschwemmung durch die erzählende gedruckte Litteratur nur zum Gemeingut der Wissenschaft erhoben. Er wollte sich nicht rühmen, ein neues kritisches System der Geschichte gefunden zu haben, sondern er hob in schlichter Wahrheitsliebe vielmehr mit voller Anerkennung hervor, wie, abgesehen von den eigentlichen Staatsmännern vergangener Zeiten, auch Privatpersonen, wie die Nani und Barberini, die Palavicini und Vitellozzi, das kritische Geheimnis der Geschichtsforschung so gut gekannt haben, wie irgend ein neuerer Schriftsteller. Mit diesem Wissen hatte es keine andere Bewandtnis, als mit der Fabrication von venezianischem Glas; manche Zeit hindurch schienen gewisse Mischungen vergessen zu sein, die einstens das Auge besonders erfreuten und ein Geheimnis weniger waren. Später kamen andere, welche ihre Kunst, das Glas in den verschiedensten Farben leuchten zu lassen, zum Gemeingut zu machen verstanden. Auch in der Diplomatie erregte das alte Venedig Neid und Bewunderung, und der neue Geschichtsforscher hat es verstanden, die Weisheit der alten Politiker auszugraben und sich seinerseits anzueignen. Eine kindliche Vorstellung wäre es aber, zu meinen, er hätte auf diese Weise ein neues Prinzip in die Wissenschaft eingeführt.

Für die Kritik des diplomatischen Materials selbst ließen sich zunächst nur wenige Grundsätze gewinnen. Der liebevollen weiteren Vertiefung in die venezianischen Depeschen und Relationen verdankte man, nachdem es dem Meister inzwischen gelungen, in Venedig selbst in den ursprünglichsten Folianten dieser Art zu schwelgen, einige der reizendsten Schilderungen von der Art und Weise, wie diese historischen Hauptquellen entstanden sind, wie sie practisch zu ihren Zeiten nutzbar gemacht, und wie sie als Dinge der Staatskunst bewahrt worden waren; aber indem der Meister an die Betrachtung eines einzelnen Falls der geschichtlichen Entwicklung Venedigs herantrat,

wie bei der ihn fast widerwillig fesselnden „Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618", macht man leicht die Bemerkung, daß ihm das ganze venezianische Archiv keine Qual des Zweifels, keine Anstrengung der Combination, keine Entschließung des Urtheils ersparte. Mitten in der Fülle der Relationen schlägt er sich mühsam und zuweilen zaudernd mit dem gedruckten Werke des Grafen Daru herum, und wenn man es ehrlich sagen soll, so ist die Lösung der Räthsel doch auch in den Archiven nicht zu finden gewesen.

Das büreaukratische Witzwort, quod non est in actis non est in mundo, konnte den kritischen Geist Rankes gewiß nicht gefangen nehmen, aber die immer reichere Ausbeute von neuen „originalen" Ueberlieferungen bereitete eine neue Art von Schwierigkeiten und einen neuen Kampfplatz für kritische Erwägungen. Der Boden auf dem jetzt das kritische Problem stand, war gleichsam emporgehoben, aber ob die Erörterung in der niedrigen Sphäre schriftstellerischer und erzählender Ueberlieferungen oder in den obersten Regionen offiziellster Berichte geführt wurde, die Stellung, die der aufnehmende und wiedererzählende Geist zu der ganzen Sache erhalten hatte, war dadurch nur wenig verändert.

Eben in dem zuletzt genannten Aufsatz beklagte Ranke die Unvollkommenheit der Schriftsteller, wie der Actenstücke, um das Echte ungetäuscht zu erkennen. Nachdem er alle Vorzüge der venezianischen Geschäftsführung und Beurkundung geschildert hatte, bemerkte er: „Nur eines vermissen wir hierbei, wie durch die ganze venetianische Geschichte. Man hat sich begnügt, die Beschlüsse, die Schreiben in Bücher einzutragen. Die Berathungen aber, aus denen diese erst hervorgingen, in denen die bestimmenden Momente zur Sprache kommen mußten, hat man versäumt aufzuzeichnen." Mit anderen Worten, jetzt, nachdem sich der Kritiker so voll und glücklich fühlt, das „originale" zu besitzen, muß er uns das Geständnis machen, daß er das wesentlichste doch erst aus seinem eigenen Geiste werde hinzuthun müssen, und daß man also doch wieder auf sein sachgemäßes subjectives Urtheil angewiesen sein werde, um die Wahrheit zu erkennen. Und man dürfte hinzufügen, stände die Sache denn besser, wenn uns das venezianische Archiv wirklich Kunde von dem gäbe, was in den Berathungen zur Sprache gekommen ist? Die Frage beantwortet

ein tiefsinniger Ausspruch der Protokolle bei einer andern Gelegenheit, wo sich der Staatsrath zu der sehr weisen Entschließung vereinigte, die Berathung deshalb nicht aufzuzeichnen, damit niemand verhindert sei, seine volle Meinung und Ansicht und die ganze Wahrheit zu sagen.

Wenn man endlich das eigene Resultat der Untersuchung Rankes über die Verschwörung gegen Venedig in 1618 betrachtet, so findet sich, daß er eine Meinung verfocht, welche von keinem Schriftsteller, von keinem Actenstück, von keinem Bericht unterstützt wird, er urtheilte von dieser Verschwörung, daß sie zugleich wahr und nicht wahr sei, weil sie schon erstickt worden, bevor sie hätte wahr werden könnnen, beiläufig bemerkt, genau dieselbe Auskunft, nach welcher auch die Wallensteinfrage gelöst worden ist. Soll man nun diese Kritik eine objective oder eine subjective nennen?

Es würde zu weit führen, der zahlreichen anderen Fälle zu gedenken, wo sich der Meister in voller Schärfe der Ueberzeugung von allen offiziellen und nicht offiziellen Berichten abgewendet hat und seiner völlig subjectiven Combination in der Entscheidung der schwierigsten althergebrachten Streitfragen den Vorzug gab. So beispielsweise in der Bartholomäusnacht, so in Bezug auf Essex und sein Vergehen gegen die Königin, — von den noch souveräneren Urtheilen abgesehen, zu denen in der Weltgeschichte Anlaß vorlag. Wenn man Ranke ein durchgreifendes kritisches Princip, von dessen Giltigkeit er ein- für allemale überzeugt gewesen sein sollte, zuschreiben wollte, so könnte es gewiß nur das Gegentheil einer unbedingten Annahme des diplomatischen Berichts oder der offiziellen Urkunde sein. Es hieße ja auch gar zu sehr auf die Naivetät des kritischen Historikers rechnen, wenn man ihm zumuthen sollte, er müsse alles, was irgend ein Mann in seiner amtlichen Eigenschaft niedergeschrieben hat, ohne weiteres annehmen.

Als Ranke zuerst auf die Nothwendigkeit aufmerksam geworden war, soweit irgend möglich nach den originalen Berichten zu suchen, und zu diesem Zwecke dem handschriftlichen und archivalischen Studium in dem gelehrten Betriebe der Geschichte diejenige Stellung und Bedeutung eroberte, welche sonst nur ein Vorrecht des praktischen Staatsmanns und officiellen Politikers war, hatte niemand die

Ahnung von der Ausdehnung jenes geschriebenen Materials, das die modernen Jahrhunderte geordnet und ungeordnet hinterlassen haben. Das Geheimnis, mit welchem der Staat jene Ueberlieferungen umgab, die lediglich zu seinem Nutzen und zu seinen Zwecken in die Welt gesetzt worden sind, vermochte den außen stehenden Forscher in eine Art von Illusion zu versetzen. Auch Ranke war bei dem Beginne seiner Studien in dieser Richtung sich nicht darüber klar, wie es möglich oder vielmehr nicht möglich sein werde, die diplomatische Ueberlieferung zu erschöpfen, um irgend einen Zeitabschnitt in darstellender Weise zu vollenden und abzuschließen. Es ist nicht nur erwünscht, sondern auch gegenüber dem jungen Pfadfinder billig zu sagen und im Gedächtnis zu bewahren, daß man sich vor 60 Jahren in Deutschland über die Fülle des factisch vorhandenen Archivsmaterials in Europa auch nicht die annähernd richtige Vorstellung machte. Im Angesicht von 53 Fascikeln Actenstücke war der junge Ranke in einer Stimmung, als könnte sich die Welt vor ihm eröffnen. Und doch hatte er dabei noch nicht viel mehr und besseres gewonnen, als etwa ein Legationssekretär, wenn er angewiesen wird, sich zunächst einmal den Inhalt der gesandtschaftlichen Voracten an dem betreffenden Hofe einigermaßen anzueignen. Man begreift das Erstaunen des jungen Forschers in Venedig, als er die weiten Säle der Frari in Augenschein nahm. Es war sein Verdienst und das Verdienst so vieler anderer, die ihn auf diesem Wege begleiteten oder denen er den Weg gewiesen, daß man sich nachher doch eine Orientirung über das vorhandene diplomatische Material verschaffte. Sehr bezeichnend ist es aber trotzdem, daß Ranke selbst noch in seinen alten Tagen als längst erprobter Kenner solcher Dinge einmal einer ganz ungeheuren Unterschätzung dessen, was nur allein in einigen Theilen von Deutschland an „originalen Berichten" zur Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts vorlag, sich gleichsam schuldig machte.

Indessen hatte die Erfahrung dem Forscher längst die Ueberzeugung gegeben, daß dem diplomatischen Material nach den Grundsätzen, mit denen etwa Niebuhr die römische Ueberlieferung analysirte, oder wonach sich Ranke an der Kritik seines Guicciardini einst erfreute, überhaupt nicht beizukommen wäre. Auch wenn man den

größeren Theil deſſen, was die letzten Jahrhunderte an Niederſchriften hiſtoriſcher Art hinterlaſſen haben, in der bequemen Form des Druckes benutzen könnte, ſo würde eine philologiſch zu Werke gehende Kritik zu keinem Ende kommen können. Wenn Ranke anfänglich nur ins Volle zu greifen brauchte, um die ſo wenig benutzten originalen Quellen gegenüber den ſchriftſtelleriſchen Ueberlieferungen friſchweg auszuſpielen, ſo zeigte ſich im Verlauf ſeiner Studien ſehr raſch die Nothwendigkeit, auch hier Arbeitsmethoden zu finden, die aber nur ſehr wenig Aehnlichkeit mit ſonſtigen kritiſchen Uebungen haben konnten. Dem maſſenhaften Material der Archive gegenüber war der ſelbſtbewußte Angriff und der gewagte Eingriff weitaus das wichtigſte. Wer jemals Ranke in einem Archiv arbeiten geſehen hat, der wird beſtätigen können, daß ihm alles ſyſtematiſche Vorgehen hierbei fremd war. Er hatte ſich ſeine ganz beſtimmten Fragen formulirt, auf die er Antworten ſuchte. Seine kritiſche Methode beſtand jetzt vorwiegend im Suchen, und was er ſuchte, hat er faſt immer zu finden gewußt. Er war an vielen Orten der Schrecken der Archivare, die ihm nicht genug Fascikel herbeizuſchaffen im Stande waren, und die ſich dann ärgerten, daß der begehrliche Gaſt meiſt mit der Hand las. Aber einzig auf dieſem Wege kamen dieſe immenſen Arbeitsreſultate zu Stande. Das ganze Verfahren beruhte auf der erſchöpfenden Kenntnis alles deſſen, was man je über einen Gegenſtand erfahren und gewußt hat. Die Dinge ſelbſt waren dem Forſcher in allen Beziehungen längſt vertraut, da er ſie jahrelang vorher ſtudirt und erwogen hatte. Wenn er ſich ſo erfüllt ſah mit der genaueſten Kenntnis eines Zeitraums, dann ſtürzte er ſich auf eine beſtimmte Sammlung oder ein beſtimmtes Archiv, er vermochte ſchon vorher mit divinatoriſcher Sicherheit zu ſagen, in dieſen oder jenen Berichten dieſes oder jenes Geſandten werde er dasjenige finden, was er zu wiſſen wünſchte. Dann durchmuſterte er hunderte von Actenſtücken und bezeichnete ein paar, die man ihm abſchreiben mußte. Er verfuhr hierbei mit einer unglaublichen Selbſtgewißheit, und in verwunderlich kurzer Zeit war darnach ſchon das Buch fertig, von dem die Fernſtehenden glauben konnten, er habe eben erſt neulich die erſten archivaliſchen und kritiſchen Unterſuchungen begonnen. Aber wer ſo urtheilte, dem war die Thatſache verborgen, daß der

große Meister schon seit Jahren gewisse Dinge vollständig vorbereitet hatte und beherrschte.[1]

---

[1]) Manchem Leser wird vielleicht ein kleines persönliches Erlebnis Freude bereiten, das ich schon einmal in einem Nekrologe veröffentlicht habe und dessen Erzählung ich hier zu wiederholen mir gestatten will.

Ich entsinne mich einer kleinen Anekdote, die ich hier umsoweniger vorenthalten möchte, als sie, schon mehrere Decennien alt, sich schließlich in dem Wiener Archiv abspielte, wo ich damals bedienstet war. Wenn ich nicht irre, war es schon in den fünfziger Jahren; ich besitze noch das charakteristische Dictat Rankes in meinem Notizbuch, welches er mir zu dem Zwecke gegeben, damit ich bei dem Wiener Archive zu erfahren suche, ob man ihm Einsicht in die Starhembergschen Berichte aus Paris vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges gewähren würde. Diese Acten, die heute längst eröffnet sind, wurden in damaliger Zeit wohl mit zu den geheiligtesten Geheimnissen des österreichischen Staates gerechnet, und der damalige Vorstand des Archivs schien blos dazu da zu sein, um den Eingang in den Tempel zu bewachen.

Obwohl ich nun nach Kenntnis der Sachlage sofort meine Zweifel aussprach, ob es selbst einem Ranke gelingen werde, in diese geheiligten Geheimnisse einzudringen, so befahl er mir doch sehr bestimmt, folgende Anfrage zu stellen, die er in kunstvolle Sätze gekleidet hatte; er dictirte:

„Ueber den Ursprung des siebenjährigen Krieges liegen die nöthigen Papiere, welche die Beziehungen von Preußen und anderen Mächten betreffen, vor. Die Verhältnisse von Oesterreich zu Frankreich dagegen sind unklar. Man hat zwar die Depeschen des französischen Gesandten in Händen gehabt, allein diese enthalten über die eigentlichen Verhandlungen zwischen Maria Theresia und dem französischen Hofe nichts entscheidendes, da diese Verhandlungen in Paris gepflogen wurden. Es käme also darauf an, die Berichte des damaligen österreichischen Bevollmächtigten aus Paris ebenfalls studiren zu dürfen, um zu einem Abschluß zu gelangen."

Ich bemerkte sogleich, daß das Verlangen Rankes in diesen Worten zwar sehr diplomatisch ausgedrückt schien, vermochte aber nicht von einer Anfrage dieser Art viel zu erwarten. Als ich nach Wien zurückgekommen war, eröffnete ich mich nicht ohne Zagen dem damaligen Leiter des Archivs, Herrn Hofrath v. Erb, der meine Notate las und fast einer Ohnmacht nahe zu sein schien. Er hätte eigentlich in seiner amtlichen Lebenszeit an die Möglichkeit eines solchen Ansinnens am liebsten nicht gedacht; was ihm wenigstens wohlthat und den Blick in eine schauerlich verkehrte Zukunft nicht gänzlich verdüsterte, war meine Versicherung, daß ich meinerseits gleich von vornherein vor einem so sträflichen Versuche selbst eines Mannes wie Professor Ranke zu warnen nicht unterlassen hatte.

Es vergingen einige Jahre. Eines Tages trat der Geheimrath v. Ranke bei mir ein und erzählte, er wolle jetzt über den Ursprung des siebenjährigen Krieges arbeiten. Seine Eingabe habe er durch das auswärtige Amt bereits gemacht und hoffe morgen Bescheid zu erhalten. Den andern Tag traf ich ihn wirklich im Staatsarchive; er verhandelte lange und eingehend mit der Direction.

Alles was Ranke unternahm und angriff, war ebenso genialisch als zweckmäßig und erfolgreich und kaum wird es einen zweiten Geschichtsforscher geben, von dem man sagen könnte, daß er in gleichem Maße meistens das richtige getroffen und jede Frage soweit erledigt hat, um jedem später kommenden den Zweifel zu geben, ob sich da irgend etwas wesentlich neues oder etwas besseres noch hinzufügen lasse. Aber zu behaupten, daß diese Resultate auf dem Wege irgend einer feststehenden kritischen Regel, oder einer von andern früher oder später nicht ebenso gehandhabten Methode gefunden worden seien, wäre eine vollkommene Verkennung des wahren Sachverhalts, und man möchte fast hinzusetzen es wäre eine Unterschätzung der persönlichen Größe und unerreichbaren Weisheit und Kunst des großen Geschichtsdenkers. Die Vorstellung von der angeblich nur bei ihm vorhandenen und angewendeten „kritischen Methode", die eben nur erfunden worden zu sein brauchte, um einen Ranke hervorzubringen, und alle die Versuche das Verdienst desselben statt in seiner Kunst und künstlerischen Natur, in die prosaische Entdeckung einer historischen Maschine zu versetzen, mittelst der man die Wahrheit der Dinge erforschen könnte, dies sind Mythen, welche die Schulweisheit späterer Tage oder der Parteieifer gelehrter Genossenschaften um die freie Stirn des Meisters geflochten, — ein Lorbeerkranz von der zweifelhaftesten Art!

Beim Weggehen, wo er es sehr eilig hatte, bat er mich, ihn zu begleiten; wir gingen vor das Burgthor hinaus und er war sehr aufgeregt, gestikulirte mit den Händen in ganz ungewöhnlicher Weise und wiederholte immer: am besten habe ihm bei der Sache der Hofrath v. Erb gefallen, denn der habe ihm alles rundweg abgeschlagen. „Man hat gar keine Umstände mit mir gemacht; rund abgeschlagen." Indem ich nun versuchte, den verehrten Mann zu beruhigen und, da es ein kalter Oktobertag war, ihn zu bewegen, mit mir nach Hause zu gehen, bemerkte ich, daß er einen auffallend langen Rock anhabe. Ich betrachtete die Aermel, welche dem kleinen Mann bis tief über die Hände herabhingen, und judicirte endlich: Sie haben Ihren Winterrock verwechselt. Er besah sich, griff in die Taschen und vermißte seine Brieftasche. Es blieb nichts übrig, als umzukehren und in dem fatalen Amte nach dem rechten Rock zu suchen. Es zeigte sich, daß der Geheimrath den Winterrock eines andern Geheimraths in der Erregung über den abschlägigen Bescheid angezogen hatte. Soviel ich aber weiß, hat das Wiener Archiv die Wünsche Rankes in dieser und in vielen anderen archivalischen Beziehungen später erfüllt.

An all den kritiſchen Geſetzen, nach denen die Forſchung Rankes ſich vollzogen haben ſollte, iſt eigentlich nichts greifbares, als die logiſche Vorſicht und Umſicht, mit der jede vorhandene Ueberlieferung in ihrer eigenen Natur und Wahrheit erkannt und verwerthet worden iſt, und die Sorgfalt und raſtloſe Mühe zu bemerken, mit denen man neue und immer neue Zeugniſſe und Mittheilungen über einen Gegenſtand ſucht und herbeiſchafft, bevor man ſein Urtheil abſchließt.[1] Daß dieſe Thätigkeit nicht nur eine unverdroſſene, ſondern auch eine ſolche ſein wird, die ſich ganz und gar auf das Object richtet, kann freilich gar keinem Zweifel unterliegen. Wie man aber dazu käme, dem großen Geſchichtsforſcher deshalb alle jene geiſtigen Operationen abzuſprechen, die er in jedem einzelnen Falle nöthig hatte, um ſich den hiſtoriſchen Vorgang vorzuſtellen und denſelben nach ſeiner nun gewonnenen Anſicht auch wieder anderen erzählen zu können, dies beruht in der That auf einem der ſeltſamſten Mißverſtändniſſe, welche jemals in dem Betriebe eines großen Wiſſensgebietes zu Tage getreten ſind. Wie die ewig wiederholten Worte von Rankes objectiver Geſchichtſchreibung, ſo ſind auch die von ihm feſtgelegten Grundſätze der ſchriftſtelleriſchen und diplomatiſchen Kritik nichts als Fabeln, die von dem Tiſche des Reichen aus der Fülle köſtlicher Gaben ſchlau hinweggenommen wurden, um die Blößen der Armuth der anderen damit zu bedecken.

[1] Die bekannte hieraus entſtandene Recenſionsformel: Die Methode des Verfaſſers verdient alle Anerkennung, ſie iſt vortrefflich, jedoch ſind wir mit allem, was er dabei herausgebracht hat, nicht einverſtanden u. ſ. w., die Folge aller dieſer kritiſchen Confuſion, wird im allgemeinen im letzten Abſchnitt dieſes Buches noch näher beleuchtet werden.

III.
Ideenlehre.

Von keinem andern neuern Geſchichtsforſcher wie von Ranke wurde ſo gern und ſo oftmals die Behauptung aufgeſtellt, daß er in einem lebhaften Gegenſatze gegen die Philoſophie der Geſchichte geſtanden hätte. Nicht ſelten wollte man ihm ſogar die bewußte Abſicht zuſchreiben, die Irrlehren philoſophiſcher Syſteme in Bezug auf die Geſchichte bekämpft und überwunden zu haben. Es galt als eine Art von Grundwahrheit, daß durch die Rankeſche Richtung die philoſophiſchen Conſtruktionen der Geſchichte ein für allemal beſeitigt worden ſeien. Da aber Ranke ſelbſt über dieſe und ähnliche Gedanken und Fragen ſich immer nur ganz gelegentlich und nie in zuſammenhängender Erörterung auszuſprechen liebte, ſo iſt ſein Verhältnis zur Philoſophie der Geſchichte im ganzen ebenſo dunkel geblieben und ebenſo vielen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt geweſen, wie ſein angebliches Lehrſyſtem der hiſtoriſchen Kritik.

Der erſte und einzige, der ſich auch hier wiederum das überragende Verdienſt erworben hat, auf urkundlicher Grundlage über dieſes vielbeſprochene Verhältnis Licht verbreitet zu haben, iſt A. Dove. Alles weſentliche iſt von dieſem trefflichen Commentator eigentlich ſchon geſagt und geſammelt worden, und wenn man zu einer gewiß auch ihm nicht unerwünſchten weiteren Erörterung über dieſe Gegenſtände ſchreitet, ſo kann dies faſt nur mit der Entſchuldigung geſchehen, daß Erklärung und Auslegung großer Meiſter der Litteratur allemal als etwas unerſchöpfliches gelten darf. Es wird als ein ſchöner Erfolg angeſehen werden, wenn zwiſchen den Interpretatoren

einige Verständigung und Uebereinstimmung erwächst. Man darf sich auch von vornherein einer gemeinsamen Empfindung mit Doves klarer Denkungsart versichert halten, wenn man bekennt, wie viele Sätze Rankes in der angedeuteten Richtung wirklich schwer verständlich und doch allemal der besten Ueberlegung werth zu sein pflegen.

„Ueber das Wesen dieser ihm von Jugend auf beständig vorschwebenden universalhistorischen Wissenschaft, sagt Dove, pflegte sich Ranke in der Einleitung zu Universitätsvorlesungen nicht selten auch theoretisch eingehender auszulassen." Die urkundlichen Zeugnisse dieser Art sind aus den verschiedensten Jahren von 1830—1880 theils auf Grund von eigenen Niederschriften Rankes, theils nach nachgeschriebenen Schülerheften zusammengestellt. Was sich überdies hierüber aus den Werken selbst gewinnen läßt, wird sich mit Leichtigkeit hinzufügen lassen. Darnach darf wohl als festgestellt erachtet werden, daß Ranke hinter den Erscheinungen des geschichtlichen Lebens etwas suchte, was mit der Philosophie und den von den verschiedensten Philosophen ausgesprochenen Anschauungen über geschichtliche Dinge in einer Art von Verwandtschaft steht. Er drückt es zu den verschiedensten Zeiten fast immer mit denselben Worten aus: Richtung auf das Allgemeine, Zusammenhang des Ganzen, der geistige Gehalt der geschichtlichen Erscheinungen, die objective allgemeine Entwicklung, die Wirksamkeit der Ideen, Unterschied universalhistorischen Wissenschaft und Einzelforschung; — wer erinnerte sich nicht, diesen und ähnlichen Worten und Wendungen tausendmal in allen Schriften Rankes begegnet zu sein. Auch in den von Dove jetzt veröffentlichten Entwürfen und Antrittsvorlesungen bilden sie sozusagen den Kern der Sache. Was aber damit gemeint sei, muß erst noch des nähern untersucht werden, denn leicht ist es nicht, das richtige dabei zu denken. So bemerkt Ranke schon in den ältesten Aufzeichnungen dieser Art: „Denn unendlich falsch wäre es, in den Kämpfen historischer Mächte nur das Wirken brutaler Kräfte zu suchen und somit einzig das Vergehende der Erscheinung zu erfassen: kein Staat hat jemals bestanden ohne eine geistige Grundlage und einen geistigen Inhalt. In der Macht an sich erscheint ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eigenes Leben hat, mehr oder minder eigenthümliche Bewegungen erfüllt und sich einen

Wirkungskreis bildet. Das Geschäft der Historie ist die Wahrnehmung dieses Lebens, welches sich nicht durch Einen Gedanken, Ein Wort bezeichnen läßt; der in der Welt erscheinende Geist ist nicht so begriffsmäßiger Natur: alle Grenzen seines Daseins füllt er aus mit seiner Gegenwart; nichts ist zufällig in ihm, seine Erscheinung ist in allem begründet."

Und wieder ein Menschenalter später sagte Ranke: „Gestehen wir, daß die Geschichte nie die Einheit eines philosophischen Systems haben kann; aber ohne inneren Zusammenhang ist sie nicht." Dann heißt es weiter: „Die Universalgeschichte begreift das vergangene Leben des menschlichen Geschlechts und zwar nicht in einzelnen Beziehungen und Richtungen, sondern in seiner Fülle und Totalität". Dabei will aber Ranke nicht in die vagen Allgemeinheiten gerathen, mit denen eine frühere Zeit sich begnügte: „sie dürfen jetzt gar nicht mehr vergetragen werden". Die „Totalität" der Geschichte entsteht aus der Wahrnehmung der Freiheit der menschlichen Handlungen, „denen eine Nothwendigkeit zur Seite steht". „Das Gewordene constituirt den Zusammenhang mit dem Werdenden." Daraus ergibt sich der Begriff eines Jahrhunderts, einer Epoche. „Die Verschiedenheit der Epochen beruht darauf, daß aus dem Kampf der Gegensätze von Freiheit und Nothwendigkeit andere Zeiten, andere Zustände hervorgehen."

Alle diese Grundgedanken Rankeſcher Geschichtsbetrachtung sind wenigstens in dem, was sie ablehnen, vollkommen verständlich, sie wenden sich gegen eine Allgemeinheit und Einheit des welthistorischen Begriffs, wie ihn häufig die Philosophie der Geschichte gefaßt und aufgestellt hat. Davon will Ranke vor allem nichts wissen, daß sich in der Weltgeschichte ein Gedanke, ein Schema verfolgen lasse. Sei es, daß er diese Philosophie der Geschichte mehr aus Hegel oder aus Fichte kennen gelernt hat[1] — es bleibt unsicher, wie weit er sich

[1] In dem jetzt vorliegenden Bande der S. WW. LIII. bilden die Briefe an Heinrich Ritter einen ansehnlichen Bestandtheil, um so merkwürdiger ist es, daß über die philosophischen Fragen darin gar keine Andeutungen vorliegen. Dagegen möchte ich einen andern Punkt nicht unberührt lassen. Die eigenen Aufzeichnungen und die Briefe geben ein recht deutliches, wenn auch nicht ausreichendes Material für Rankes Hinneigung zu den romantischen Litteratur-

eigentlich mit der geſchichtsphiloſophiſchen Conſtruction eingehend befaßt hat — ſoviel iſt gewiß, daß der Weltplan Fichtes beſonders ſtark ſeinen Widerſpruch reizte, und daß er die Geſchichtsphiloſophie Hegels, die an Stelle des Details das Syſtem ſetzt, willkürlich und gewaltſam fand. Wenn er dann doch wieder dergleichen ein großartiges und gigantiſches Unterfangen genannt hat, und vielleicht wieder ein andermal in der philoſophiſchen Methode etwas Wahres ſehen wollte, indem ſie auf einem „berechtigten Grunde, auf dem Bedürfnis nach univerſeller Anſchauung beruhe", ſo zeigt ſich in alledem eigentlich nur ein Ringen und Streben, etwas an die Stelle deſſen zu ſetzen, was dem Hiſtoriker vermöge ſeiner Erfahrung und ſeiner empiriſchen Betrachtungsweiſe unbedingt für ungenügend und das Weſen der Dinge nicht erſchöpfend erſcheinen mußte. Wie man ſich aber den geprieſenen „Zuſammenhang der Dinge" vorzuſtellen habe, darüber fehlt es an einer deutlichen Erklärung.

Wenn es bloß darauf ankäme, nur die logiſchen Schwierigkeiten in Rankes Anſchauungsweiſe aufzuzeigen, ſo wäre nichts leichter, als gerade an dieſer Stelle vorzugehen. Denn wenn der Geſchichtsforſcher nur in dem wirklichen Hergang der Geſchichte den Zuſammenhang derſelben erkannt wiſſen will, dabei aber doch behauptet, hierin liege zugleich das Allgemeine in den einzelnen Erſcheinungen, ſo ſieht jeder, daß dieſe Ausdrucksweiſe bei conſequenter Durchführung in bedenklicher Weiſe zu Hegel zurückführen müßte, denn von etwas anderem als von der Identität des realen Hergangs und der allgemeinen Idee iſt ja überhaupt in deſſen Philoſophie nicht die Rede. Der Drang und das Bedürfnis nach dem univerſalhiſtoriſch Allgemeinen muß alſo bei Ranke als ein gewiſſes Zugeſtändnis betrachtet

---

ſtrömungen, wie er denn eine Zeitlang ſich auch in gewiſſen Träumereien und Empfindeleien für den großen Zug der Zeit nicht unempfänglich zeigt: auch Frau von Arnim regte ihn unendlich an. Im Thiergarten begegnet ihm eine gänzlich unbekannte Frau, die ihn durch Irrereden an ſeine mangelnde Gottſeligkeit erinnert u. dergl. m. Man wird manchmal an Baader gemahnt, wenn man die Briefe an den Bruder Heinrich lieſt. Es läßt ſich nur ſagen: Gekannt hat ja Ranke dieſe philoſophiſchen Zeitſtrömungen alle ganz genau, aber andere als vorübergehende Eindrücke hatte er davon nicht: Seine Philoſophie iſt ihm aus ſeinem hiſtoriſchen Nachdenken, man möchte ſagen, eklektiſch zum Hausgebrauch entſtanden.

werden, bei welchem ihm die „Philosophie“, wenn sie den Streit mit ihm ausgefochten hätte, immerhin hart zugesetzt haben würde. Es hätte aber gar keinen Werth, sich nachträglich an diese Schwächen des Geschichtsforschers zu hängen, seine Meinung ist es nie gewesen, sich mit seinen philsophischen Gegenfüßlern schulmäßig auseinanderzusetzen, und so wird es auch für sein Verständnis das Richtige sein, zu zeigen, was er eigentlich wollte.

Jedes Blatt seiner Werke, und nicht bloß die Einleitungen zu seinen Vorlesungen beweisen, daß er in und hinter den Thatsachen etwas zu sehen glaubte, was ihm als sogenannter geistiger Gehalt erst werth und maßgebend wurde. Sein philosophisches Bedürfnis reichte bis zu dem Punkt, wo er das geistige Element hinter der „brutalen“ Thatsache erkannte, aber er wünschte nicht und verbot es sich förmlich, aus dieser Erkenntnis eine Verknüpfung des geschichtlichen Hergangs abzuleiten. Dazu bestimmte ihn besonders die Abneigung gegen alle aprioristischen Gedanken, von denen er die Philosophie überall erfüllt glaubte, obwohl man ihm hier einwenden konnte, es wäre ja doch auch möglich, den von ihm selbst aufgesuchten geistigen Inhalt a posteriori zu einem philosophischen Ganzen zu verarbeiten. Hier aber fehlt in allen Aussprüchen und Andeutungen des Historikers eine klare Antwort darauf, ob er auf seinem Wege zu einer einheitlich verstandenen Wissenschaft gelangen wollte, oder ob er ein solches System ein für allemal von der Geschichte, wie Schopenhauer, ausschloß. Begründete Vermuthungen lassen sich hier kaum aussprechen, aber es wird den meisten Kennern Rankes wahrscheinlich vorkommen, daß er sich über Schopenhauer noch weit mehr als über Hegel erzürnt hätte, wenn er jenen genauer gekannt hätte. Denn nichts bewahrte er bei sich als ein größeres Heiligthum als den Gedanken, daß die Geschichte ganz vorzugsweise Wissenschaft sei und zu solcher erhoben werden müsse. Man muß sich immer wieder an seinen jetzt aus den Briefen bekannt gewordenen Ausruf und Ausspruch erinnern: „Die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wär' mein größtes Glück“.

Indem sich aber Ranke in dem Widerstreite dessen, was er als Philosophie anzusehen und abzuweisen pflegte, und dem, was für ihn der Endzweck des historischen Forschens war, einen bestimmten Stand-

punkt zu erringen ſuchte, läßt ſich doch nicht läugnen, daß ſeine Ausſprüche mehr den Eindruck eines Auskunftsmittels machen. Die nimmer ruhende Betonung des „Weſentlichen" erſcheint als ein Nothbehelf, um den Unterſchied zwiſchen dem „Wiſſenswürdigen", das die Geſchichte in ſo reicher Fülle zu Tage fördere, und der „Wiſſenſchaft des Ganzen" zu zeigen. Ueber dieſe ſelbſt wird gleichſam das letzte Wort immer wieder zurückbehalten. Einmal ſchien er nach Doves Mittheilungen einen Anlauf nehmen zu wollen, die Löſung des Problems durch die Verfolgung des Weges, den Niebuhr eingeſchlagen, einerſeits, und durch die gleichzeitige Annahme der philoſophiſchen Endabſichten Hegels andererſeits zu ſuchen. Das Verfahren der Philoſophie Hegels findet er zwar gewaltſam und unbrauchbar, aber in ihrer Tendenz habe die philoſophiſche Methode etwas Wahres; ſie beruhe auf einem berechtigten Grunde, auf dem Bedürfnis nach univerſaler Anſchauung.

„Wie aber: ſollte man dieſe nicht mit größerer Sicherheit auch auf rein hiſtoriſchem Wege erreichen können? Durch den Weg, welchen Niebuhr einſchlug und die Tendenz, welche Hegel vorſchwebte, laſſe ſich allein zur Erfüllung des univerſalhiſtoriſchen Zweckes gelangen. Mit aller Liebe müſſe man ſich der Einzelforſchung zuwenden, das Individuelle nach ſittlichem Maßſtabe prüfen, indeſſen dabei jederzeit den Gang der Geſchichte im großen und ganzen aufzufaſſen trachten. Das Gebiet der hiſtoriſchen Forſchung ſei zuletzt das eines geiſtigen Daſeins, welches in unaufhörlichem Weiterſchreiten begriffen ſei; freilich richte ſich dies nicht nach den Geſetzen logiſcher Kategorien, ſondern die geſchichtlichen Erfahrungeu hätten immer ihren eigenen geiſtigen Gehalt. In ihrer Folge offenbare ſich nicht eine unbedingte Nothwendigkeit, aber ein genauer innerer Cauſalnexus. Hier herrſche die größte Freiheit, auf der anderen Seite jedoch auch eine bewunderungswürdige Stetigkeit des allgemeinen Zuſammenhangs."

So berichtet Dove über eine Vorleſung Rankes aus den vierziger Jahren. Es ſcheint faſt, als habe dabei Ranke an eine Art empiriſcher Forſchung gedacht, welche zu Geſetzen vorſchreiten könnte, wie ſie etwa die Statiſtik findet. Aber etwas beſtimmtes iſt auch hier nicht ausgeſprochen, und wenn man ehrlich ſein will, ſo muß man ſagen, daß die Rede doch im ganzen äußerſt dunkel bleibt.

Man soll aber einen Mann wie Ranke auch da nicht tadeln, wo man eine Schwäche an ihm zu entdecken glaubt, nicht selten muß man ihm auch für diese dankbar sein. Wohin wäre es mit der gesammten deutschen Geschichtsforschung gekommen, wenn nicht Ranke wenigstens diesen dünnen Faden, der ihn mit der Philosophie verknüpfte, festgehalten hätte, wenn er vielmehr der ausschließlichen „Erforschung des Einzelnen" jenen Freibrief echter Wissenschaft ertheilt hätte, den eine Generation von kleinen Geistern und kleinen Zwecken so dringend und stürmisch verlangte.

Und dürfte man nicht auch noch etwas mehr in diesem scharfen Bedürfnis nach dem „Allgemeinen", so sehr es manchmal etwas unvermittelt und unklar hervorbricht, erblicken? War es nicht vielmehr das starke Bewußtsein einer neuen Bahn, die ergriffen werden sollte? Die Empfindung, daß der philosophische Versuch zwar gescheitert, der historische Weg aber nur eben noch nicht zum vollen Ziele geführt habe?

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte, was Ranke einerseits als den Ausgangspunkt, andererseits als die Aufgabe der Geschichte an verschiedenen Orten hervorhob, so wird man in der Formulirung seiner Sätze überall eine große Uebereinstimmung mit der philosophischen Ausdrucksweise der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts finden. Seine Vorliebe, mit den Ideen der Geschichte zu operiren, verlangt eine besonders eingehende Erörterung, wenn man ihn richtig verstehen soll.

In der Vorrede zu den zwölf Büchern Preußischer Geschichte bespricht Ranke den Gegensatz zwischen den Einzelnheiten der Forschung und den Allgemeinheiten der Entwickelung, wie er denselben auch bei der universalhistorischen Betrachtung immer und immer wieder betont. Selbst das Spezialgebiet, bemerkt er, würde in seiner Wesenheit nicht erfaßt, wenn die historische Forschung bei dem „Einzelnen" stehen bliebe. „Die lebendigen Momente einer allgemeinen Entwicklung müssen auch den Gegenstand der Forschung bilden." In der Weltgeschichte findet er sich im Kreise der Ideen, die er entfaltet hat, so heimisch, daß er einmal die Bemerkung macht, es käme ihm vor, als wenn „im Reiche der Ideen" auch verschiedentliche Verbindungen eingegangen würden. Er hat die Vorstellung, daß sich die Philosophie

des Alterthums in ihrer gegen den Polytheismus gerichteten Entwicklung mit dem Christenthum zu einer neuen Gewalt verbunden habe. Dann aber scheint er bei einer andern Gelegenheit wieder an dem sogenannten Fortschrit der Ideen zu zweifeln, und in der französischen Geschichte heißt es einmal, daß das „was man für einen Fortschritt der Ideen zu halten geneigt sei, sich häufig nur als eine Aufwallung des Moments darstellt."

An manchen Stellen wird man an den Bestand einer selbständigen Ideenwelt erinnert, welche komme und vergehe, als ob sie doch auch ein außerhalb der Welt bestehendes Leben für sich hätte. Ja, die Geister der Welt lösen sich von ihm los und haben „noch ein freies Selbst", obwohl sie doch von den Ideen mit hervorgebracht worden sind. Ideen erscheinen ein andermal in den Kriegskräften und geben den Ausschlag, wenn sie „zugleich allgemeine Tendenzen repräsentiren".

Bei der Fülle und zum Theil widersprechenden Mannigfaltigkeit der Aeußerungen Rankes über die Wirksamkeit der Ideen in der Geschichte würde man kaum im Stande sein sich in diesem Punkte über seine Ansichten volle Gewißheit zu verschaffen, wenn nicht in den für den König Max gemachten Vorlesungsaufzeichnungen dieser Gegenstand in einer strenger gegliederten Ordnung und Weise erörtert wäre, als sonst irgendwo. Dabei ist nur das Eigenthümliche, daß man fast versucht wäre anzunehmen, im Manuscript habe eine Umkehrung der Reihenfolge der ersten Betrachtungen stattgefunden, denn eigentlich geht dem Gedankengange nach das zweite Capitel: „Was von den sogenannten leitenden Ideen in der Geschichte zu halten sei", dem ersten: „Wie der Begriff Fortschritt in der Geschichte aufzufassen sei" voraus.

Nachdem nun Ranke die schon bekannte Verurtheilung der Hegelschen Schule auch hier wiederholte, bemerkte er: „Nach dieser Ansicht würde bloß die Idee ein selbständiges Leben haben; alle Menschen aber wären bloße Schatten oder Schemen, welche sich mit der Idee erfüllten." Er zeigt hierauf die Verwerflichkeit dieser Annahme mit einer sonst weniger scharf hervortretenden Berücksichtigung des Gottesbegriffs. Dann aber folgt ein Satz, der geeignet ist die Ideenlehre wie sie Ranke verstand, endlich in helleres Licht zu setzen:

„Ich kann also unter leitenden Ideen nichts anderes verstehen, als daß sie die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert sind. Diese Tendenzen können indessen nur beschrieben, nicht aber in letzter Instanz in einen Begriff summirt werden, sonst würden wir auf das oben Verworfene neuerdings zurückkommen."

Diese Erklärung läßt nichts zu wünschen übrig, wenn man auch sagen muß, daß an vielen Stellen seiner Erzählungen Ranke doch den Versuch gemacht hat, über die bloße Beschreibung hinauszugehen und zuweilen die Ideen auch zu entwickeln. Was er aber dann noch hinzusetzt, sind höchst inhaltsschwere Worte, in denen sich ohne Frage eine ganze Zukunftswissenschaft erkennen läßt, von der vielleicht an einer andern Stelle passend gesprochen werden mag; hier soll nur der thatsächliche Ausspruch des prophetischen Geschichtsforschers angeführt werden: „Der Historiker hat nun die großen Tendenzen der Jahrhunderte[1] auseinanderzunehmen und die große Geschichte der Menschheit aufzurollen, welche eben der Complex dieser verschiedenen Tendenzen ist. Vom Standpunkte der göttlichen Idee kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwicklungen in sich birgt, welche nach und nach zum Vorschein kommen, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnißvoller und größer, als man denkt."

Hier wird man also auf eine Ideenlehre verwiesen, deren zusammenfassende Vereinigung zwar nicht von dem Geschichtsforscher verlangt werden kann, die aber doch in der Sache selbst fest begründet zu sein scheint; denn die Tendenzen, die Entwicklungen, in welchen sich das Leben der Menschheit bewegt, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Was man mithin nach der angeführten Stelle offenbar vom Geschichtsforscher zu fordern hat, ist der Nachweis der herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert, d. h. also den Nachweis der Ideen.[2]

---

[1] Es ist der Mühe werth, zu beachten, daß für Ranke der Begriff einer Periode häufig mit „Jahrhundert" ausgedrückt wird, wie schon bei den vorher citirten Stellen.

[2] Im Jahre 1873 entwickelte mir Ranke in einem von mir aufgezeichneten Gespräch seine Ansicht über die leitenden Ideen in der Geschichte in folgender Weise: Aus der Erfahrung wüßten wir, daß in bestimmten Zeiten alles

Die sich zumeist anknüpfende Frage, inwiefern in der Geschichte ein diesen Ideen innewohnender Fortschritt zum Ausdruck kommt, beantwortete Ranke durchaus verneinend. Der Historiker finde, abgesehen von gewissen Hauptideen, wie den moralischen, daß jede Epoche ihre besondere Tendenz und ihr eigenes Ideal habe. Zwischen diesen Tendenzen oder Idealen bestehe aber kein unmittelbarer Zusammenhang. Wollte man einen solchen annehmen, so müßte man ihn entweder aus einem leitenden Plan der Vorsehung ableiten, oder man müßte an eine geographische Wanderung dieser Ideen von einem Volke zum andern glauben. Gegen beides, besonders gegen die letztere Vorstellung bringt Ranke einige vortreffliche Einwendungen vor. Den Plan Gottes bekämpft er durch die in der Geschichte nachweisbare Freiheit des handelnden Menschen. Die Fortentwicklung der Ideen bei verschiedenen Völkern und die Culturwanderung weist er als eine den Thatsachen durchaus widersprechende Vorstellung nach. Auch bemerkt er den Wechsel der Tendenzen bei einem und demselben Volk, so daß die Kunst oder die Poesie verfällt und wieder aufgenommen wird, also ein stetiger Fortschritt jeglicher Art ausgeschlossen erscheint.

Selten hat sich der Meister über eine Sache so bestimmt ausgesprochen wie in Bezug auf die Frage des Fortschritts der Menschheit. Wenn er in dem Gespräch mit dem König Max nachher ein gewisses Zugeständnis in Rücksicht auf den Fortschritt in materiellen Dingen machte, so konnte dies seinen Zweifel an dem idealen Fortschritt gewiß nicht vermindern, denn wenn das letztere der Fall wäre, so müßten sich die Thatsachen selbst nur aus den Ideen entwickeln lassen. Die Geschichte lehrt aber das Gegentheil: „In jeder Epoche

einer gewissen Tendenz folge, die sich sowohl der einzelnen, wie der Gesammtheit bemächtigt habe; dann aber bemerke man wieder in anderen Zeiten einzelne, die sich als Träger von Ideen, die in ihren Handlungen zu erkennen oder in ihren Lehren ausgesprochen seien, erwiesen. Diese Ideen seien also das wirksame, was der Historiker aufzusuchen habe. Die Menschen seien von denselben gleichsam besessen. Etwas weiteres zu wissen, sei aber der Geschichte nicht möglich. „Das ist das einzige, was man herausbringen kann, weiter geht es nicht!“ Mit diesen Worten schloß er seine Erörterung und wiederholte dann noch mehrmals nur immer wieder „weiter geht es nicht“. Ich habe auf dieses Gespräch mit Ranke schon im ersten Theil S. 268 verwiesen, glaubte aber hier nochmals genauer darauf zurückkommen zu sollen.

Epoche der Menschheit äußert sich eine bestimmte große Tendenz, und der Fortschritt beruht darauf, daß eine gewisse Bewegung des menschlichen Geistes in jeder Periode sich darstellt, welche bald die eine, bald die andere Tendenz hervorhebt und in demselben sich eigenthümlich manifestirt."

Daß außerdem nach Rankes Behauptung in der Vorstellung eines Fortschritts, wonach in jeder Epoche das Leben der Menschheit sich höher potenzirte, also jede Generation die vorhergehende vollkommen überträfe, eine Ungerechtigkeit Gottes gelegen hätte, indem vor dem Göttlichen jede Generation gleichwerthig bestehen muß, dies soll hier nur nebenbei mit bemerkt werden. Eine gewisse Eigenthümlichkeit des Rankeschen Raisonnements liegt besonders auch gerade an dieser Stelle darin, daß die religiösen und die philosophischen Betrachtungen zuweilen ein wenig durcheinander gemischt werden. Bei den fraglichen Vorlesungen wird dies vielleicht mit Rücksicht auf den königlichen Zuhörer zu erklären sein, der wohl seinen Ausgangspunkt mehr von der Stellung der Geschichtswissenschaft zu der Idee der Leitung der Menschheit durch die göttliche Vorsehung genommen haben mag. Hier dürfte man sich mithin nicht allzusehr beirren lassen, wenn man sich noch klar werden wollte, wie sich Ranke das Walten seiner historischen Ideen eigentlich gedacht hat.

Wenn man ein Bild gebrauchen dürfte, so möchte es scheinen, wie wenn die historischen Ideen auf dem breiten Teppich der Geschichte wie die Blumen des Feldes emporsprießen und verwelken. Er sieht sie in einer ungeheuern Zahl und Mannigfaltigkeit keimen und treiben. Sie stecken die Blüthenköpfchen aus dem Boden und entfalten sich zu beherrschender Pracht, sie werden auch vom Sturmwind verweht und von der Sonne versengt. Selbst das persönliche Verhältnis des Forschers zu dieser idealen Welt hat etwas von der Poesie dieser Blumensprache an sich. „Weiter geht es nicht", könnte man vielleicht sagen, aber ohne die Erkenntnis dieser Blüthen wäre das ganze historische Treiben schaal und leer. Man fühlt sich bei Ranke wie bei Platon so zauberisch angeregt, weil er zwar überzeugend versichert, daß diese mannigfaltigen Ideen das eigentliche Wesen der Dinge seien, aber doch nicht den Anspruch auf eine abstracte Logik macht, welche überall sagen will, wie diese himmlischen

Weſen zu ihrem irdiſchen Kleid und ihrer hiſtoriſchen Erſcheinung gekommen ſind.

Dieſe geſchichtliche Ideenlehre hat etwas ſehr freies, unbefangenes, unmittelbar gewiſſes. Sie thut den Einzelheiten des geſchichtlichen Lebens nirgends einen Zwang an, und hindert keine thatſächliche Entdeckung. Man wird ſich längſt an den Philoſophen erinnert gefunden haben, der ſich in ähnlicher Art über die Aufgaben der Geſchichtſchreibung ausgeſprochen hat, den aber Ranke auffallender Weiſe niemals erwähnt.[1] W. v. Humboldts Aufſatz dürfte indeſſen zuverläſſig zu irgend einer Zeit Rankes Intereſſe erregt haben. Dennoch kann aber nicht davon die Rede ſein, daß ſeine Anſchauung von den hiſtoriſchen Ideen jener Abhandlung entſprungen wäre. Dinge dieſer Art lagen in der Luft; bei den Geſprächen mit dem Könige Max fand ſich Ranke nachweislich an Schelling und nicht an Humboldt erinnert. Alle Ausführungen Rankes über dieſen Gegenſtand ſind ſo allgemein und ſo eng mit ſeinen eigenen Beobachtungen verknüpft, daß man keinesfalls von einer Uebernahme und Uebertragung jener Anſichten ſprechen dürfte. Es wird nur eben zu ſchärferer Charakteriſirung dienen, wenn man einen vergleichenden Blick auf Humboldts noch heute gern beachtete Arbeit lenkt. Sie iſt den Hiſtorikern lieb geblieben, weil ſie kurz iſt und in Taſchenformat etwas darbietet, was bei andern gewöhnlich nur im Zuſammenhang mit weitwendigen Syſtemen vorgetragen wird. Wer ſie lieſt, iſt doch in die Lage geſetzt, auch über dieſe Dinge mit ein Wort ſagen zu können. Aber wenn ſie Ranke deshalb nicht erwähnt hätte, weil er ſich etwa unbefriedigt von derſelben fand, ſo dürfte man dies ſehr wohl begreifen. Vielleicht wußte er auch ſehr gut, daß Wilhelms Bruder, vor dem Ranke weitaus den größten Reſpect unter allen Geiſtern ſeiner Zeit beſaß, nicht eben viel davon gehalten hat.

Dennoch aber beſteht thatſächlich eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen den geſchichtsphiloſophiſchen Anſichten beider Männer. Wie Humboldt, ſo iſt auch Ranke der Meinnng, daß eine Reihe von

[1] Mir iſt keine Stelle erinnerlich, wo ſich Ranke über Wilhelm v. Humboldts Geſchichtsauffaſſung äußert, ich werde aber nur dankbar ſein, wenn ich etwa von einem beſſern Kenner berichtigt würde.

Thatsachen noch keine Geschichte ist, daß sie erst durch die Verknüpfung und Verbindung des Einzelnen zu einem Ganzen zur Wissenschaft wird. Beide verlangen die Anwendung des Gesetzes der Causalität bei der Darlegung des Zusammenhanges der einzelnen Erscheinungen; Ranke sogut wie Humboldt fordert vom Geschichtschreiber selbst ein nicht bloß analytisches, sondern auch synthetisches Vorwärtsschreiten, zu welchem Phantasie und eine der Kunst verwandte Befähigung nöthig ist. Doch dies sind fast nur Aeußerlichkeiten. Das entscheidende für beide Gelehrte ist der Aufbau des thatsächlichen aus den Ideen, welche demselben zu Grunde liegen. Eine Annäherung des Geschichtsforschers an den Philosophen macht auch hier im Gegensatze zu Hegel oder Fichte der Umstand leichter möglich, daß Humboldt die volle Hochachtung vor der Wirklichkeit besitzt und der Kenntnis der einfachen Thatsache auch schon einen hohen und selbständigen Werth zuschreibt. Man kann hierbei ganz unerörtert lassen, wie weit dem Humboldtschen Aufsatz in seinem ersten Theile eine Art von Verwirrung über den Begriff „Geschichtschreiber" im höchsten oder niedern Sinne des Wortes anhaftet, worüber einige der besten Kenner Humboldtscher Schriften verschiedener Meinung sind. Hier kommt es nur darauf an, zu zeigen, wie weit eine Beziehung zwischen Rankescher Uebung und Humboldtscher Theorie bestand.

Was diese von dem Geschichtschreiber im ersten Theil des Aufsatzes verlangt, erfüllte Ranke vollständig, darüber ist wohl kein Zweifel, die Frage ist nur, ob er auch alles das zu unterschreiben geneigt sein wird, was Humboldt im Dienste seiner Ideen fordert. In der That schienen sich hier die Wege beider Denker rasch zu trennen. Die Ideen Rankes sind nichts als historische Potenzen, die in den Thatsachen und Handlungen der Menschen ersichtlich sind. Die Ideen Humboldts sind Wesen anderer Gattung, zu deren näherer Bestimmung schon ein erhebliches Maß von allgemeiner Begriffsentwicklung gehört, so daß selbst die gewandtesten Gedankenbrecher, die neuestens darüber schrieben, nicht ganz einig zu sein vermögen.

Gleich von der „reinen Form", die im Kunstwerk wie in der Geschichte nach Humboldt der Gestalt zu Grunde liegt, weiß Ranke nirgends etwas, und wenn „die Idee" den Geschichtschreiber zu einem

Heraustreten aus dem Gebiete der Erfahrungen veranlassen soll, so wird Ranke nicht geneigt sein, dahin zu folgen. Und vollends zu leerer Abstraction führt die Idee Humboldts, wenn der Begriff der Weltregierung auf die Geschichte im Sinne einer außerhalb der Naturentwicklung liegenden Leitung der Begebenheiten angewendet wird, welche an den Gegenständen hängt, aber nicht wahrzunehmen ist. Von dieser Art von Vorstellungen ist Ranke überall so weit entfernt, daß man fast versucht wäre, an ein Mißverständnis solcher Sätze im Sinne eines einfachen christlichen Gottesbegriffs bei ihm zu glauben, wenn man annehmen wollte, er hätte dergleichen Consequenzen einer Ideenlehre, wie sie Humboldt versteht, auch nur ernstlich in sich aufgenommen. Wenn er, was Hypothese bleibt, an ein genaues Studium von Humboldts Aufsatz herangetreten ist, so hat er es an der Stelle abgebrochen, wo Lazarus den ohne alle Frage treffenden Vorwurf erhebt, daß Humboldt die Wirksamkeit der Ideen außer und über aller Causalität zu suchen wagte.

Rankes historische Ideen wirken ganz mechanisch und wenn zuweilen etwas gesagt zu werden scheint, was metaphysisch — nur im uneigentlichen Sinne des Hinausgehens über das Natürliche — klingt, so liegt das bei ihm stets nur, wie nachher noch gezeigt werden soll, in der Ausdrucksweise und im Stil.

Von Humboldt trennte Ranke auch die ganz verschiedene Auffassung der psychologischen Kräfte, deren Spiel bei letzterem so realistisch gedacht ist, wie nur möglich, während der erstere den ungeheuerlichen Satz sich leistete, „die Tragödie der Weltgeschichte werde dadurch zum Drama des Alltagslebens herabgewürdigt". Wenn sich dagegen im Begriff des historisch Nothwendigen bei Ranke zuweilen Anklänge an das finden, was Humboldt darüber sagt, so ist daraus nur sehr wenig zu schließen. Die Nothwendigkeit, die Ranke in den Dingen wahrnimmt, ist der Zwang der Thatsache, gegenüber dem Willen des Einzelnen, die Nothwendigkeit, von welcher Humboldt immer spricht, ist ein Produkt einer Idee, deren Causalität nur im allgemeinen nicht aber in der Erscheinung liegt. Ranke läßt Ideen auf Ideen wirken, die eine ist die allgemeinere und nothwendige, die andere ist die besondere und freie, und wenn das Spiel auch zuweilen sich etwas dunkel gestaltet, so verwahrt sich Ranke doch

sehr bestimmt dagegen, daß hierin etwas anderes als der Ausdruck quantitativer Größen erblickt werden sollte. Bei Humboldt ergibt sich die Nothwendigkeit aus den höheren und schließlich aus der höchsten Idee, die nicht viel besser, aber auch nicht viel schlechter als das Absolute Hegels ist, von dem Ranke nur das eine weiß, daß er in der Geschichte nichts damit zu schaffen hat.

Man braucht indessen nicht einmal so weit zu gehen, um sich den Unterschied zwischen Humboldts und Rankes historischen Ideen klar zu machen. Auch abgesehen von ihrer Wirksamkeit, handelt es sich hier nur um concretes, dort um abstractes. Vielleicht wäre es besser, man könnte von allen schulmäßigen Begriffsausdrücken Abstand nehmen, und es ganz bestimmt bezeichnen, was für den einen und den andern gilt, wenn vielleicht auch dadurch ein und anderes übertrieben werden müßte. Allein man liebt es, sobald nur in Rücksicht auf Geschichte von Ideen die Rede ist, immer um den Brei herum zu gehen. Im Grunde ist die Sache einfach: Denker von der Art Humboldts sprechen von einer Menge von Ideen, die den andern etwas unerfindliches sind, und die man nur aus einer Art von Scheu, nicht für unphilosophisch zu gelten, unangetastet läßt. Wenn man von der Idee des Alterthums, im Gegensatz zu der „ideellen Individualität" des deutschen Volkes spricht, so braucht deshalb nicht der Vorwurf erhoben zu werden, daß eine solche Abstraction, wenn sie je in Worte ausgedrückt werden könnte, ein bloßes Schattengebilde sein müßte, aber der Historiker kann doch mit einer solchen Idee nichts erklären, weil ihm das Alterthum gar nicht als eine Einheit erscheinen wird. Will er sich daher nicht von einer Phrase leiten lassen, so muß er eine gewisse Auswahl unter den Erscheinungen treffen, die zu der Idee der alten Völker paßt; aber Auswahl kann er doch nur treffen, wenn er schon die Idee kennt. Bei diesem Versuch geschieht demnach nichts anderes, als was, wie einmal Ranke richtig bemerkt hat, Linnäus thut, wenn er die Pflanzen in 24 Classen theilt und dann wieder sagt, diejenigen Pflanzen, welche diese und jene Eigenschaften haben, gehören in diese und jene Classe. So gehören die Völker, welche der Idee des Alterthums entsprechen, in das Alterthum. Aber die wirkliche Geschichte weiß gar nichts vom Alterthum, der Geschichtsforscher bemerkt es erst,

wenn er sich eine Idee vom Alterthum gemacht hat. Ist nun deshalb das Alterthum aus dieser Idee entstanden?

Wenn Ranke sich mithin seinerseits gegen die Philosophie der Geschichte schon frühzeitig und dann in immer erneuter Weise durch sein ganzes Leben hindurch ausgesprochen hat, so trifft ohne alle Frage seine Ablehnung die Ansichten Humboldts mit in erster Linie. Ja, bei folgenden Worten könnte man denken, er hätte ganz besonders an die Abhandlung Humboldts gedacht: „Aus aprioristischen Gedanken hat man auf das geschlossen, was da sein müsse. Ohne zu bemerken, daß jene Gedanken vielen Zweifeln ausgesetzt seien, ist man daran gegangen, sie in der Historie der Welt wiederzufinden. Aus der unendlichen Menge der Thatsachen hat man alsdann diejenigen ausgewählt, welche jene zu beglaubigen schienen". Man sieht, daß der circulus vitiosus der Humboldtschen Ideenlehre dem großen Geschichtsforscher klar vor Augen stand. Er wollte mit einer solchen Ausbildung der wirksamen Kräfte in der Erscheinung zu einem System von Ideen und Grundideen durchaus nichts gemein haben. Wenn er von objectiv vorhandenem Zusammenhang der Dinge sprach, so dachte er nicht entfernt daran, denselben aus der „Grundidee der Menschheit" zu entwickeln. Der ganze zweite größere Theil der Humboldtschen Ideenlehre bewegt sich auf einem Gebiete begrifflicher Abstraction, welche der Meister der Geschichtsforschung nicht einmal gestreift hat. Die Offenbarung der „Urideen" ist jedenfalls dem Forscher, der fünfzig Bände wirklicher Geschichte geistvoll und zusammenhängend geschrieben hat, nicht zu Theil geworden. Dürfte man sich in Vermuthungen ergehen, so wird Ranke über den idealistischen Geschichtsversuch von Wilhelm von Humboldt ganz ebenso gedacht haben, wie dessen Bruder Alexander, der davon das treffliche Wort gesagt hat, die Dinge in der Welt geschehen, damit erfüllt werde, was sich der Philosoph darüber ausgedacht hat.

Thatsächlich steht Ranke mit seiner Vorstellung concreter Ideen, die in der Geschichte als Richtungen und große Tendenzen hervortreten, der Philosophie gegenüber genau auf demselben Standpunkt, welchen die Naturforschung ihrerseits gegenüber der Naturphilosophie eingenommen hat. Es ist daher auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Verfasser der Weltgeschichte und dem Verfasser des Kosmos

vorhanden. Beide bedienen sich einer Sprache und einer Ausdrucksweise, die zuweilen an die ringsum gebrauchten Wendungen eines leidenschaftlich philosophirenden Zeitalters erinnern, aber beide befinden sich in der Hauptsache auf einer zu ganz entgegengesetzten Zielen hinstrebenden Bahn.

Es mag gestattet sein mehr im einzelnen zu verfolgen, wie sich Ranke den weltgeschichtlichen Zusammenhang der Dinge dachte. Wenn wir nichts anderes wie die Weltgeschichte besäßen, die Ranke in seinem späteren Alter noch zur Darstellung gebracht hat, so würde wahrscheinlich allerlei Meinungsstreit über seine Absicht und Ansicht entstanden sein. Denn daß der Gesichtspunkt eines einheitlichen Plans der Menschheitsentwicklung oder eines auf ein Ziel gerichteten Fortschritts so völlig über Bord geworfen worden ist, würde auf Grund der weltgeschichtlichen Erzählung von den Liebhabern der Fortschrittsgeschichte niemals zugestanden worden sein. Nun aber ist durch das ungeheuere Verdienst der Herausgabe der Niederschrift der Berchtesgadener Vorlesungen aller Zweifel geschwunden. In seinem Geiste, in seiner inneren Ueberzeugung, in dem, was man sein wahres philosophisches Gedankensystem nennen kann, hat Ranke wirklich den ein für allemal befreienden Schritt gethan. Es ist der größte, der muthigste, der erhabenste Gedanke, daß die Geschichtswissenschaft den Zusammenhang der Dinge im großen und ganzen begreifen soll und kann, daß sie sich mit voller Sicherheit in der Erkenntnis des wirklich Geschehenen hoch über jede bloße Aneinanderhäufung von Thatsachen emporhebt und dabei doch die elenden Krücken des eingebildeten Zweckbegriffs hinwegwirft — das teleologische Prinzip ein für allemal entbehrlich macht. Jetzt erst läßt sich mit Siegesgewißheit aussprechen, der Meister der Geschichtsforschung stand dem naturwissenschaftlichen Geiste unserer Zeit unendlich nahe, stand in seiner Wissenschaft auf einem Standpunkt, der mit den naturwissenschaftlichen Auffassungen verwandt und ähnlich war und sich der großen Strömung des modernen Denkens in der Hauptrichtung durchaus einfügte.

Es darf übrigens nicht unbemerkt bleiben, daß der Rankesche Versuch, den Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten in möglichst knapper Form mit Ausschließung aller Details darzustellen,

ein bekanntes Vorbild in den Vorlesungen Guizots in Frankreich hatte und es ist nützlich auch hier sich durch Vergleichung zu bestimmtester Erfassung der Eigenthümlichkeiten des deutschen Denkers zu befähigen. Guizot bezeichnet das Fortschreiten der Geschichte mit dem Begriff der Civilisation; in ihr sieht er zweierlei, zuerst die Erweiterung, die größte Wirksamkeit und die beste Einrichtung der geselligen Verhältnisse, eine immer zunehmende Erzeugung von Kräften und Glücksgütern in dem Gemeinwesen und eine gleichmäßigere Vertheilung dieser Kräfte und Glücksgüter unter den Individuen, dann aber auch die Entwicklung des geistigen Lebens und die Ausbildung des innern Menschen. Bei Ranke ist der einheitliche Fortschritt in der ersteren Beziehung wo möglich noch schärfer und schöner beschrieben als in den vierzehn Vorlesungen von Guizot. Er nennt dies ein wenig fremdlautend „die Expansion der Cultur". Ein hinreißend gezeichnetes Bild davon entwirft er am Schluß seiner Betrachtungen von dieser Lage der durch den romanogermanischen Geist durch die ganze Welt ausgebreiteten Cultur unserer Tage. Dagegen stimmt Ranke in der Vorstellung von der Entwicklung des inneren Menschen nur in sehr bedingter Weise mit Guizot überein, der sich die Sache offenbar, wie später etwa Buckle, etwas leichter gemacht hat. So kommt Guizot am Schlusse seiner Erörterung zu einer sehr vagen Auseinandersetzung zwischen unbeschränkter Staatsgewalt und unbeschränkter Macht des menschlichen Geistes und läßt die Civilisation schließlich aus einem Gegensatze von zwei Faktoren hervorgehen, die doch in den geschichtlichen Thatsachen fortwährend zusammenwirken mußten, um überhaupt Veränderungen zum Bessern hervorzubringen, während Ranke sich den hohen Culturzustand der Welt aus dem Kampf der Monarchie mit der Nationalsouveränetät erklärt, hinter denen beiden sich geistige Kräfte gleichmäßig erheben, die ihrerseits wieder bewirken, daß keine der Tendenzen die Oberhand gewinnen kann.

Soll man es bestimmter auszudrücken wagen, als Ranke selbst es thut, so dürfte man sagen, was bei Guizot Fortschreiten geistiger Entwicklung heißt, ist bei Ranke nur Motivirung der Erweiterung und Verbesserung der geselligen Verhältnisse, der zunehmenden Erzeugung von Kräften und Glücksgütern. Aber in diesem Punkte

besteht, wie kaum geläugnet werden kann, sogut wie bei Guizot auch bei Ranke eine gewisse Dunkelheit, und die Ausdrucksweise des letztern ist zuweilen etwas mehr geschraubt und zweideutig, als die des erstern. Man muß sich dann immer wieder an gewisse Hauptsätze erinnern, um Rankes Sinn nicht mißzuverstehen, wie z. B. daß das Epos schon im Homer vollendet dasteht, daß die Philosophie von Platon und Aristoteles und daß die Geschichtschreibung des Thukydides wesentlich nicht überboten worden sei, und vieles ähnliche. Trotz diesem Unterschied in einer der Hauptfragen der Entwicklung bleibt bei beiden großen Geschichtsdenkern indessen der Entschluß doch gleichmäßig bestehen, über die Beschreibung der herrschenden Kräfte der geschichtlichen Entwicklung nicht hinauszugehn und sich auf eine Voraussetzung nicht einzulassen, die das erreichte Ziel aus einer menschheitlichen Grundidee abgeleitet erscheinen ließe.

Eigenthümlich ist in der Auffassung Rankes die Entwicklung der alten Staaten, bei denen es fast den Anschein hat, als ob sich alles aus religiösen und Culturideen entwickelt hätte. Der Monotheismus der Juden steht dem assyrisch-babylonisch-ägyptischen Polytheismus gegenüber. Den monotheistischen Juden kommen die reinen und geläuterteren religiösen Begriffe der Perser zu Hilfe. Aber Alexander der Große restaurirt wieder den nationalen Götzendienst. Im römischen Reich finden die verschiedenen religiösen Ideen Aufnahme und durch den Umstand, daß dasselbe „ein Complex aller früheren Elemente war", kommt das Christenthum „zu seiner Welteroberung".

Ebenso wird der Prozeß in politischer Beziehung auf die Gegensätze der republikanischen Idee des griechischen Staats und der monarchischen Tendenzen des Orients zurückgeführt. Die Kürze der Darstellung läßt alles wie in einem logischen System vor sich gehen. Aber es wäre doch ein Irrthum, wenn man meinte, daß er den Staat der Perser aus der Annäherung an die religiösen Vorstellungen des Monotheismus hätte entstehen lassen wollen, die ausführlichere Darstellung der „Weltgeschichte" schützt genügend vor diesem Mißverständnis. Ranke ist weit entfernt davon, den „Weltideen", den „Culturideen" ein in sich beruhendes Leben zuzuschreiben und weist mit besonderer Energie auf ihre Veränderungen in dem Sinne hin, daß sie nicht aus einem innerlich an ihnen haftenden

Geſetz logiſcher Art vor ſich gegangen, ſondern ſtets nur durch eine außer ihnen liegende Gewalt der Thatſachen entſtanden ſind. Aber man darf zugeſtehen, daß ſeine Ausdrucksweiſe zuweilen über die causa efficiens und finalis nicht recht klar werden läßt. Entſtehende Macht, Staatsgründung, ſelbſt zuweilen Eroberung wird aus der Idee hergeleitet, dann aber wieder durch die Gegenſätze, die darin zum Ausdruck kommen, abgewandelt, alles in einer Art von hiſtoriſchem Knäuel. Wie ſoll man ſich etwa das Folgende vorſtellen: „Wir ſehen alſo hier die merkwürdige Thatſache, daß das römiſche Reich, nachdem es die größten Productionen hervorgebracht hatte, die für die Welt nöthig waren, in ſich ſelbſt verödete. Es kam nun darauf an, daß ſich die expanſive Kraft der zur Herrſchaft gelangten Weltideen bethätigte. Dies konnte auf zweierlei Weiſe geſchehen: erſtens, indem dieſe Anſchauungen den übrigen Nationen durch Uebertragung nahe gebracht wurden, wie es auch theilweiſe der Fall war, — in Brittanien verbreitete ſich das Chriſtenthum weit über den Wall hinaus. Jedoch geſchah das mehr in einer ſectireriſchen Form, welche der Aufgabe nicht ganz genügen konnte. Zweitens konnte die Expanſion der chriſtlichen Ideen vor ſich gehen durch den Krieg, welcher eine Menge Völkerſchaften, namentlich aber Germanen in unaufhörliche Berührung mit den Römern brachte und dadurch auch zu einem Moment der Culturverbreitung wurde.“

„Beides konnte aber nicht bewirken, daß die Welt jene Elemente ſämmtlich in ſich aufgenommen hätte: die Propagation der welthiſtoriſchen Ideen und der Cultur, wie ſie ſich im römiſchen Reiche entwickelt hatte, wurde mehr vollzogen durch die Eroberungen fremder Völker im römiſchen Reiche, als durch die Eroberungen der Römer über fremde Nationen. Hätten die Römer dieſe Ideen durch Beſiegung der anderen Völker über die Welt verbreitet, ſo würden ſie damit zugleich ihre Sprache und ihr ganzes Weſen den anderen Völkern aufgeprägt haben; die übrige Welt würde ebenſo romaniſirt und gräciſirt worden ſein, wie es bereits im Orient und theilweiſe auch im Occident geſchehen war. Dahin aber ſollte es nicht kommen; die anderen Nationen der Welt hätten dadurch ihre ganze Urſprünglichkeit eingebüßt. Da indeß die Römer auch nicht ſtark genug waren, das zu vollführen, ſo fiel jene Aufgabe den Germanen zu. Dieſe durch-

brachen auf allen Seiten den römischen Limes, und erst dadurch, daß sie das Christenthum annahmen, wurde die Weltreligion die Religion aller Nationen."

Man darf diese Darstellung besonders deshalb als ein Beispiel des verschlungenen Gedankengangs des Meisters hervorheben, weil in breiterer Ausführung auch im dritten und vierten Bande der Weltgeschichte dem einfachen Verständnisse der Aufnahme und Durchführung der christlichen Idee bei dem sinkenden römischen Staatsorganismus durch die germanischen Völker ganz dieselben Schwierigkeiten bereitet werden. Hätte der Geschichtschreiber sich weniger allgemein über das, was unter den zur Herrschaft gelangten Weltideen zu verstehen sei, ausdrücken wollen, so durfte er ungescheut sagen, daß die christlichen Culturideen, die im römischen Reiche in die Erscheinung getreten waren, von den politisch stärker gewordenen Germanen nicht vollständig und rein mechanisch übernommen worden sind, sondern daß der Vererbung eines Theils derselben die Abstoßung eines andern Theils derselben zur Seite stand, wie zum Beispiel die Aufnahme christlicher Glaubenssätze neben Erhaltung der ursprünlichen germanischen Natur und Wesenheit. Indem dadurch neue Erscheinungsformen der „Weltidee" in den auf römischer Wurzel emporgekommenen germanischen Staaten zu Tage traten, vermochten die Germanen unter der Bewahruug ihrer Nationalität dem Christenthum eine viel größere Verbreitung zu sichern, als zuvor dem römischen Staate möglich war. Daß Ranke mit seiner Darstellung nichts anderes als eben dies sagen wollte, scheint sicher. Es ist bloß die in der philosophischen Zeitströmung liegende Hervorhebung des abstracten Gedankens gegenüber dem thatsächlich Geschehenen, wodurch die irrthümliche Auffassung entstehen könnte, als habe sich in der Idee selbst gleichsam eine für sich bestehende logische Veränderung ergeben.

Das scheinbare Uebergreifen einer idealistischen Voraussetzung in die reale Entwicklung ist, wie aus dem voranstehenden Beispiele erhellt, nichts als eine Redeweise; spricht man den geistreichen Geschichtsforscher bestimmt darauf an, wie er es eigentlich verstanden wissen wollte, so wird man stets die Antwort erhalten, die er einmal in der Weltgeschichte in den Worten gibt: „dem Geschichtsforscher

liegt es ob, die Ereigniſſe aus menſchlichen Motiven zu erklären.“ Wenn er dies bei manchen hiſtoriſchen Thatſachen weniger deutlich ſpüren läßt, ſo kommt es zuweilen auch daher, weil er der Ueberlieferung oder der hergebrachten Anſicht nicht ſtärker entgegentreten mochte, weil er ſich unendlich in Acht nahm, der Thatſache Gewalt anzuthun, und in Folge deſſen gerne einen Spielraum für eine nicht mehr begreifbare Nothwendigkeit übrig laſſen wollte. Man gelangt dann nur allzu leicht zu der Vorſtellung, er dächte vielleicht an irgend eine heimliche Weltidee, die plötzlich Flügel oder Arme bekommen und bei dem natürlichen Gange der Dinge übernatürlich mitgeholfen hätte. So wird in den Vorträgen ſo gut wie in der Weltgeſchichte der Zuſammenbruch des römiſchen Reichs unter dem Andrang der Barbaren in Folge davon etwas fataliſtiſch aufgefaßt, daß Ranke die römiſche Heerverfaſſung in herkömmlicher Weiſe doch überſchätzte, und in Bezug auf die germaniſche Völkerentwicklung und Ausbreitung von der Ueberlieferung der alten Schriftſteller ſich nicht zu weit entfernen mochte. So erhält vieles das Anſehen, als ob die Materialität der Motive nicht ausreichte. Bei der Gründung der arabiſchen Weltherrſchaft würde der Geſchichtsforſchung eine ähnliche Schwierigkeit entſtanden ſein, wenn man die furchtbar raſchen überwältigenden Erfolge des Propheten und ſeiner Nachfolger nur aus ſtrengen Ueberlieferungen eines Zeitalters erklären wollte, in welchem die Schriftſteller weder für die Statiſtik noch für Naturgeſetze Sinn zu haben pflegten. Aber in dieſem Falle ließen ſich beſſer als bei den Germanen eine gewaltige Menge von „Weltideen“ vor den Wagen der Geſchichtsereigniſſe ſpannen. Die Araber mit ihrer erobernden Weltreligion und ihrem Allah werden durch die hinter ihnen hertreibenden Ideen glücklich durch Aſien und Afrika bis nach Poitiers gepeitſcht.

Eine verführeriſche Folge der ideal gerichteten Darſtellungs- und Ausdrucksweiſe Rankes iſt es auch, daß die „Weltideen“ bei ſiegreich vorwärtskommenden Völkern und Menſchen mehr und häufiger mitzuſpielen ſcheinen, als bei Barbaren jeder Gattung bis zu den Mongolen herab, bei denen natürlich alle Ideen aufhören. Man hat manchmal, insbeſondere in den allgemeinen Darſtellungen den Eindruck, als wollte der Meiſter der Geſchichtsforſchung trotz ſeiner

ganz realistischen Denkungsart wenigstens in der Form doch nicht gar zu sehr hinter der zeitgemäßen Philosophie zurückstehen, und meinte durch geistvolle Vortragung von Weltideen eine Motivirung zu beschaffen, die etwa auch Wilhelm von Humboldt noch zu befriedigen vermöchte. Aber der späte Leser braucht sich nicht irre machen zu lassen, er darf den Meister selbst bei seinen eigenen Worten festhalten, „ihm liegt es ob, die Ereignisse aus menschlichen Motiven zu erklären".

Und wirklich, wo Ranke ins Volle der Geschichte greifen kann und aus dem Vollen schöpft, da wird man kaum je über die Natur und Wesenheit seiner wirksamen Ideen und vorwaltenden Tendenzen irre sein und irrlichteliren können. Wenn er auf die Geschichte der neueren Zeit seit dem 15. und 16. Jahrhundert zu sprechen kommt, so kann man die Wahrnehmung machen, daß sich selbst der Sprachgebrauch ein wenig ändert. Die Ideen werden etwas zurückgestellt. Häufiger und lieber spricht der Meister jetzt von Tendenzen und Prinzipien oder nur schlechtweg von geistigen „Gegensätzen", die sich ausschließen oder bekämpfen. In den Staatsgeschichten des 16. und 17. Jahrhunderts begegnet man eigentlich dem Ausdruck „Weltideen" kaum, aber wohl etwa „welthistorische Idee", mehr noch „allgemeine Ideen", dann aber „beherrschende Tendenzen", „entgegengesetzte Doctrinen", „freie Kräfte", „kämpfende Kräfte". Je bestimmter und detaillirter sich der historische Stoff darbietet, desto concreter drückt sich Ranke auch über das Wesen der leitenden Ideen aus. Die Wirkungen derselben erscheinen ihm dann als ein großer Mechanismus, der ganz im Sinne der neuern Naturforschung etwas gesetzmäßiges an sich hat. Hie und da spricht er bei solchen Gelegenheiten selbst von einem Gesetz, wenn auch wie zu erwarten, mit großer Vorsicht und Einschränkung. So heißt es in den Päpsten:

„Ich denke mich nicht zu täuschen oder die Schranken der Historie zu überschreiten, wenn ich an dieser Stelle ein allgemeines Gesetz des Lebens wahrzunehmen glaube."

Ranke denkt sich dasselbe in folgender Weise wirksam: Gewisse Ideen, die schon in den vorangegangenen Jahrhunderten vorbereitet sind, werden zuerst durch starke und innerlich mächtige Naturen ergriffen, steigen „aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes".

Daß sie nun die Welt an sich reißen, nennt er ihr Wesen. Es scheint also, daß er ihnen eine gewisse selbständige Bewegung verleihen möchte, und so kann man sagen, daß das Spiel der Kräfte einerseits ein ganz abstractes, andererseits aber durch die „mächtigen Naturen" — gleichsam ihre Träger — bestimmtes wäre. Noch undeutlicher ist es aber wohl, wie nun der Gegensatz construirt wird: „sie treffen mit dem eigenthümlichen unabhängigen Leben zusammen, das sie nicht ganz zu besiegen im Stande sind". Hierdurch — gleichsam wie beim Kräftenparallelogramm entsteht eine neue Richtung. Aber in dieser treten wieder neue Momente des Daseins auf, die mit der ursprünglichen Idee im Widerspruch stehen, und ihrerseits wieder wachsen und gedeihen, und untereinander um das Uebergewicht kämpfen. Wie man also sieht, eine Gesellschaft von Ideen, die einen eigenartigen Kampf ums Dasein führt, aber aus den unerforschten Tiefen des „menschlichen" Geistes stammt und nur in den vorausgegangenen Jahrhunderten vorbereitet sind.[1] Bleibt hierbei etwas unklar, so ist es „das unabhängige Leben", auf welches sie stoßen, indem sie doch die Welt an sich zu reißen und zu überwältigen suchen. Ist das nun der Widerstand der trägen Masse? oder die Willenskraft der dagegen Wirkenden und Handelnden, was nicht besiegt und aufgelöst

[1] Es wird nöthig sein, sich diese Hauptstelle wörtlich einzuprägen und ich setze sie zur Bequemlichkeit des Lesers hierher: „Ich denke mich nicht zu täuschen oder die Schranken der Historie zu überschreiten, wenn ich an dieser Stelle ein allgemeines Gesetz des Lebens wahrzunehmen glaube. Unzweifelhaft ist, es sind immer Kräfte des lebendigen Geistes, welche die Welt so von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vorangegangenen Jahrhunderte, erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich mächtige Naturen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich reißen, zu überwältigen suchen. Je mehr es ihnen aber damit gelingt, je größer der Kreis wird, den sie umfassen, desto mehr treffen sie mit dem eigenthümlichen unabhängigen Leben zusammen, das sie nicht so ganz und gar zu besiegen, in sich aufzulösen vermögen. Daher geschieht es — denn in unaufhörlichem Werden sind sie begriffen — daß sie in sich selbst eine Umwandlung erfahren. Indem sie das Fremdartige umfassen, nehmen sie schon einen Theil seines Wesens in sich auf: es entwickeln sich Richtungen in ihnen, Momente des Daseins, die mit ihrer Idee nicht selten im Widerspruch stehen. Es kann aber nicht anders sein, als daß in allgemeinem Fortschritte auch diese wachsen und gedeihen. Es kommt nun darauf an, daß sie nicht das Uebergewicht bekommen, sie würden sonst die Einheit und ihr Prinzip geradezu zerstören." XXXVII, 471.

zu werden vermag? Genug, in irgend einer Form geht eine Wandlung mit den Ideen vor sich, welche den Stillstand so gut wie das Ende der Weltgeschichte ausschließt. Alles was im Gegensatz zu allen idealistischen Systemen der Historiker seinerseits hier festzuhalten sucht, ist die volle Zeitlichkeit der Kräfte und Ideen, die sich in einer mechanischen Bewegung ablösen und verwandeln.

Die meisten allgemeinen Erörterungen Rankes sind hervorgerufen durch die besondere Lage politischer oder persönlicher Verhältnisse; wenn man seine Grundansichten nun darlegen will so hat man überall mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß die allgemein vorgetragenen Sätze immer sogleich ihre Nutzanwendung an dem speciellen Fall finden, und daß dieser wieder in gewisser Art auf die Formulirung des Allgemeinen gewirkt hat. Dadurch entsteht manche Dunkelheit und solche Leser, die den Meister nicht mit liebevoller Aufmerksamkeit und wohlwollendem Verständnis folgen wollten, vermochten daher zuweilen von einer eigenthümlichen Mystik der Rankeschen Darstellung zu sprechen. Wenn man sich aber überall vergegenwärtigt, daß Ranke eben nur Geschichte in ihrer concretesten Gestalt und keine Philosophie der Geschichte schreiben wollte, so wird man leicht begreifen, warum seine Grundanschauungen zuweilen schwer und verschlungen im Ausdrucke scheinen. In Wahrheit sind dieselben vielmehr sehr einfach und fast eintönig. Er wiederholt im Grunde dieselbe Lehre von den historischen Ideen tausendmal, immer nur in etwas anderer Form mit Rücksicht auf ein besonderes Ereignis oder eine besondere persönliche Erscheinung. Man könnte vielleicht dem Meister, wenn man sich zu hartem Urtheil zu versteigen anmaßte, eher eine gewisse Dürftigkeit zum Vorwurf machen, aber die Ungerechtigkeit eines solchen Urtheils würde am meisten einleuchten, wenn man überlegt, daß selbst das wenige, was Ranke von allgemeinen Ueberlegungen solcher Art in die Geschichtsdarstellung legte, von der entsagenden Historiographie unserer Tage und von dem geschichtlichen Geschmack der Spätern immer mehr bei Seite geschoben worden ist.

Ein philosophisches System mochte Ranke allerdings ein für allemal nicht gegründet wissen; aber weit entfernt war er davon, der Historiographie die Aufgabe zu entziehen den allgemeinen Grund-

gedanken des Werdens nachzuspüren. Wenn er — worüber kaum ein Ausspruch vorliegt — eine positive Philosophie der Geschichte für möglich hielt, so dachte er sie mit der Geschichtswissenschaft identisch, war sie ihm ein Ziel der Forschung, ein Gegenstand der Anwendung auf die letztere. In der Ausdrucksweise überall an die idealistische Auffassung der zeitgemäßen Philosophie angelehnt, gab er seiner Denkungsweise eine Richtung, welche sich zu der historischen Ueberlieferung philosophirend und reflectirend verhielt, in die Empirie der Thatsachen einen Ideencultus einsetzte und den Zusammenhang des einzelnen lediglich auf die allgemeinen Tendenzen der Zeiten gründete. In der Beschränkung der Motive aller Handlungen und Erscheinungen der Geschichte auf das rein Menschliche und auf eine zeitlich begrenzte und periodisch entstehende und vergehende Ideenwelt zeigt sich aber sein weiter Blick in ein Gebiet von Aufgaben, die der Zukunft zuweilen mehr gestellt als völlig gelöst erscheinen.

IV.

Politische Auffassung.

So vollständig die Geschichtschreibung Rankes unter politischen Gesichtspunkten steht und in denselben aufgeht, so schwierig wird es dem Erklärer seiner Werke erscheinen, ein Bild seiner politischen Auffassung, eine Charakteristik seiner politischen Ansichten, ja auch nur einen Hinweis auf seine in der Darstellung der verschiedensten Zeiten und Völkergeschichten hervortretenden und ausgesprochenen politischen Urtheile zu geben. Es entzieht sich fast dem gewissenhaft erwogenen Ausdruck, wenn jemand kurz und bündig zu sagen versuchte, was Ranke über die von ihm in ausführlichster Weise oft geschilderten Ereignisse und Personen in politischer Beziehung eigentlich geurtheilt hat. Liegt hierin wohl das Geheimnis seiner sogenannten Objectivität, seiner gern gerühmten Unparteilichkeit?

Es kann nicht erwünscht sein, die vielen Anwürfe zu sammeln, welche der historischen Muse des Meisters von Heines frivolen Scherzen bis zu Herrn Scherrs billigem Tadel in ernster Litteratur und leichter Recensentenmappe sechzig Jahre hindurch zu Theil geworden sind. Wenn dennoch eine Sammlung dieser Art gemacht würde, so könnte man sicher sein, daß der Beweis daraus erflösse, wie wenig Eindruck diese Dinge auf Rankes Hervorbringungen übten, obwohl man aus seinem Briefwechsel mit Herrn Geibel sieht, daß er für Erfolg wie für Lob und Tadel nicht gleichgiltig war. Er pflegte bei gegebener Gelegenheit zwar zu versichern, daß ihm die Zustimmung einiger Weniger stets das entscheidende wäre, aber gerade in Rücksicht auf das politische war er andern gegenüber nicht

unempfindlich. Und wie es ihm eine ganz besondere Genugthuung bereitete, daß seine englische Geschichte von einem der angesehensten englischen Staatsmänner in öffentlicher Parlamentsrede in Rücksicht des politischen Standpunkts hoch erhoben wurde, so waren ihm manche concurrirende Schriftsteller besonders dann höchst unangenehm, wenn man ihnen einen richtigeren, freieren oder bestimmter erkennbaren politischen Standpunkt zuschrieb. Politisch für undeutlich, unwirksam oder gar unvermögend zu gelten, war, wie jeder Kenner des Meisters bestätigen dürfte, etwas, das ihn auf das höchste erzürnen konnte.[1] Ranke war — wie hätte es auch anders sein können — ernstester politischer Auffassung und Erkenntnis sich bewußt, und er meinte durch das historische Fernrohr unendlich viel tiefer zu blicken, als jene, welche mit leichtverständlichen, politisch landläufigen Gesichtspunkten dem gleichgestimmten Leser den geschichtlichen Stoff näher bringen wollten.

Es ist auch heute noch eine ungeheuere Aufgabe, gerade in diesen Richtungen das richtige Verständnis für den Meister zu gewinnen, und wer es zu vermitteln versucht, wird ruhige und wohlwollende Aufnahme für das zu sagende bedürfen. Der Streit, den Gervinus gegen Ranke eröffnete und führte, hatte seinen Hintergrund mehr in Rücksicht auf die Würdigung von Schlosser und darf an dieser Stelle als ausreichend erörtert bezeichnet werden.[2] Es ist auch nur von Interesse, die Stellung der letzten maßgebenden Aeußerungen in der Litteratur zu beachten, wenn man einen Gegenstand so viel besprochener Art zu einiger Entscheidung zu bringen wünscht. Und da ist es denn äußerst günstig, daß sich außer Dove auch v. Treitschke über die Cardinalfrage ausgesprochen hat. Wie freundlich ist das Geschick, zunächst im Anschluß an solche Denker ein schwieriges Problem zu lösen. So hat Dove in der vortrefflichen Vorrede zu den Aufsätzen aus der historischpolitischen Zeitschrift das Wider-

[1] Um keine Namen nennen zu müssen, verzichte ich gerne auf Aeußerungen Rankes über Personen, welche er im Verdacht hatte, daß sie ihre Popularität bloß dem vielen Gebrauch politischer Stichwörter verdanken. Er pflegte dann gesprächsweise sich des Namens oft sehr bekannter Männer nicht zu erinnern, und pflegte zu fragen: der berühmte — wie heißt er doch der berühmte Mann?

[2] Vgl. oben im I. Theil der Geschichtswissenschaft S. 48—60.

anstrebende einer schlechthin politischen Betrachtung in Rankes Geiste gezeigt. Und bei der edelsten Anerkennung des ungeheuren Fortschritts künstlerischer Geschichtschreibung auf Schillers unvergeßlicher Bahn unter ausschließlicher Bezweckung der Wahrheitserkenntnis hebt Treitschke das Wesen Rankescher Geschichtschreibung bezeichnend hervor: „Wesentlich politisch betrachtete sie den Staat stets von oben. Sie suchte die Beweggründe und Absichten der Handelnden, der Herrschenden zu verstehen und gelangte also zu einer vornehmen Zurückhaltung, welche die Thatsachen meist für sich selber reden ließ; durch die vollständige Beherrschung des Stoffs gewann die Erzählung die ruhige Schönheit des Kunstwerks. Wohl lag die Gefahr nahe, daß die Stimme des Gewissens, die in Schlossers Schriften nur zu oft und lärmend sprach, in den Werken der diplomatischen Historiker ganz verstummte, daß der breite Unterbau der Gesellschaft, die Masse des Volkes mit ihrer Noth und Sorge, mit ihrer Tapferkeit und ihren dunkeln Instinkten nicht genugsam beachtet wurde, und auch die Kräfte des Gemüths, deren jede lebenswahre Schilderung des Menschendaseins bedarf, die Liebe und der Humor nicht ganz zu ihrem Rechte kämen. Aber der feste Grund war gelegt, auf dem sich die deutsche Geschichtsforschung zur Höhe einer gesicherten Fachwissenschaft erheben konnte, und die Zeit sollte noch kommen, da die anfangs nur von kleinen Kreisen beachtete Schule Rankes die volksbeliebten Schlosserschen Werke gänzlich aus dem Felde schlug.

Man vermöchte schwerlich mit wenigen Worten die Stellung des Meisters in der Historiographie schärfer zu bezeichnen. Was sich im allgemeinen über den merkwürdigen Eindruck seiner Werke in Bezug auf die vornehme Zurückhaltung des Urtheils namentlich in politischer Beziehung sagen läßt, hat Herr von Treitschke auf das deutlichste zum Ausdruck gebracht. Nicht im gleichen Maße scheint jedoch beachtet oder zugestanden zu sein, daß der springende Punkt, auf den es dem Geschichtschreiber überall ankommt, im Gegensatze zu der moralisirenden Richtung anderer, überall in der allseitigen politischen Erwägung des Ereignisses liegt. Hier dürfte nicht von der „Gefahr“ die Rede sein, daß die Stimme des Gewissens verstummen könnte, sondern dieser Auffassung der Dinge liegt ein Bewußtsein zu Grunde, daß jene Factoren persönlicher Stimmungen des

Gemüthes und der Gesellschaft nicht entscheidend mitzureden haben. Das Maßgebende für Rankes Auffassung der historischen Dinge liegt in der sicheren Erkenntnis, daß jedem historischen Ergebnis ein großartig gedachtes Verhältnis von Willenskräften zu Grunde liege, die, abgesehen von ihren Motiven, ihren persönlichen Ursachen, abgesehen von allen dabei noch ins Spiel kommenden nicht streng dazu gehörenden Umständen, concurrirenden Leidenschaften oder dunkeln Antrieben, zunächst einmal ganz und gar auf ihre politische Grundlage angesehen werden müssen. Unter diesem Gesichtspunkt bietet das erst verworren erscheinende Getriebe des geschichtlichen Hergangs alsbald das Bild einer wohlgeordneten Maschinerie, bei der alles ineinandergreift, und jedes einzelne Rädchen an seinem Platze und nur an dieser besonderen Stelle zu wirken vermag. Dies ist es und nichts als dieses, was die kühl oder „objectiv" erscheinende Form der Darstellung Rankes hervorbringt.

Es ist aber damit noch lange nicht alles gesagt, was zu sagen ist, und Dove hat Recht, wenn er meint, daß in der Enthüllung der politischen Macht Rankes Leistungen sich nicht erschöpft haben. Im später sich wohl darbietenden Zusammenhang wird noch auf eine andere Stelle in Treitschkes Werken zurückzukommen sein, wo er spezieller von Rankes Geschichte der Päpste spricht. Wenn er auch als classischen Zeugen gegen die allzu farblose Behandlung des Stoffes, einen trefflichen Mann wie G. Freytag anführt — er durfte bei der Auswahl wohl mit Recht von der Unzahl der kleinen belfernden Stimmen absehen — so bleibt doch trotz dem, was lebhafteren Gemüthern als Mangel entgegentritt, in allen Darstellungen Rankes eine Grundstimmung sichtbar, ohne deren Voraussetzung der Tadel überhaupt nicht zutreffend wäre. Denn Männer wie Freytag oder Treitschke würden ja an einem Buche, in welchem die Tugend als Laster und das Laster als Tugend beschrieben wäre, überhaupt nichts lobenswerthes finden können. Doch davon später.

Was zunächst als allgemein zugestanden und feststehend betrachtet werden darf, ist der vorwiegend politische Standpunkt, die vorwiegend politische Auffassung des historischen Ereignisses in den Werken des Meisters. Was versteht er unter Politik und welches sind seine politischen Anschauungen oder Ueberzeugungen?

Eines der merkwürdigsten, für manche vielleicht auch überraschendsten Selbstbekenntnisse Rankes war es, was er als Neunzigjähriger vor zahlreicher Versammlung aussprach. Indem er seine eigene geistige Entwickelung darstellte, stellte er das Leben in bemerkenswerthester Weise der Schule gegenüber.[1] Er sprach den Erfahrungen des Lebens die fast allein ausschlaggebende Kraft der Ueberzeugungen zu. Indem er auf sein eigenes Leben einen Blick warf, sprach er von seiner Schule überhaupt nichts, aber von den Einwirkungen des Lebens und zwar des politischen Lebens sehr viel. Er nahm keinen Anstand, sich gleichsam in seinen gesammten historischen Anschauungen als ein Product seiner Zeit, des Gegensatzes zwischen der Revolution, welche in seiner Jugend Europa umgewandelt und der nationalen und conservativen Rückwirkungen gegen dieselbe zu bezeichnen. Die Größe erlebter politischer Ereignisse und die von ihm bald wahrgenommene Leidenschaft und politische Verblendung der gleichalterigen Jugend erweckte in seiner Seele ein etwas, das ihn eben so sehr zur Politik hinzog, wie es ihn von ihr zurückstieß. Der gelehrte, ungemein belesene, von den eigenen historischen Zeiterscheinungen tief erfüllte junge Ranke vermochte sich mit Eifer in die Gedanken aller jener großen Politiker zu versenken, die einen Welttheil umzustürzen und wieder einzurichten im Stande waren und auf rein politischem Wege einen noch nie dagewesenen Vermittlungszustand zwischen Revolution und Legitimität, Volksbedürfnissen und Fürstenrechten schufen, aber wenn er die eigenen Genossen, wenn er die Lebenskreise, zu denen er selbst gehörte, wenn er die junge Welt geistig noch so hochstehender Elemente an den politischen Bewegungen theilnehmen sah, so sagte ihm sein politisch geschärfterer

[1] In der von Toeche zur Erinnerung verfaßten Schrift heißt die Stelle: „Aber nicht aus einzelnen Ereignissen setzt sich das Leben zusammen. Nicht die Schule erzieht den Menschen, sondern das Leben. Der Mensch ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als er sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt.“ Thatsächlich sagte übrigens Ranke: „Den Historiker macht nicht die Schule“, — wie ich mich bestimmt erinnere. Ob er in der gedruckten Schrift eine Rücksicht gegen diejenigen, welche absolut nur in der Schule zurecht gemacht worden sind, walten lassen wollte, weiß ich nicht, im Zusammenhange mit der weiteren Erörterung kommt es natürlich auf das Wort nicht an.

Blick und sein verständigeres Urtheil, daß hier die unglückseligsten Irrthümer entstehen müßten. In einem Zeitalter, in welchem, wie er sich ausdrückte, „Lust und Neigung, die Staaten zu verbessern und in andere Formen umzugießen", sich so sehr in den Vordergrund drängten, war es leicht verständlich, daß der ernste Geschichtsforscher eine große Abneigung gegen den Dilettantismus in der Politik in sich groß zog. Ueberdies erschien die politische Doctrin vorzugsweise als eine Tochter der Philosophie des früheren Jahrhunderts. Was sich im öffentlichen Leben besonders publicistisch als Politik geltend machte, schien im Gegensatz zu der historischen Würdigung der Vergangenheit und ihrer Zustände sich zu entwickeln. Der junge Ranke dagegen war von Plato und Aristoteles zur Geschichte übergegangen, und hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Politik, wie bei Plato ein für sich bestehender Gegenstand sein, aber auch, wie bei Aristoteles, als Geschichte gedacht werden kann. Bei der Darstellung seiner Geschichten der romanisch-germanischen Völker war der kritische Forscher an ein Zeitalter gerathen, wo die Politik als Kunst im Gegensatze zur Doctrin aufgefaßt, in höchster Blüthe stand. Wer sich mit dieser Epoche geistreichster Staatsmänner beschäftigte, der mußte sich sagen, wenn es nur gelänge, die verschlungenen Wege und Absichten dieser Staatskünstler einigermaßen nachzuempfinden und zu entwirren, so hätte die Geschichtsforschung schon etwas so großes geleistet, daß jede Hinzuthat eines eigenen Gedankens über die Politik nur Verwirrung stiften müßte.

In dieser höchsten Anschauung und Achtung vor dem künstlerischen Geiste der berufsmäßigen Politik war Ranke einem Manne näher getreten, der sozusagen die Verkörperung der politischen Kunst selbst darstellte. Leider hat sich der größte Geschichtsforscher unseres Jahrhunderts nur sehr im allgemeinen darüber ausgedrückt, wie er sich durch den Umgang mit einem Praktiker wie Gentz angeregt, gefördert und zur höchsten Erkenntnisstufe politischer Dinge emporgehoben fühlte, aber er hat sich wie einen Schüler des verlästerten Lehrmeisters der österreichischen Staatskanzlei betrachtet und legte einen ungeheuren Werth und einen gewissen Stolz auf diese Verbindung.[1] Gewiß wird der Widerspruch anderer Kreise gegen

[1] Wenn man die Aussprüche des greisen Ranke über sein Verhältnis zu

den Mann, der mit als Werkzeug der Reaction galt, einen Reiz auf den Geschichtsforscher geübt haben, der damals ja schon wußte, daß er seinerseits nur zu sagen sich berufen fühlte, wie alles gewesen ist. Die Empfindung, die den Historiker, falls er einer ist, stets überströmen wird, wenn er sich einem Manne gegenüber sieht, der bei der großen Action dabei war, wird auch auf Ranke ihren eigenthümlichen Zauber, Gentz gegenüber, geübt haben. Dann aber dürfte man wohl nicht in die Irre gehen, wenn man in dem litterarisch abwägenden Geiste Rankes den Ursprung der Sympathieen für Gentz aus des letztern publicistischen Beziehungen und dessen wissenschaftlicher Stellung zu Edmund Burke herleitet. Burke soll thatsächlich der Gegenstand eines der ersten eingreifenden Gespräche

---

Gentz mit den wenig ausführlichen Mittheilungen der Briefe vergleicht, so hat man die Vorstellung, daß die Eindrücke der Jugend in der Erinnerung ihrer Bedeutung sich in Bezug auf Gentz immer gesteigert haben müssen. Höchst interessant ist daher die letzte autobiographische Aufzeichnung Rankes von 1885, wo es heißt: „Das meiste aber erfuhr ich in dieser Hofburg selbst oder wenigstens in ihrer unmittelbaren Nähe. Der Hofrath Gentz leitete noch, wie man damals wohl sagte, vom Klippersteige aus die Politik von Oesterreich und von Europa. Gentz hatte die große Güte, mir sein Vertrauen zu schenken. Ich besuchte ihn alle acht Tage einmal. Er war bekanntlich kein Mann, der sich in Dunkel verhüllte: er sprach ohne Zurückhaltung und eben darum gut und überhaupt so daß er sich selbst genügte. Ich wurde nach und nach einer der bestunterrichteten Männer in Wien, was die Tagesbegebenheiten anlangte; aber noch viel tiefer ging der Eindruck, den mir die Mittheilungen von Gentz machten u. s. w. LIII, 66. Im Jahre 1880 notirte Ranke aus Anlaß des Buches von Fournier, „Gentz und Cobenzl“ über Gentz: „Ich habe ihn kennen gelernt, als davon nicht mehr die Rede war. Seine Thätigkeit galt allein der Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts, das durch den russisch-türkischen Krieg erschüttert war. Mir hat er immer den Eindruck des Ernstes, der Tiefe, der vollkommenen Hingebung an seinen Beruf und seine Pflicht gemacht. Von Frivolität habe ich nie eine Spur entdeckt.“

Durch die Aufzeichnungen und die Briefe Rankes erfährt man jetzt auch mehr über sein Verhältnis zu Varnhagen von Ense. Doch läßt es sich nicht mit demjenigen zu Gentz vergleichen: „Mein vorzüglichster und bester Bekannter ist der Geheime Legationsrath Varnhagen von Ense geworden; ein Mann, soviel ich sehe, von dem reinsten Sinn, wahrer Wißbegierde, milden Sitten, in allen Gegenständen des Wissens geübt und gewandt und von den vorzüglichsten Kenntnissen, besonders aller bestehenden Verhältnisse; genug, soweit ich ihn kenne, ist er ganz der Mann, wie ich ihn mir zum Umgang wünschte.“ Brief vom 11. Juli 1825.

zwiſchen Gentz und Ranke geweſen ſein.[1] Daß der junge Gelehrte dem alten Praktiker ſich hier am meiſten gleichberechtigt, litterariſch gleichbewußt, zur Seite ſtellen durfte, wird die Verſtändigung erleichtert und die Freude des Verkehrs in Fluß gebracht haben. Und welche Fülle von Gedanken und politiſchen Ueberzeugungen ſtellt ſich uns dar, wenn man die drei Namen zuſammenfaßt: Burke, Gentz, Ranke, eine Miſchung, die nicht wohl charakteriſtiſcher gedacht werden kann.

Um Gentz zu verſtehen, mußte Ranke von vornherein in einer Epoche, die ſich durch das Jahr 1830 kennzeichnet, die gräuliche Oberfläche eines polternden Glaubens an die Nützlichkeit der Revolutionen ſchlechtweg durchbrechen und ſich auch über die läſternde Tagesmeinung hinwegzuſetzen verſtanden haben. Daß er mit dem gefürchteten Manne der Staatskanzlei überhaupt verkehrte, ſtellte den jungen Schriftſteller ſelbſtverſtändlich in eine gewiſſe Sphäre, — wie geiſtiger ſo auch ſocialer Art. Und eines darf man dabei nicht verſchweigen, ſo leicht es von manchem mißdeutet werden mag, — was der junge Profeſſor vor ſich ſah, wenn er die elegante Villa in Weinhaus bei Wien mit ihrem Park und mit ihren prächtigen Perlhühnern und ſtolzen Pfauen betrat, und die livrirte Dienerſchaft des Hausherrn betrachtete, der ein feines Frühſtück für einen ernſten Lebenszweck hielt, Blitz und Donner wie den Tod fürchtete und für die liebenswürdigſte Tänzerin Europas ſchwärmte, — alles das gab völlig neue Eindrücke und ließ die Politik in einem anderen Lichte erſcheinen, als der Gymnaſiallehrer in Frankfurt an der Oder ſie betrachtet haben mochte, da er von den Mediзi und Borja und Rovere erzählte, ohne jemals ein Originalwerk von Michelangelo geſehen zu haben.

Wo die Politik in ſolchen Formen erſcheint, konnte leicht die Anſicht entſtehen, daß auch der Geſchichtſchreiber die Aufgabe hätte, ſie allezeit ſalonfähig zu erhalten. Und wie konnte hier der Eindruck mehr begründet werden, daß das Weſen der Staatskunſt etwas gleichſam geheimnisvolles ſei, was ſich nur dem eröffnet, der hiſtoriſche und perſönliche Blicke in ihre Werkſtätten gethan hat. Was

[1] Nach einer von mir im Jahre 1868 aufgezeichneten Mittheilung Rankes.

die Welt an Geschicklichkeit und fein verschlungenen Täuschungen bedurfte, um sich gegen den Umsturz zu sichern, mochte in manchen Einzelheiten weniger schön erscheinen, aber dennoch sah der junge Geschichtsfreund hier die großen Prinzipien lebendig, welche der englische Denker dem Fanatismus der Revolution entgegengesetzt hatte; er sah „die historische Idee" Edmund Burkes, die in dieser Staatskunst zum Ausdruck zu kommen schien. Bedurfte es noch etwas weiteren, um die politische Kunst in der Anschauung des Historikers zu einer gleichsam anbetungswürdigen Höhe zu heben, so dienten die Depeschen der italienischen Diplomaten in venezianischem Costüme und in priesterlichem Habit als trefflich belehrende Beigabe dazu.

Auf diesen Grundlagen erbaute sich allmählich in Rankes Geiste das Riesenwerk der Papstgeschichte, die höchste, großartigste und rücksichtsloseste Huldigung, welche ein genialer Mensch jemals der politischen Kunst als solcher dargebracht hat.

Bevor jedoch von diesem Monument der tiefsten politischen Weisheit die Rede sein kann, dürfte es sich zunächst empfehlen, mit Rücksicht auf die zeitliche Entwicklung Rankes auch jener Versuche zu gedenken, in denen sich der politische Schüler von Burke und Gentz auch praktisch bewähren zu können meinte.

Im Jahre 1832 erschien der erste Band der historisch-politischen Zeitschrift, nicht, wie man ursprünglich hoffte, als ein regelmäßig erscheinendes politisches Blatt, sondern als eine vorwiegend wissenschaftlich gehaltene Quartalschrift unter Begünstigung des auswärtigen Ministeriums und unter der Leitung Rankes. Die Einleitung zur historisch-politischen Zeitschrift war dabei, vom publicistischen Standpunkt betrachtet, wahrscheinlich das unglücklichste und man möchte sagen das einzig mißlungene. Es trug den Stempel einer gewissen unpraktischen Gelehrsamkeit und verfehlte in einer Zeit politischer Erregtheit seinen Zweck von vornherein. Daß Ranke den ihm völlig ungewohnten journalistischen Ton nicht traf, wird man ihm kaum verargen; viel auffallender ist es, daß man damals in den officiellen Kreisen Berlins keinen Rathgeber hatte, der auf die Auffassung des Programms der Zeitschrift einen günstigen Einfluß zu nehmen im Stande war. Rankes Einleitung bewegte sich in Allgemeinheiten von dunkelster Art. Er sprach von den Extremen, die den Ton angeben,

von den Schulen, die sich bekämpfen. „Die Scholastik der mittleren Jahrhunderte beschäftigte sich, die intellectuelle Welt ihren Distinctionen zu unterwerfen: diese neue Scholastik ist bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten". In Folge dessen vermißte Ranke überall die „wahre Politik". Er möchte ihr „wieder eine Stimme verschaffen". Dennoch aber will er „die Theorien nicht bekämpfen". Er behauptet, daß man sie alle in gewisser Art und an gewisser Stelle beachten könne, aber wiederum sei es nicht darauf abgesehen, den in Frankreich nun zu Tage getretenen Grundsätzen „der rechten Mitte" allüberall Geltung zu schaffen, wo sie nicht aus dem historischen Boden erwachsen sind. Verkehrt und gefährlich wäre es, dieselben in ganz verschiedenartigen Einrichtungen geltend machen zu wollen. „Als erwüchse uns nicht aus unserem Dasein, unserer Vergangenheit unser eigenes Ideal!"

Nicht weniger unfaßbar ist das, was hier über die deutschen Verhältnisse gesagt wurde. Man fühlt zwar durch, daß die deutschen Angelegenheiten einer Veränderung entgegengebracht werden sollen, dennoch wird aber alles abgelehnt, was die „Bekehrungssucht" beanspruchte. Der beste Weg werde nicht der sein, der der Theorie entspreche. Die deutschen Fürstenthümer hätten immer eine gewisse Autonomie gehabt. Man müsse nicht den Phantomen des Auslands nachjagen! „Aus der Gleichartigkeit unseres nationalen Daseins wird alsdann bei mancher Verschiedenheit im einzelnen eine große Einheit im ganzen nothwendig hervorgehen." Auf die Stellung Preußens in Deutschland wird mit folgenden bescheidenen Worten angespielt: „Wir bekennen es von vornherein, wir werden uns vorzüglich bemühen, den Zusammenhang der Institutionen des preußischen Staates zu erläutern, seine Richtung und innere Entwicklung aufmerksam zu begleiten, dem Factum desselben das bezeichnende Wort zuzugesellen. Sollten wir aber deshalb mit denen Krieg führen, die einen anderen Weg einschlagen?"

Zu der Allgemeinheit der Ausdrucksweise des gelehrten historisch-politischen Denkers gesellt sich hier noch die weitgehendste Vorsicht des halboffiziösen Publicisten, und wenn man darnach fragte, welchen Richtungen durch die Einleitung gedient sein sollte, so findet man höchstens einen einzigen Satz, der kurz und gut das Publikum be-

zeichnete, welches die historisch-politische Zeitschrift zu erwerben wünschte, aber dieses Publikum wird nicht durch politische, sondern durch intellectuelle und moralische Eigenschaften gekennzeichnet: „Es gibt in Deutschland so viele wohlgesinnte, ruhige, verständige Männer, welche Fähigkeit und Neigung haben, das Wahre von dem Scheine zu unterscheiden. Sie sind das Publikum, das wir zu erwerben suchen".

Wenn man sich hier erinnert, daß Ranke, als er dies schrieb, eben von den Reisen zurückkam, als deren Frucht er unter anderen auch jene mit Gentz geschlossene Bekanntschaft preist, so darf man sicher die Bemerkung machen, daß die politische Erkenntnis, die er durch diesen vielfach erworben, sich nicht zur unmittelbar practischen Verwerthung eignete. Ranke hatte die Sache verstehen gelernt, aber nicht machen wollen. Daß in den Gentz und Adam Müller und Pilat und in der österreichischen Publicistik überhaupt milde ausgedrückt ein hoher Grad von Muth und Rücksichtslosigkeit steckte, welche neben allen Feinheiten politischer Betrachtungen und Erörterungen die Erfolge nicht sowohl auf den Verstand, als auf den brutalen Willen stellte, war eine Sache, worin sich der innerlich vornehme Denkergeist Rankes zum großen Glücke für die deutsche Wissenschaft von jenen politischen Kreisen doch wesentlich unterschied. Gentz konnte den künftigen deutschen Thukydides mit den Feinheiten der diplomatischen und politischen Bewegung bekannt machen, es blieb aber in der rauhen Wirklichkeit des praktischen Betriebs ein Unterschied bestehen, den Rankes edlere Natur vielleicht kaum im Augenblicke wahrnahm, im Gedächtnis späterer Zeit jedenfalls nicht festhielt.

Ganz irrthümlich wäre es indessen, wenn man aus der wenig zweckmäßigen Anlage und Richtung der historisch-politischen Zeitschrift den Schluß zöge, daß Rankes politische Ausführungen selbst nicht ganz vortrefflich gewesen wären. Wenn er irgend einen Gegenstand der Zeit seiner feinen kritischen Analyse unterzog, so zeigte sich sofort die tiefste Beobachtung, die edelste Beurtheilung zugleich in einer Form, die auch journalistisch durchaus nicht als mißlungen bezeichnet werden dürfte. Ueberall in kleinen Erörterungen über die Tageserscheinungen bewährte Ranke seine populäre, klarverständliche und packende Darstellungsgabe. Je bestimmter die Frage war, um die es

ſich handelte, deſto reicher war die Begründung ſeiner Anſichten. Seine Beſprechungen der franzöſiſchen Zuſtände ſind meiſterhafte Leiſtungen tagespolitiſcher Schriftſtellerei und würden, wenn ſie in kleinerer Münze eines Journals erſchienen wären, ganz ohne Zweifel maſſenhaft geleſen und verbreitet worden ſein. Wo er ſich für die Idee der nationalen Entwicklung Deutſchlands gegenüber dem franzöſiſchen Verfaſſungsſchematismus erhebt, nimmt ſeine Sprache überall einen freien, hohen, packenden Ton an, der an die beſten Muſter engliſcher Beredſamkeit erinnert. So ſchließt der tiefverſtändnisvolle Aufſatz über die Trennung und die Einheit Deutſchlands im Anſchluß an die Befürchtung Goethes von dem Wiederausbruch eines dreißigjährigen Kriegs und an die Prophezeiung Niebuhrs von dem Wiedereintritt von Jahrhunderten der Barbarei mit einer Apoſtrophe an unſer Volk, die wohl zu dem ſchönſten gehört, was in jenen Jahren geſchrieben wurde.

Ebenſo treffliche Bemerkungen bringt die hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift im Jahre 1832 als eine Art von politiſcher Reflexion über die gegebenen Lagen. Mit ſeltener Kraft zieht der Verfaſſer gegen die Theorien aller Art zu Felde, nach denen man damals die mannigfachſten Erſcheinungen beurtheilte und zu beeinflußen ſtrebte. Nichts iſt ſchlagender, als die Beredſamkeit, mit der Ranke immer und immer wieder auf die Natur des Staates und das Weſen der Politik einging. „Für Politik gibt man uns oft das trockene Schema weniger Begriffe, die aus einem angeblichen Naturſtand und den Forderungen des Augenblicks abgezogen ſind. Wie weit wäre davon eine Politik entfernt, die ſich auf die großen Anſchauungen des realen Lebens der Gegenwart und der Vergangenheit in aller ſeiner Fülle gründet.“ Dann tritt auch hier wieder jener für die hiſtoriſche Auffaſſung ſo wichtige Geſichtspunkt des weitern hervor, wonach die Politik ſich auf den Genius des Volkes ſtützen müſſe, dem ſie dient und nur dann fruchtbar ſein kann, wenn ſie als das „moraliſche Cement“ bei dem Bau der Staaten wirkt. „Nicht dadurch wird man es herſtellen — ſo lautet ein für alle Zeiten geltendes herrliches Wort Rankes — daß man nach allen Seiten hin hört, bald einem, bald einem andern Principium folgt, bald dieſe, bald jene Neuerung macht und den Parteien nachgibt, ſondern dadurch, daß man ſtark iſt, Vertrauen

einflößt, sich selber treu bleibt und indem man das neue mit dem alten, den Widerstand mit dem Fortgang verbindet, auf der Bahn der Entwicklung sicher und groß einhergeht. Vor einem in sich selber gegründeten Dasein verbleichen die Nachahmungen und falschen Forderungen, die Parteien werden ihm nichts anhaben. Den Sand der Wüste treibt der Sturmwind dahin und dorthin, das Gebirge läßt er wohl stehen."

So glänzender Farben mußte sich der politisirende junge Ranke zu bedienen, um seine Ansichten zu verkünden. Sie waren trotzdem nicht dazu angethan, populär zu werden. Wohl aber vermögen sie den, welchem die politische Denkungsweise etwas vertrautes ist, zu befestigen und herrlich zu erleuchten. Deshalb scheint dem spätern Leser erst da Ranke in seinem eigentlichsten Elemente, wo er politische Anschauungen und Betrachtungen nur für einen kleinen Kreis gleichsam mit ihm geistig verbundener Personen vorträgt. Nicht genug dankbar muß man daher Dove sein, daß er auch jene politischen Denkschriften späterer Jahre veröffentlicht hat, die durch von Manteuffels Vermittlung ohne Zweifel auf den König selbst berechnet waren. Da, wo sich Ranke die Quelle alles politischen Wollens und Handelns gedacht hatte, sollten richtige politische Gedanken, aus der historischen Erfahrung abgeleitet, am meisten Eindruck machen. Und wenn man Rankes Betrachtungen aus 1848—50 liest, so darf man wohl behaupten, daß darin ein unendlich weiter Blick in die Zukunft verborgen war, wenn auch nicht in dem Maße, wie die nachher rasch abschließenden Ereignisse dieselbe gestalteten. Der Gesichtspunkt des praktischen Politikers, der nicht seine letzten Pläne und Gedanken ausspricht, fehlt diesen Ausführungen Rankes nicht, aber die Richtung, in der er die Politik geführt zu sehen wünscht, beweist ein für allemal den Irrthum jener, die den Meister der deutschen Geschichtsforschung zum Schattenbild einer gesinnungslosen historischen Objectivität machen möchten, um ein Beispiel zu besitzen für die möglichst gedankenarme, nutzlose, spezialisirende und seelenverdorrende Thätigkeit historischer Kärrner. Nein, Ranke besaß sehr bestimmte historisch-politische Ueberzeugungen, wenn nicht aus der Theorie gewonnen, so doch in dem Sinn, in dem er einmal gesagt hat: „man hat oft die historische und die philosophische Schule unterschieden, doch werden wahre Historie

und wahre Philoſophie nie in Widerſtreit ſein.“ Er ging in dieſer Beziehung auf dem politiſchen Gebiet beſtimmter Tendenzen ſogar viel weiter, als man vermuthen könnte. So dürfte das „politiſche Geſpräch“ aus dem Jahre 1836 — ein Verſuch claſſiſcher Nachahmung und moderner Populariſirung, der auch andern bedeutendſten Schriftſtellern wenig geglückt iſt — kaum einen Mangel an ausgeprägter Geſinnung deſſen, was der politiſche Pöbel damals reactionär genannt hat, verrathen. Und man wird doch nicht ſagen wollen, daß es dazu keiner muthigen perſönlichen Ueberzeugung bedurfte, dergleichen auszuſprechen. Ebenſo ſind die Tendenzen, die in den Arbeiten Rankes über die deutſche und preußiſche Handelspolitik hervortreten, von der weitreichendſten Bedeutung; und wenn man endlich den in Deutſchland im Jahre 1854 wahrhaft einzigen, oder doch ſeltenſten politiſchen Fernblick in der orientaliſchen Frage betrachtet, wie er ſich in der für den König gearbeiteten Denkſchrift dieſes Inhalts ausſpricht, ſo wäre man faſt verſucht, den großen Hiſtoriker einer kleinen Neigung zu politiſcher Projectenmacherei zu zeihen, doch ohne Zweifel der ſtärkſte Ausdruck ſubjectiver Ueberzeugungen.

Wenn jemand behauptet, Ranke habe irgendwo einen Mangel an politiſchen Geſinnungen an den Tag gelegt, oder Gleichgiltigkeit bei irgend einer hiſtoriſchen Erſcheinung oder Theilnahmloſigkeit beſeſſen, ſo iſt dies genau ſo, wie wenn man etwa behauptet, Charles Darwin hätte nicht das leiſeſte Intereſſe für das Leben der Thiere gehabt. So ſehr war die deutſche Welt damals von politiſirenden, theologiſirenden, philoſophirenden Schulmeiſtern jeder Art erfüllt, daß jemand, der ſich nicht jeglichem in Vergangenheit oder Gegenwart auftretenden Geiſt und Gedanken als polternder Beſſerwiſſer gegenüberſtellte, ſofort wie ein dem Quietismus urtheilslos huldigender Hiſtoriker verſchrieen werden konnte. Aber freilich wenn dann hinterher die wirklich Armen im Urtheil aus dem Bettlerſchimpf eine Tugend machten, und ſich mit Stolz wenn nicht als Geuſen, ſo doch als die „Objectiven“ unter den Jüngern aufblähten, ſo war das eine Täuſchung, die erheiternd hätte ſein können, wenn ſie nicht ſo verderblich geworden wäre.

Ranke ſelbſt war ſeinerſeits von politiſchen Geſichtspunkten, Ideen

und Tendenzen so voll gepfropft und von der Wahrnehmung des politischen Grundgedankens, des potitischen Thuns und Lassens, des politischen Zusammenhanges in jedem Ereignis so geschüttelt, daß er es vielmehr für wichtiger und immer nöthiger erachtete, sich über die Grenzen des historischen und politischen Gebietes erst noch vollständiger klar zu werden. Bezeichnend für ihn ist, daß er diese innere Verständigung wie eine Frucht des Antheils an dem politischen Leben der Gegenwart nach dem Eingehen der historisch-politischen Zeitschrift in seiner lateinischen Rede beim Antritt der ordentlichen Professur im Jahre 1836 verkündigen konnte.

Die politische Doctrin als Maßstab historischer Ereignisse zu betrachten, wie dies von Montesquieu im vorigen Jahrhundert geschehen war, hat Dahlmann neuerer Zeit mit der ehrenwerthen Energie eines starken Charakters gelehrt. Hierin lag ein ungemein großer Fortschritt gegenüber der moralisirenden Richtung Schlossers. Nun aber würde, wenn ein so productiver Geschichtschreiber wie Ranke dieser Betrachtungsweise gefolgt wäre, die historische Wissenschaft rettungslos in einen rein doctrinären Sumpf gerathen sein. Man hätte in Deutschland niemals die Stufe überwunden, welche die Franzosen höchst achtungswürdig schon mit Guizot erstiegen hatten. Dagegen wußte sich Ranke ein scharfes politisches Bewußtsein rein und voll zu bewahren, ohne doch die Allgemeingiltigkeit eines politischen Systems in der Geschichte anzuerkennen. Er war ja durch Lectüre und persönliche Erfahrung den Systematikern aller Arten so unendlich überlegen, und hatte so viel mehr Einblick in das wirkliche Spiel der Politik, daß es ihm von vornherein viel leichter wurde, als Dahlmann, den Punkt zu finden, wo sich die Wissenschaft von der Ausübung im geschichtlichen Leben mit Messersschärfe trennt, zu trennen pflegt und trennen muß. Denn das war natürlich nicht seine Meinung, daß die Theorie, die Wissenschaft, die politische Doctrin nicht auf den Politiker ihre nachhaltige und ernste Einwirkung üben sollte, aber für die Historie sah er die Schwierigkeit darin, daß man aus dem Zusammenhang zweier an sich verschiedenen Dinge einen Maßstab der Beurtheilung nehmen wollte.

„Ueber die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und Politik" benannte er die Rede, in der in völlig erschöpfender Weise

gleich damals alles ſagte, was über dieſes vielerwogene Thema verſtändigerweiſe geſagt werden kann. Er zeigte, wie ſich die beiden Begriffe von Geſchichte und Politik immer und immer abſtoßen und wieder anziehen, wie ſie ſich ausſchließen und doch nichts großes ohne einander hervorbringen können. Die franzöſiſche Revolution hat ſich der geſchichtlichen Erfahrung entgegengeſetzt, und der Hiſtoriker kann umgekehrt nicht läugnen, daß ſie dazu viele und zum Theil gute Gründe hatte. Und da die Geſchichte in allem was ſie vorträgt und erforſcht, nichts thun kann als das Weſen der Staaten in ſeinem Fortgang zu beobachten, ſo kann die Politik eine fruchtbare Thätigkeit wieder nicht entfalten, wenn ſie bloß bei dem ſtehen bleibt, was ihr die Geſchichte lehrt. Auf dieſe Weiſe ergibt ſich eine Verwandtſchaft, welche Geſchichte und Politik auf einander anweiſt, und eine Verſchiedenheit, die wieder ſo groß iſt, daß man oft zweifelhaft ſein müſſe, ob die gegenſeitige Einwirkung nützlich oder ſchädlich wäre. „Und in der That, um zuzugeſtehen, was unläugbar iſt, die Hiſtorie in der Verwaltung des Staates zu Rathe zu ziehen, hat große Schwierigkeit und zwar nicht bloß aus den Gründen, welche angeführt zu werden pflegen, wie ich ſagte, ſondern vorzugsweiſe, weil ſo ſichere Vorſchriften der Geſchichte gar nicht überliefert werden, daß niemand an ihrer Wahrheit zweifeln könnte. Iſt denn nicht glühende Begierde nach Neuerungen in die Geſchichte ſelbſt eingedrungen? Schriftſteller ſind aufgetreten, und treten täglich auf, die in der Hiſtorie weder etwas ſuchen noch finden, als was mit ihrer politiſchen Doctrin gut übereinſtimmt. Dieſelben Meinungsverſchiedenheiten, welche die Staaten in Parteiungen auseinanderreißen, ſehen wir mit nicht minder heftigem Eifer in die Erzählung und Erforſchung der Begebenheiten einführen. Man ſtreitet über das Weſen und den Charakter des Mittelalters, über die urſprünglichen Sitten und Gewohnheiten der germaniſchen Nation, über die Tugend der bei den Alten berühmteſten Männer, endlich über den Urſprung und Anfang des menſchlichen Geſchlechts. So weit entfernt iſt die Hiſtorie davon, daß ſie die Politik verbeſſerte, daß ſie vielmehr gewöhnlich von ihr verderbt wird.“

Um ſo glänzender geſtaltet ſich in der Auffaſſung Rankes die Aufgabe, den hiſtoriſchen Thatſachen mit politiſcher Einſicht zu nahen

und umgekehrt, die Fortentwicklung in der Politik auf das erfolgte Verständnis der Geschichte zu gründen. „Die Kenntnis der Vergangenheit ist unvollkommen ohne Bekanntschaft mit der Gegenwart; ein Verständnis der Gegenwart gibt es nicht ohne Kenntnis der frühern Zeiten. Die eine reicht der andern die Hände: eine kann ohne die andere entweder gar nicht existiren, oder doch nicht vollkommen sein." Was dagegen als der fundamentale Irrthum der Philosophen des vorhergegangenen Jahrhunderts bezeichnet wird, ist „die universale Doctrin", die sie sich ausgedacht hätten. Ihre Abneigung gegen die Geschichte beruhte, wie Ranke wiederholt meint, auf dem Ekel vor den thatsächlich in vielen Staaten eingetretenen Verhältnissen, aber die wahre Geschichte kann doch nur allein einer gesunden Politik den Weg bahnen, „und Dunkelheiten und Täuschungen abwehren, welche in unserer Zeit selbst den besten Männern vor den Augen zu tanzen pflegen".

Dem Politiker kann nur aus der Erkenntnis des geistigen Gehalts der Entwicklung, sowie dem Historiker aus der freien Empfindung für die politische Kunst Vortheil entspringen. Was Ranke auch hier beiderseits abwehrt, ist der starre Doctrinarismus einer von vornherein feststehenden Meinung. Es ist ebenso einleuchtend wie bezeichnend, wenn Ranke sich auch bei dieser Gelegenheit der Naturwissenschaft und ihrer Aufgaben erinnert, der er sich überhaupt weit mehr verwandt weiß, als man gewöhnlich zuzugestehen geneigt ist: „denn wie die Naturwissenschaft einerseits die Gestalt der Naturwesen sorgfältig zu zeichnen unternimmt, andererseits aber höheres erstrebt und die ewigen Gesetze, welche der Welt selbst und den einzelnen Theilen und Gliedern derselben gegeben sind, zu untersuchen sich bemüht, dann aber zu dem innern Quell der Natur, aus dem alles hervorströmt, vordringt, gerade so ist es mit der Historie: wie sehr sie auch darnach trachtet, die Reihenfolge der Begebenheiten so scharf und genau wie möglich aufzurollen und jeder derselben ihre Farbe und Gestalt wiederzugeben, und darauf den höchsten Werth legt: so bleibt sie doch bei dieser Arbeit nicht stehen, sondern schreitet zur Erforschung der Anfänge fort und sucht bis zu den tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt, hindurchzudringen."

An dieſer Anſchauungsweiſe der Politik im Verhältniſſe zur Hiſtorie hat Ranke ſehr treu feſtgehalten und auch in der Beurtheilung anderer Schriftſteller ſeiner Zeit von derſelben Gebrauch gemacht. Seine edle und vornehme Rede auf Gervinus gab im Jahre 1871 einen vollgiltigen Beweis hiefür. Wenn man hier die innige Verbindung geſchichtlicher Studien mit den politiſchen Strömungen der Zeit als etwas ganz und gar im Weſen der Sache begründetes gelobt findet, ſo macht es faſt den Eindruck, als ob der große Meiſter auf ſeine eigene Entwicklung einen Blick werfen wollte, indem er hinzufügt: „Wenn nun nach dieſen Vorzügen die Gattung der von politiſchen Geſichtspunkten durchdrungenen Hiſtoriographie im allgemeinen nicht verworfen werden darf, ſo iſt doch dabei auch eine große Gefahr. Die politiſche Anſicht kann ſo ſtark auftreten, daß ſie den Thatſachen Gewalt anthut; dieſe können dadurch verdunkelt und in ihrem Weſen verunſtaltet werden, oder es kann ſich eine Art von Philoſophie der Geſchichte mit der politiſchen Anſicht verweben, hauptſächlich da, wo allgemeine Combinationen verſucht werden, wie Gervinus eine ſolche in ſeiner Einleitung zur Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts verſucht hat."

Wenn man indeſſen den Hauptvorwurf betrachtet, den Ranke, wenngleich in beſcheidenſter Form, dem „Studiengenoſſen" in Betreff der Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſelbſt macht, ſo iſt es nicht ſo ſehr die eigenthümliche Theorie, die in der Einleitung ausgeſprochen iſt, als der Umſtand, daß ſich der Autor ganz und gar zum Vertreter von Anſchauungen mache, die eigentlich nur in der Oppoſition von 1830—50 eine rechte Baſis hatten. Wollte man aus dieſem Urtheil Folgerungen ziehen, ſo dürfte man ſagen, daß Ranke ein Mißtrauen gegen Darſtellungen neueſter Geſchichtsperioden beſaß, und das, was er Thukydides zugeſtand, bei den neueren nicht für möglich hielt. Bemüht man ſich aber, auf den Grund dieſes Mißtrauens und dieſer Abneigung gegen die neueſte, die ſelbſterlebte Geſchichte zu kommen, ſo iſt kein Zweifel, daß derſelbe nicht in einer Geringſchätzung des politiſchen Moments überhaupt lag, ſondern darin, daß Ranke den Standpunkt des Geſchichtſchreibers der eigenen Zeit — beſonders einer ſo complicirten wie die heutige, allemal zu niedrig, zu wenig frei, zu ſehr an die Vergänglichkeit weniger Jahre gebunden er-

achtete. Darin habe der schwache Punkt bei dem Gervinusschen Unternehmen gelegen, und um nach dieser Seite hin seiner Ansicht Ausdruck zu geben, konnte der Meister kein besseres Beispiel wählen. Er selbst konnte aber doch auch nicht der Versuchung widerstehen, aus eigenen Erlebnissen zu schöpfen, denn an die Lebensgeschichte Friedrich Wilhelms IV. heranzutreten, war ihm ein Herzenswunsch, und doch muß man sagen, was an derselben hauptsächlich zu tadeln wäre, ist genau dasselbe, was Ranke an Gervinus tadelte, ein zu enger — gerade nur für die zwei Jahrzehnte des Königs maßgebender Gesichtskreis, ein etwas tieferer Standpunkt, als man ihn sonst bei dem großen Geschichtschreiber wahrzunehmen pflegt.

Es ist nicht zu läugnen, die so sehr berechtigte Furcht, doctrinär zu werden und durch einen politischen Doctrinarismus irgend welcher Art das keusche Bild der historischen Muse zu beleidigen, beherrschte Ranke nicht selten in einer ihn selbst schwächenden Weise. Seine politischen Anschauungen werden daher nur dort in der vollsten Großartigkeit vor die Seele seines Lesers treten, wo er sich gegen jeden Einfluß nur momentan geltender Ansichten gesichert weiß, wo er die weit zurückliegenden Generationen der Menschen, wie ein General seine Bataillone überblickt, und darnach die Wege klar und deutlich bezeichnen kann, auf denen dieselben marschieren sollten.

Wendet man sich zur Betrachtung der einzelnen großen Geschichtswerke Rankes, so wird man bestätigt finden, daß auch nicht einem derselben der tiefe Hintergrund politischer Grundanschauungen mangelte, aber nirgends ist der Anspruch erhoben, daß dieselben zu einer Doctrin ausgestaltet werden dürfen, die für andere Zeiten und andere Menschen einen Maßstab abgeben könnte. Es mag gestattet sein, diese politischen Gesichtspunkte in den Darstellungen selbst nachzuweisen. In den „Geschichten der romanisch-germanischen Völker" überwiegt die rein historische Betrachtungsweise des einzelnen Ereignisses. Wenn die große Entdeckung des innigen Zusammenhangs aller Vorgänge im politischen Leben wie der germanischen so der romanischen Völker, die reichste Quelle für das Verständnis der neueren Geschichte geworden ist, so entsprach es doch Rankes Absicht bei seiner Darstellung wenig, den allgemeinen Charakter der politi-

schen Wandlungen an der Grenze des 15. und 16. Jahrhunderts, etwa unter den Gesichtspunkten Machiavells zu zeichnen und festzustellen. Viel bestimmter ließe es sich von den „Fürsten und Völkern von Südeuropa" behaupten, wie denn in diesem Buche ein großes Interesse für breite Darlegung verfassungsmäßiger Zustände als Grundlage der politischen Macht hervortritt.

Den vollen Genuß einer rein politischen Betrachtung vergönnte sich der Meister erst in der Geschichte der Päpste, die er unter diesem Gesichtspunkt in eine Beleuchtung setzte, wovon nichts gleiches je bestanden hat. Kein Wunder, daß die Ueberraschung über solches Werk in einer dem theologischen Geist und Wesen vergangener Zeiten sich wieder mehr nähernden Epoche unendlich groß war und sich bis auf unsere Tage herab nicht gänzlich gelegt zu haben scheint. Vernimmt man doch noch immer die mißverständlichsten Urtheile über das gewaltige Buch gerade aus den Kreisen jener religiösen Auffassung, welcher Ranke ausschließlich angehörte. Ja der Tadel nimmt nicht selten eine so leidenschaftlich confessionelle Richtung, daß man förmlich dankbar für die ultramontanen Klagen historisirender Römlinge sein muß, welche freilich mit mehr Grund den Nachweis führen können, wie wenig Ranke die Absichten und Ansichten der Kirche theilte, für deren Oberhäupter gerade in den neueren Jahrhunderten er einen so hohen Grad der Schätzung an den Tag zu legen vermochte. Eine Bewunderung aber, wie sie Ranke der hohen Regierungskunst und politischen Weisheit auch im Lager des Gegners entgegenzubringen weiß, wird um so mehr zu Mißverständnissen führen, je entwickelter sich der theologische Doctrinarismus heute auf die freien Gebiete der Historie gestürzt hat. So war es möglich, daß einer der liberalsten protestantischen Schriftsteller Englands Rankes Päpste als die größte historiographische Leistung fast aller Jahrhunderte preisen konnte, während es in Deutschland hie und da noch immer als gesinnungstüchtig galt, an den Päpsten des Meisters zu nörgeln und sich davor zu bekreuzigen.

Ranke fand in der deutschen Litteratur die Kenntnis der glänzenden Persönlichkeiten, die das neuere Rom geistig und culturell, kirchlich und politisch geschaffen haben, fast gänzlich ausgelöscht. Der theologische Vorhang, welcher seit langer Zeit die wirkliche Geschichte

Deutschlands verdeckte, verdichtete sich gegen Italien und Rom hin zu einer undurchdringlichen Mauer. Wenn diese auch von den Romantikern zuweilen überstiegen wurde, so waren die Verzückungen jener, die hinter die Mauer und hinter den Vorhang geblickt zu haben behaupteten, doch wenig geeignet, den nüchternen Gedankengang eines redlichen protestantischen Geistes darüber, daß hier der Schein täusche, zu beunruhigen. Nun aber kam ein Mann ohne Verzückung in die Mauern der ewigen Stadt und wußte zu sagen, wie dieses Rom aus den Trümmern zu einer neuen Weltmacht aufgebaut worden ist. Dies haben viele Leute in Deutschland übel genommen, und anstatt, daß sie sich gesagt hätten: schade, daß wir nicht eben so geschickt und fein, wie diese italienischen Prälaten sein konnten, tadelten sie den Geschichtschreiber um seine wahrhafte Beobachtung, daß St. Peters Kuppel so groß ist. Ranke konnte sich aber unmöglich durch solche Erwägungen stören lassen, er hatte bloß sagen wollen, wie es gewesen ist und hatte eine solche Summe von erstaunlichster Weltkenntnis, politischer Weisheit, ungeheuerstem Organisationstalent, kluger Benutzung aller Umstände, erfolgreicher Mischung von Grausamkeit und Wohlwollen, so viel himmlische Versprechungen und irdische Glückseligkeit auf den Wegen dieser römischen Staatskunst vorgefunden, daß er sich begnügen zu können meinte, nur Porträts und nichts als Porträts zu zeichnen. Freilich konnte er nicht verhindern, daß der Doctrinarismus dem Historiker Schlüsse unterschob, wie wenn im Maler die Ursache gesteckt hätte, daß der eine Kopf schön und der andere häßlich war.

Treitschke bemerkt in seiner trefflichen, schon vorher erwähnten Charakteristik der Rankeschen Päpste,[1] daß die allzu milde Gesinnung des Geschichtschreibers mit einer Unterschätzung der Macht des Vatikans zusammengehangen hätte, und verweist deshalb auf die in der Vorrede zur ersten Auflage stehenden Worte, die der Meister im Gegensatze zu anderen Papstgeschichten leidenschaftlicher Art zu Gunsten seiner Darstellung anführte: „Dagegen ergeben sich uns auf unserer Stelle andere und, wenn ich nicht irre, reinere historische Gesichtspunkte. Denn was ist es heut zu Tage noch, das uns die Geschichte

[1] Gesch. des XIX. Jahrhunderts, Th. IV, 465; siehe oben S. 79.

der päpſtlichen Gewalt wichtig machen kann? Nicht mehr ihr beſonderes Verhältnis zu uns, das ja keinen weſentlichen Einfluß weiter ausübt, noch auch Beſorgnis irgend einer Art: die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, ſind vorüber: wir fühlen uns allzu gut geſichert. Es kann nichts ſein als ihre weltgeſchichtliche Entwicklung und Wirkſamkeit." Herr von Treitſchke fügt dieſem Ausſpruch Rankes hinzu: „Es war ein Irrthum, den er mit der geſammten Zeit theilte; in ſpäteren Jahren nahm er ihn ſelbſt zurück und geſtand, eine neue Epoche des Papſtthums habe begonnen."

Man darf zweifeln, ob Treitſchke hier richtig interpretirt hat. Jene Stelle in der Vorrede zur erſten Auflage iſt noch in der zweiten gegenüber den Caſſandrarufen ſeiner Recenſenten von Ranke ausdrücklich als nach wie vor zutreffend bezeichnet worden und in der That, das Gefühl der Sicherheit, von welchem Ranke dem päpſtlichen Stuhl gegenüber ſprach, ſchrieb er ſich als „Proteſtant und Norddeutſcher" zu. Iſt es denkbar, daß dieſes Gefühl der Sicherheit Herrn von Treitſchke heute fehlen könnte, oder dürfte man von den eigenen Werken Treitſchkes ſagen, daß ſie unter dem Einfluß der Furcht vor dem Papſtthum geſchrieben ſeien? Das alles geht nun nicht an, und wer ſich ehrlich prüft, wird ſich doch wohl heute überall in Europa, und in Deutſchland beſonders, eines leiſen Lächelns nicht enthalten können, wenn ihm von manchen Schwarzſehern zugemuthet wird, er ſolle ſich vor dem entthronten Prieſter von Rom, der ſich eben noch die Bruno-Feier gefallen laſſen, heute mehr „fürchten", als Ranke ſich im Jahre 1830 gefürchtet hat. „Wir fühlen uns allzu gut geſichert", war ohne Zweifel Rankes Meinung, auch noch als er ſtarb. Wenn er von einer neuen Epoche des Papſtthums ſprach, ſo meinte er nichts anderes, als was er ſchon vor 50 Jahren ſagte, daß die päpſtliche Macht ſteigt und fällt, wie jede andere politiſche Potenz. Gerade die Erkenntnis dieſes Wechſels iſt es, die dem Rankeſchen Werk von den Päpſten ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückt, — einen Stempel, der eben rein politiſcher Art und von doctrinär veranlagten Naturen wie Guſtav Freytag nicht richtig aufgefaßt worden iſt. „Nicht ſo unwandelbar, wie man annimmt, ſagte der Meiſter, war doch die päpſtliche Gewalt. Sehen wir von den Grundſätzen ab,

welche ihr Dasein bedingen, die sie nicht fallen lassen kann ohne sich selbst dem Untergange preiszugeben, so ist sie übrigens von den Schicksalen, welche die europäische Menschheit betroffen haben, immer nicht weniger bis in ihr innerstes Wesen berührt worden, als jede andere. Wie die Weltgeschicke gewechselt, eine oder die andere Nation vorgeherrscht, sich das allgemeine Leben bewegt hat, sind auch in der päpstlichen Gewalt, ihren Maximen, Bestrebungen, Ansprüchen wesentliche Metamorphosen eingetreten, und hat vor allem ihr Einfluß die größten Veränderungen erfahren."

Wenn Ranke auf diese Weise, um Treitschkes eigene Worte zu gebrauchen, freien Blicks die weithin über die Erde verzweigten Pläne der geistlichen Weltherrschaft überschaute, Art und Unart der handelnden Männer mit feinen, saubern Strichen zeichnete, das Große wie das Kleine der historischen Welt ihm gleich vertraut war, so konnte dies alles nur gelingen, weil er vollkommen über dem ganzen Tagwerk dieser päpstlichen Kunst erhaben dastand und in keinem Stücke etwas anderes als die Theilnahme des historischen Beobachters dafür besaß. Es mag sein, daß er die Mitarbeiterschaft der Dummheit, des Aberglaubens, des Hasses an den Werken der päpstlichen Politik, wie Treitschke bemerkt, weniger beachtete, aber das Schauspiel einer auf so klar zu erkennende geistlich monarchische Zwecke gerichteten Regierungskunst voll zu genießen, konnte dem Geschichtschreiber nur gelingen, der sich von allem Pathos und jeder persönlichen Empfindlichkeit frei wußte. Wenn es richtig ist, daß die historische Wahrheit noch einen tieferen Zug zuläßt, als die geistvolle Beobachtung, so darf andererseits nicht verkannt werden, daß die Geschichte der Päpste auch nicht auf das besondere Verhältnis zu Deutschland gegründet wurde, sondern deren universale Stellung schilderte. Man durfte deshalb auch den spätern Gedanken Rankes, eine deutsche Geschichte der Reformation schreiben zu wollen, nicht so auffassen, als wollte er sich selbst corrigiren. Viel eher wäre von einer Ergänzung jener Studien zu sprechen, die mit den Päpsten des 16. und 17. Jahrhunderts begonnen hatten.

Das Interesse Rankes an den Geschichten Europas im Reformationszeitalter war durch sein früheftes Werk vorbereitet und einleitend wachgerufen und es war durch die Geschichte der Päpste tiefer

begründet worden. Wenn man die Voraussetzung machen würde, der große Meister sei an seine Arbeiten unter der Erwägung herangetreten, welche Partieen der Geschichte wohl neuer Erforschung am dringendsten bedürftig wären, so könnte man leicht erklären, daß dem Geschichtschreiber der Päpste gerade von dem Standpunkt aus, von welchem die Päpste verfaßt waren, die Nothwendigkeit einer neuen Geschichte der Reformation am meisten einleuchtete. Man muß daher Treitschke durchaus widersprechen, wenn er zwischen den Päpsten und der Reformationsgeschichte Rankes einen gewissen Gegensatz erblickt, der auf das Bedürfnis einer mehr sittlich-nationalen Beurtheilung zurückzuführen wäre. Denn wenn auch keine Anhaltspunkte vorliegen, daß Ranke aus irgend einem auf das litterarische Bedürfnis bezüglichen Grund seine Forschungen begonnen hätte, so ist doch sicher, daß ihm bei der Bearbeitung der Päpste der tiefe Gegensatz seiner Auffassung dieser Jahrhunderte gegenüber den verbreitetsten Büchern und Anschauungen über diese Epoche besonders in Deutschland in ganzer Stärke erfüllen konnte. Was die gelehrte Welt in Deutschland größtentheils unter einer Geschichte der Reformation verstand, konnte dem Geschichtschreiber der Päpste wahrhaftig nicht als Historie schlechtweg, sondern eben nur als Kirchenhistorie erscheinen, als das, wovon er die Papstgeschichte ein für allemal triumphirend soeben befreit hatte. Auch die Reformationsgeschichte vermochte sich vor Rankes Auftreten niemand als eine eigentlich politische Geschichte vorzustellen. Diese Geschichte war ein confessioneller Commentar zu den verschiedenen Thatsachen, welche die Kirchenreformation hervorgebracht haben, aber keine wirkliche Geschichte. Der allergrößte Theil der gelehrten wie der gebildeten Welt sah die Ereignisse der Reformationszeiten für nichts anderes an, als den eigensten Ausfluß der Ideen, Streitigkeiten und Lehrsätze einer gewissen Anzahl von Professoren, Geistlichen, Predigern, unter denen einige große Reformatoren aufgestanden waren und für deren Sache sich die Mächte der Welt kopfüber in zwei Parteien spalteten, von denen die eine gut und gerecht, die andere aber schlecht gewesen war.

Mit diesen, wie man zugestehen mag, stark aufgetragenen Farben soll indessen keinerlei Verunglimpfung der kirchengeschichtlichen Auffassung der Reformationsgeschichte ausgesprochen worden sein. Es

handelt sich nur darum, den Zustand scharf zu bezeichnen, welchen Ranke in der historischen Litteratur vorfand, da er sich diesem von den eigentlichen Historikern so sehr vernachlässigten Gebiete zuwandte. Die ungemein große Wirkung von des Meisters deutscher Geschichte tritt besonders darin hervor, daß man jetzt bei Darstellungen dieser Art auf einen bestimmten Kreis von Sachkennern zählen darf, die da wissen, daß die Reformationsgeschichte im wesentlichen eine politische Seite darbietet, ohne deren genaues Studium ein Verständnis der Epoche nicht denkbar wäre. Ohne den Aufgaben nahe zu treten, welche die rein kirchliche Betrachtung der Epoche stellen mag, war es doch als eine Erlösung anzusehen, als der Meister die eigentliche Geschichte des Reformationszeitalters aus der unbarmherzig erstickenden Umarmung der Theologie befreite. Und in diesem politischen Sinne darf man ohne Bedenken die deutsche Geschichte an die Seite der Päpste stellen. Es ist derselbe Geist, der hier wie dort das Ereignis der Epoche auf seine natürlichen Machtverhältnisse und auf seine politischen Grundgedanken zurückführt; aber das wird man zugeben können, daß der nationale Gedanke im Gegensatz zu der universalgeschichtlichen Betrachtung in der deutschen Geschichte selbstverständlich viel bestimmter hervortritt, und daher auch die Theilnahme des Lesers in eben dem Maße erweckt, wie sie der Autor mit deutschem Selbstbewußtsein besaß.

Anders gestaltet sich aber noch das Urtheil über die deutsche Geschichte, wenn man die Gesichtspunkte erwägt, unter denen der Meister an die handelnden Personen der Epoche herantritt. Von Karl V. hat es vor Ranke überhaupt kein politisches Bild gegeben, wenn man nicht bis zu den entferntesten Schriftstellern des 16. Jahrhunderts zurückgriff, die ja der späteren von Jahrhundert zu Jahrhundert engherziger und confessioneller werdenden Historiographie vielfach überlegen waren. Im 16. Jahrhundert stand die Geschichtschreibung noch unter dem Einfluß der großen Italiener, die Sinn und Verstand für politisches Leben hatten und ihre Darstellungen nach dem schönen Worte eines Chronisten einzurichten verstanden, welcher die politischen Actionen der großen Masse immer nur mit dem Esel vergleichbar fand, der sich in die Löwenhaut gesteckt hatte. Ranke war der erste Geschichtschreiber der Reformation, welcher sehr

vielen Persönlichkeiten dieses Zeitalters die Löwenhaut abzuziehen vermochte, ohne deshalb die großen epochemachenden Wendungen zu verkennen, die durch eine umsichgreifende neue Weltanschauung entstanden waren. Aber starkes protestantisches Bewußtsein verhinderte ihn nicht, das politisch große, die universale Idee, die gewaltige, überlegene Staatskunst überall da zu begreifen und anzuerkennen, wo er sie fand. Die Elemente, aus denen sich Rankes historische Ruhe erhob, waren ihm sachlich dargeboten. Er verstand die große Politik der einen und fand sich theilnehmend zu den geistig und sittlich emporstrebenden Zielen der andern hingezogen, da bedurfte es für ihn gar keiner besondern kritisch-objectiven Grundsätze und Erwägungen, er durfte seiner Natur blos folgen und die Dinge sprechen lassen. Der Unterschied seiner Resultate in der Reformationsgeschichte lag einfach in seinem eminent ausgebildeten Sinn für politsche Erscheinungen und Zusammenhänge, eine Sache, die den meisten Darstellern gerade dieser Epoche, in Deutschland besonders, absolut und gänzlich zu fehlen pflegte.

Und man darf gleich hier eins hinzusetzen: Wenn sich noch immer Meinungsdifferenzen über die grundsätzliche Allgemeingiltigkeit der Darstellungen Rankes vom 16. und 17. Jahrhundert erheben, so liegt dies lediglich in der Schwierigkeit, welche jede politische Auffassung dem deutschen Leser in der Geschichte zu verursachen scheint. Er kann eben nicht aus seinem Doctrinarismus und Confessionalismus heraus und hat keinen inneren Respect vor der großen Staatskunst, die in der Geschichte zur Erscheinung und zum Erfolge gelangt. Wie wäre es sonst möglich, daß noch nach Ranke, auch heute mit erneuter Kraft Bücher Erfolge erzielen, die unter dem Namen von Geschichte aufzutreten wagen, während sie als confessionelle geschichtliche Streitschriften betrachtet, oft recht beherzigenswerthe Wahrheiten dem andern Theile ins Gesicht schleudern. Unserm Meister war dieser Widerstreit der Meinungen aus dem täglichen Leben, so heute, wie im 16. Jahrhundert, auf das genaueste bekannt, aber er urtheilte, daß derselbe mit der geschichtlichen Entwickelung meist nur in sehr entferntem Zusammenhange steht und stand. Die entsetzliche Vorstelluug, als ob die besonders seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auftretende Litteratur schimpfender Gelehrter und Prediger

irgend einen namhaften Inhalt der deutschen Geschichte bilden, irgend eine Bedeutung für den großen Gang der Politik beanspruchen könnte, ist ein Beweis von verhältnismäßig so geringer Wirkung Rankescher Lebens- und Staatsweisheit, daß es leider unmöglich ist, von dem Meister der Geschichtschreibung zu sprechen, ohne dieser traurigen Thatsache zu gedenken. Und man kann es deshalb nicht billigen, daß der Mann, der in der Geschichtschreibung nach Ranke den größten Schritt gethan hat, jene banausischen Anklagen zu unterstützen scheint, indem er bemerkt, der Meister habe nur ungern hinab in die Niederungen der Gesellschaft geblickt. Treitschke seinerseits überschätzt vielleicht selbst für die Geschichte des 19. Jahrhunderts die Niederungen der Litteratur, aber vermöge der zunehmenden Wichtigkeit dessen, was man öffentliche Meinung zu nennen pflegt, vermag man den geistreichen Betrachtungen des Geschichtschreibers des 19. Jahrhunderts doch überall mit Vergnügen zu folgen, aber mit jedem weiter zurückliegenden Jahrhunderte wird die doctrinäre Entwicklung in ihren Einzelheiten politisch weniger wichtig, und es kann sich dem Geschichtschreiber daher nur darum handeln, die wirklich wirkenden und wirksam gebliebenen Ideen aus dem Lärm einer zum Theil völlig verwilderten Welt der Litteratur herauszuheben.

Daß Ranke das Maß der Darstellung dieser Kräfte in dem Gang der Ereignisse vorzugsweise auf ihre Wirksamkeit in den rein politischen und Machtkreisen der Nation beschränkte, kam aus der Rücksicht auf jene Grenzen, die sich jede Wissenschaft selbst stecken muß, wenn sie nicht in eine unsichere Allgemeinheit auseinanderfließen will. Wo immer man Ranke auf den Grenzscheiden der wissenschaftlichen Disciplinen einherwandeln sieht, da wird man die politische Betrachtung als seine Magnetnadel erkennen. Aber er wollte damit nicht etwa läugnen, daß man die Dinge der Welt auch unter rein litterarischen, rein theologischen, rein rechtlichen Gesichtspunkten betrachten könne, und dann auch auf diesem Wege zu einer wissenschaftlich berechtigten Darstellung gelangt. Es dürfen diese Dinge nur nicht mit jenen Aufgaben verwechselt werden, welche Ranke in einem engern Sinne als Geschichte faßte. Wurde auf diese Weise in

der Reformationsgeschichte[1] sogut wie in der Geschichte der Päpste der politische Charakter der Begebenheiten gewahrt, so brachte der Meister seine Ansicht über den Gegensatz der confessionellen Ideen seit dem 16. Jahrhundert doch scharf genug zum Ausdruck. Denn wenn man von manchem einseitig religiösen Standpunkt noch so sehr die Art der politischen Bewunderung, welche Karl V. zu Theil wird, beklagen mag, so wird doch niemand den Eifer, die freudige Theilnahme, die rücksichtslose Anerkennung des Bessern und den tiefen Glauben an das Wahrheitsstreben der Reformationsbewegung bei dem Meister gerade in diesem Werke verkennen. Wie Ranke indessen den Gegensatz der religiösen Entwicklungen in weltgeschichtlichem Sinne begriff, konnte er so zu sagen noch unbefangener in der französischen und englischen Geschichte zum Ausdruck bringen, weil hier der Geschichtschreiber die Erscheinung ohne die Bemessung der eigenen nationalen Beeinträchtigung des Einheitsbewußtseins und der äußern Machtabnahme des deutschen Reichs betrachten durfte.

Sowohl die französische, wie die englische Geschichte Rankes stellt den Gesichtspunkt der nationalen politischen Machtentwicklung mit einer Stärke und Zuversicht in den Vordergrund, welche bei Engländern wie Franzosen Erstaunen erregte. Daß es ein Deutscher war, der nicht alle Aufmerksamkeit, alles Interesse den inneren Streitigkeiten und dem Kampfe der Systeme zuwendete, sondern die sogenannte äußere Machtentwicklung dieser Staaten als den höchsten Maßstab der Beurtheilungen aller einzelnen Erscheinungen empfinden ließ, dies war es, was man in jenen Ländern besonders überraschend fand. Unter uns in Deutschland wurde diese Auffassung weit weniger richtig gewürdigt. Man darf aber nicht länger zaudern, Rankes Anschauungen auch in dieser Beziehung klar zu legen und wenn irgend möglich auch bei uns zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

Bekannt ist die wundervolle Stelle in der französischen Geschichte, wo Ranke von der Stellung des Protestantismus in der

[1] Ich bemerke ein für allemal, daß ich mich dieses Ausdrucks nur der Kürze wegen bediene; Ranke hat überhaupt keine Reformationsgeschichte geschrieben, sondern deutsche Geschichte: „In Schule und Litteratur, sagt er, mag man kirchliche und politische Geschichte von einander sondern, in dem lebendigen Dasein sind sie jeden Augenblick verbunden und durchdringen einander."

Welt spricht. Man muß, um ihn zu verstehen, von dieser Betrachtung ausgehen:

„Unter Menschen, die der Vergangenheit kundig sind, müßte davon gar nicht mehr geredet werden, ob der Protestantismus in der Welt sein soll oder nicht. Der moderne Katholicismus selbst verdankt ihm seine Ausbildung und ließe sich ohne diesen Gegensatz nicht mehr denken." Und hierauf zeichnet er das Wesen des Protestantismus und seine Wirkung auf die Staaten: „fern davon, einen Widerspruch gegen die Religion zu enthalten, suchte er dieselbe, einer verweltlichten Priesterschaft gegenüber, geistiger, uneigennütziger zu ergreifen, die Lehre aus den zufälligen Formationen der hierarchischen Epoche auf ihren wesentlichen Inhalt und das Allgemeingültige zurückzuführen".

„Aber allerdings lag es in seinem Wesen, die gefährlichsten bittersten Kämpfe zu erwecken. Denn nicht allein kirchlich war die Frage, sondern bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Staat, auf der das ganze System beruht, in hohem Grade politischer Natur."

„Wenn sich in Deutschland unter der Führung tiefsinniger und erleuchteter Geister und dem fast allgemeinen Zusammenstimmen der Nation, das Unternehmen doch nur theilweise durchsetzte, und zwar nicht ohne gefährliche und blutige Kämpfe, wie viel weniger konnten diese in Frankreich vermindert werden, wo seit Jahrhunderten die Verbindung zwischen Königthum und Kirche unendlich eng war."

Die große Bedeutung des Protestantismus erblickte Ranke in der Hervorbringung eines weltgeschichtlichen, d. h. durch alle Staaten hindurchgehenden Gegensatzes. In diesem Gegensatz selbst liegt nach seiner Auffassung der absolute Werth; es dürfe nicht davon geredet werden, ob der Protestantismus bestehen sollte. Nun konnte es aber doch nicht die Meinung des Meisters sein, den Streit als solchen für ein höchstes Gut zu erachten; und wenn man die granitenen Gestalten betrachtet, die in der französischen Geschichte von Rankes Meißel hergestellt wurden, so dürfte man doch nicht vermuthen, daß die Coligny und Guise das hohe Wohlgefallen des Geschichtschreibers bloß deshalb erregten, weil sie kämpften und mordeten. Nein die Vollendung des weltgeschichtlichen Bildes liegt nicht in dem Gegensatz der religiösen Auffassung, sondern in der Entwicklung der Staats-

gewalt, die sich in dem Kampf der kirchlichen Potenzen allein zu steigender Höhe emporarbeitet. Diese große Entwickelung hat Ranke in der französischen Geschichte noch deutlicher und unbefangener nachweisen können, als in der deutschen, weil er die erstere chronologisch weit über die Zeit hinausführte, wo die kirchliche Frage dominirte. Aber darin läuft der Fortgang der Staatsgewalt in allen romanisch-germanischen Völkern durchaus parallel, daß der kirchliche Gegensatz den Staat, wie für die einen, so für die andern als die entscheidende Instanz erscheinen läßt, der sich schließlich alles in einer bis dahin unbekannten Weise unterwerfen muß. Nichts läßt sich mit dem freudigen Gefühl der Rankeschen Darstellung da vergleichen, wo er diesem Zuge politischer Ueberwältigung des kirchlichen Gegensatzes Worte zu leihen vermag. Und in der That sollte niemand einen Augenblick zweifeln, daß diese Auffassung des großen Historikers nicht nur sachgemäß, sondern auch für die absolute Werthschätzung der Dinge entscheidend war und nicht nur erklärte, wie es gewesen ist, sondern auch besagte, wie es beurtheilt werden muß.

Der Gegensatz, den das 16. Jahrhundert in den kirchlichen Dingen hervorgebracht, stellte den Staat nach Ranke auf seine eigenen Füße und sicherte für alle Zeiten in universalem Sinne vor der wiederkehrenden Gefahr eines Ueberwiegens irgend welcher priesterlichen Genossenschaft. Der politische Ertrag des Reformationszeitalters war daher in England sogut wie in Frankreich derselbe, obwohl sich hier der Staat mehr auf die katholische, dort mehr auf die protestantische Sache stützte. Wenn das Emporkommen staatlicher Gewalten in der deutscher Geschichte von Ranke nicht so wie in der französischen und englischen in fortlaufender Erzählung verfolgt ist, so nimmt man doch in den Darstellungen der politischen Geschichte Preußens insbesondere den gleichen Pulsschlag der religiösen Auffassung der Dinge wahr. Aus dem starken sittlichen Bewußtsein der Nothwendigkeit des Gegensatzes erklärt sich auch die verhältnismäßig so große Milde, die Ranke gegen bedeutende Vertreter der einen und der andern Richtung walten lassen konnte, und die man zuweilen dem Meister selbst von berufener Seite übel vermerkte. Insbesondere bei der deutschen Nation, „die sich wohl vor allen am anhaltendsten und selbständigsten mit kirchlichen und religiösen Dingen

beschäftigt hat", findet es Ranke gerechtfertigt, die Gegensätze, die zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen Staat und Kirche, Kaiserthum und Papstthum bestanden haben, in ihrer gegenseitigen Nothwendigkeit so gut wie gleichwerthig zu schätzen, „weil ohne ein immer wiederholtes Bezweifeln und Ueberzeugtwerden, Bejahen und Verneinen, Suchen und Finden, kein Irrthum zu heben, kein tieferes Verständnis zu erreichen sein würde". Und man darf hinzusetzen, in Deutschland würde jede Kirche allmächtig geworden sein, wenn sie nicht stets von neuem durch den innern Gegensatz ihres Wesens politisch neutralisirt worden wäre. Dies ist die große Lehre und zu gleicher Zeit der geschichtliche Werthmesser der Rankeschen Geschichtsphilosophie, wie sie namentlich in den Arbeiten über das Reformationszeitalter hervortritt.

Blickt man auf die politischen Grundgedanken des Meisters in Bezug auf die inneren und vorzugsweise Verfassungsfragen des modernen Staats, so wird man in der englischen Geschichte so gut wie in den Werken, welche das 18. und 19. Jahrhundert zum Gegenstande der Darstellung machen, bei weitem keine so gerundete und abgeschlossene Ansicht finden, wie in Betreff der religiösen Fragen. Ranke hat sich in der englischen Geschichte gewissermaßen selbst ein Zeugnis darüber ausgestellt, daß er es für richtiger gefunden habe, sich in einen offenen Widerspruch zu der Einseitigkeit von Macaulay zu setzen. Er hat sich keineswegs dafür entscheiden wollen, daß die parlamentarische Entwicklung Englands einen Maßstab für die Beurtheilung der Stuarts abgeben könnte, er hat an dem unglücklichen Hause einen sehr fein durchgeführten, bescheiden gedachten Rettungsversuch gewagt, dem dann so plumpe und polternde Vertheidigungsschriften gefolgt sind. In den ältern Zeiten, namentlich in der deutschen Geschichte ist ihm der ständische Kampf durch die Verbindung mit der Reformation gewissermaßen geheiligt, und er hat den Zusammenhang dieser beiden Bewegungen für alle Zeiten festgestellt. In den spätern Jahrhunderten konnte dagegen der Geschichtschreiber dem Vordringen ständischer Macht keine gleiche sittliche Seite abgewinnen und der monarchische Gedanke erfüllt ihn bis in die neuesten Jahrzehnte und bis in die Regierungszeit der Könige, von denen er persönliche Kenntnis und für die er persönliche Verehrung besaß.

Hier verläuft das Gesetz des Fortschreitens durch den Gegensatz, wie er ihn immer und immer wieder betont, zu einer etwas schematischen Anerkennung des revolutionären und conservativen Geistes, wobei man aber nicht recht zu erkennen vermag, was dabei weltgeschichtlich überhaupt herauskommen wird. Man sieht den Nachweis thatsächlicher Gegenströmungen, aber man erfährt nicht wohin die Strömung geht.

Es ist nicht leicht zu sagen, wie sich Ranke zu den innern Fragen der Politik des modernen Staats gestellt hat, und es bedarf einer größern Reihe von Erwägungen, wenn man seine Werke in diesem Punkte gegen die Vorwürfe des Mangels an Principien sichern will.

Schon in den Päpsten hatte Ranke einmal die Bemerkung gemacht, daß das Ueberhandnehmen der innern Gegensätze die Einheit der Gesammtheit zerstört, aber er tröstete den Leser mit der dann immer wieder als Hauptaxiom ausgesprochenen Ansicht, „daß sich damit doch auch zugleich eine höhere und größere Entwicklung vorbereite". In spätern Werken schildert er dann häufig die zunehmende Gehässigkeit oder Verwilderung von Parteien. Aber die höhere Entwicklung wird uns dann nicht immer vorgeführt und klargelegt. Schließlich kommt der Leser zu der Befürchtung, in dem Wirken der großen Parteien, in dem großen Conflicte der Welt möchten nichts als gewissermaßen elementare Gefühlsäußerungen zu erblicken sein, die in Sympathien und Antipathien Parteien bildeten und gegen einander hetzten. Von der Volkssouveränetät heißt es: „Es gibt keine einzelne politische Idee, die im Laufe der letzten Jahrhunderte eine ähnliche Wirksamkeit ausgeübt hätte, wie die Volkssouveränetät. Zuweilen zurückgedrängt und nur die Meinungen bestimmend, aber dann wieder hervorbrechend, offen bekannt, niemals realisirt und immer eingreifend, ist sie das ewig bewegliche Ferment der modernen Welt."

Es ist verzeihlich, wenn sich der politisch denkende Mann der Gegenwart von einer historischen Beobachtung dieser Art nicht recht befriedigt finden will. Er wünschte zu wissen, welche Stellung der Geschichtschreiber selbst zu einer Idee einnimmt, von der er doch versichert, daß sie die Welt so bewegt. Billigt er dieselbe oder ist er ihr feindlich gesinnt? Vermag er sich den Fortgang der Dinge aus

derselben zu erklären, oder erwartet er ihren Untergang durch die entgegengesetzten Kräfte? Und wenn sich schon auf eine so allgemeine Principienfrage keine Antwort geben läßt, wie soll man denken, daß die Geschichte geeignet ist den Werth oder Unwerth politischer Parteibestrebungen erkennen zu lassen? Ist da nicht der Vorwurf gerechtfertigt, daß die Geschichtschreibung eine Art von Charakterlosigkeit zeitigt?

Ranke würde einen solchen Einwand gegen sein Verfahren nicht haben gelten lassen, aber er würde sich noch weniger hinter das täuschende Schlagwort, dessen sich seine Vertheidiger mit Vorliebe bedienten, hinter die sogenannte Objectivität des Geschichtschreibers verschanzt haben. Er würde in erster Linie zu zeigen versucht haben, wie sich der Geschichtschreiber vom Propheten unterscheidet und wie häufig sich der erstere getäuscht hat, wenn er dem letzteren den Rang abzulaufen sucht. Würde er dagegen aus Erwägungen allgemeiner philosophischer Art der einen oder der andern Idee, von welchen die politischen Parteien geleitet sind, den Vorzug geben, so verfiele er rettungslos einem Doctrinarismus, den er von vornherein als die volle Kehrseite des Historismus erwiesen hatte. Der Ansicht des Meisters wird es also am meisten entsprechen, zu sagen, daß die Geschichte weder Doctrin noch Prophetie sei und daß sie daher die Wirksamkeit politischer Ideen oder Ueberzeugungen, politischer Bestrebungen und Parteien nur nach historischen Analogien, oder wenn man ein oft mißbrauchtes Wort gebrauchen will, nach historischen Gesetzen beurtheilen kann.

Die Geschichte beweist aber in ihrem ganzen Verlauf, daß die Ideen nicht als solche leben und wirken, sondern nur durch die Handlungen der Menschen zur Erscheinung kommen und außerhalb der letzteren historisch überhaupt nicht nachweisbar sind. Wenn aber die politische Bewegung mit dem Wollen und Handeln lediglich zusammenfällt, so ist es ganz klar, und auf jedem Blatt der Weltgeschichte mit ehernen Lettern eingeschrieben, daß der Werth der Ideen von der Art des Willens und der Handlungen abhängt, oder was dasselbe besagt: der politische Gedanke löst sich geschichtlich in der politischen Kunst auf. An und für sich kann der Historiker keinem politischen Gedanken, keinem politischen Prinzip, wenn es in der

Geſchichte zur Erſcheinung gekommen iſt, die Lebensfähigkeit abſprechen. Aber, weil der handelnde Menſch Mittel gebraucht, um zum Ziele gelangen zu können, ſo läßt ſich von vielen Dingen für das Gelingen und Mißlingen eine Wahrſcheinlichkeit berechnen. Der ſchon vorhin erwähnte Eſel wird in der Weltgeſchichte vermuthlich durch die umgehängte Löwenhaut nur kurze Zeit zu täuſchen vermögen, und eine Idee, die ſich zu ihrer Verwirklichung bloß der Täuſchung bedient oder auf Täuſchung beruht, wird der echten Kunſt der Politik unterliegen. Mehr zu behaupten iſt dem Geſchichtſchreiber unmöglich, indem er ſich aber ſchließlich vor dem hohen Altar der politiſchen Kunſt verneigt, ſagt er auch gerade genug, um nicht als charakterlos oder geſinnungslos gelten zu können. Denn von den erhabenen Geiſtern, welche handelnd die Weltgeſchichte weiter geführt haben, ſtrömt allemal genug der Theilnahme, Verehrung und Bewunderung auf den glücklichen Beobachter und Darſteller der Geſchichte über, um ſich vertrauensvoll auf den richtigen Weg der Beurtheilung aller gegeneinander wirkenden Kräfte leiten zu laſſen. Und könnte etwa jemand meinen, daß in unſeren Tagen dem großen Meiſter die wirkſamen Kräfte unbekannt geweſen wären?

So iſt Ranke grundſätzlich zu einer ſcharfen Unterſcheidung der Aufgaben von Geſchichte und Politik gelangt, um an den ſiegreichen politiſchen Ideen hinreichende, klare und gerechte Maßſtäbe für das geſchichtliche Werden zu finden. Der Hiſtoriker folgt nicht einem Syſtem der Politik, aber er begleitet willig und treu beobachtend und erklärend die ſiegreiche Kunſt der Politik.

V.

Weltgeschichte und Werthbeurtheilung.

In einer seiner vortrefflichsten Erörterungen über Rankesche Schriften und Rankesches Wesen sprach sich Alfred Dove einmal auf wenigen Seiten auch über die „Weltgeschichte" in einer Weise aus, wie es kaum ein anderer besser vermöchte. „Ranke selbst, bemerkte der treueste Kenner des Meisters, hält alle Weltgeschichte nur für einen dann und wann zu wiederholenden Versuch, den Gemeinbesitz unserer menschlichen Erinnerungen für den modernen Gebrauch wieder herzurichten. Nur ihm selber aber ziemt so zu reden; wir haben das Recht und deshalb auch die Pflicht, in seiner Weltgeschichte die Summe seiner unvergleichlichen Wissenschaft und Kunst zu verehren; die Nachwelt mag immerhin zusehen, ob und wie weit sie über ihn hinauskommt."

Denkt man an die Ueberraschung, die es in der gelehrten Welt bereitete, als der Achtzigjährige an die Ausführung des ungeheuren Unternehmens schritt, oder denkt man lieber an die Eigenthümlichkeiten der Auffassung des Gegenstandes im vollen Gegensatz zu dem, was die mechanisch wiederholten Erzählungen der Geschichte aller möglichen Länder und Völker zu bieten pflegten, in beiden Beziehungen mußte sich ein vielseitig gelehrter Mann wie Dove an das ein Menschenalter früher gegebene Beispiel von Humboldts Kosmos erinnert fühlen. „Nur daß die Weltgeschichte unseres Meisters", fügt er hinzu, „es verschmäht, durch einen ungeheuren Apparat von Anmerkungen und Citaten gleich dem Kosmos den ausführlichsten Beweis für solche Fundirung beizubringen. Für diesen Mangel,

wenn es hier nicht vielmehr das Gegentheil ist, entschädigt jedenfalls der ungemeine Vorzug der unverminderten Schärfe des Urtheils, jener eigenthümliche Takt für das Richtige und sicher Begründete in der Forschung anderer, den sich der greise Historiker in so wunderbarem Maße bewahrt hat, während der große Naturforscher am späten Abend seines vielbewegten Lebens in gutmüthiger Hingabe an fremde Autorität den Zügel der eigenen kritischen Controle bisweilen aus den ermüdeten Händen gleiten ließ".

Man sieht, auch hier wird jede Beurtheilung Rankes nur an die einsichtigen Worte und die treffende Auffassung Doves anzuknüpfen und dessen Gedanken weiterzuspinnen vermögen. Er hat Recht, wenn er die Weltgeschichte Rankes ebenfalls als einen Kosmos, vielmehr als einen Mikrokosmos bezeichnet, auch im Gegensatze zu dem ehemaligen Begriffe der Universalgeschichte.[1]

In den Vorlesungen bei dem König Max sprach sich Ranke theoretisch am bestimmtesten über den Inhalt der Weltgeschichte aus. Wo er an andern Orten darüber im allgemeinen handelte, pflegte er meist nur auf den Begriff des Zusammenhangs, des Hervorgehens des einen aus dem andern Gewicht zu legen. In den Berchtesgadener Vorlesungen ging er einen Schritt weiter: „Ja es ist in der ganzen Geschichte eine gleichsam historische Macht des menschlichen Geistes nicht zu verkennen; das ist eine in der Urzeit gegründete Bewegung, die sich mit einer gewissen Stetigkeit fortsetzt. Allein es gibt in der Menschheit überhaupt doch nur ein System von Bevölkerungen, welche an dieser allgemeinen historischen Bewegung Theil nehmen, dagegen andere, die davon ausgeschlossen sind". Schon ein paar Sätze vorher hatte er die Bemerkung gemacht: „Es gibt Elemente der großen historischen Entwicklung, die sich in der römischen und germanischen Nation fixirt haben."

Auf diesen Grundanschauungen beruht offenbar das Gebäude, welches sich in Rankes Geist als Weltgeschichte aufgebaut hat, und man darf sagen, daß er auch historiographisch in Wahrheit dahin strebte, die in den romanisch-germanischen Völkern vorhandenen

[1] Was ich selbst über diesen Punkt schon im ersten Theil S. 219 ff. gesagt habe, darf ich selbstverständlich nicht wiederholen, bitte aber den Leser dringend, sich der dortigen Ausführungen zu erinnern.

politisch-culturellen Lebenserscheinungen aus einer Reihe vorhergegangener Erscheinungen zu erklären und universalhistorisch zu deuten. Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß er sich doch genöthigt glaubte, dem weitern Begriff der Weltgeschichte, im Sinne der alten Göttinger Geschichtslehrer einige Zugeständnisse zu machen. In der alten Geschichte ist den semitischen Racen ein ebenso breiter Raum offen gelassen, wie den Arabern in der neuern Geschichte. Vor den letztern war Rankes Respect so groß, daß er sich öfter vernehmen ließ, er werde in seinem hohen Alter mit Rücksicht auf die Weltgeschichte noch arabisch lernen müssen. Trotzdem bleibt aber über den „Zusammenhang" dieser Weltgeschichte auch bei Ranke vieles ziemlich dunkel.

Seiner Grundstimmung nach stand Ranke mehr als mancher andere auf dem alten Otfried Müller-Hermannschen Standpunkt einer möglichsten Ablehnung fremder Einflüsse auf die Cultur der classischen Völker. Aber in der Praxis der weltgeschichtlichen Darstellung blieb das hergebrachte, wenn auch etwas eingeschränktere Schema der „historischen" Völkergruppen maßgebend. Wie man die breite Entfaltung der Geschichte der Juden in Rankes Weltgeschichte als ein „Element" denken soll, welches sich in der römischen Geschichte „fixirt hat", ist nicht so unmittelbar begreiflich, und kann doch nur so verstanden werden, daß dieser „Zusammenhang" durch das Christenthum vermittelt wurde. Um also die welthistorische Brücke vom Judenthum zum Römerthum zu finden, muß man annehmen, daß das ganze römische Reich nur dazu da war, um dem Christenthum vorzuarbeiten, Raum zu schaffen. In diesem Gedankengang steigt das alte Judenthum durch die staatliche, aber unbewußte Gefälligkeit der Römer zum welthistorischen Christenthum herab. Diese Auffassung aber ist, wie sich noch weiter zeigen soll, im Grunde nichts anderes, als die alte, seit ältester Zeit immer wiederholte Ueberlieferung.

In der arabischen Geschichte kommt nicht sowohl der Gesichtspunkt elementarer Entwicklung, als vielmehr der des Gegensatzes in Betracht, aber von diesem Standpunkte gesehen, verdiente doch auch die gelbe Race der Weltgeschichte ihre Aufnahme in das System. Wenn man nicht zu Ausflüchten greifen will, so muß man ehrlich gestehen: der Mikrokosmos Rankes verdankte doch zum großen Theil seine Gestaltung gewissen überlieferten hergebrachten Vorstellungen.

Eine innerlich abgeschlossene, aus sich selbst fließende Nothwendigkeit des Zusammenhanges seiner verschiedenen Geschichten dürfte sich kaum behaupten lassen. Die „Weltgeschichte" war aus dem Vorlesungsbedürfnis früherer Jahre ursprünglich hervorgegangen und lehnte sich an den gebräuchigen Schematismus der Schulen an. Als der Meister fünfzig Jahre später an die Ausarbeitung und Publicirung des Werkes herantrat, war er innerlich viel weiter vorgeschritten, als ihm bei dem einmal feststehenden System der überlieferten Weltgeschichte zu zeigen möglich war. In der praktischen Durchführung des im einzelnen so einzig dastehenden Werkes treten in Folge dessen widersprechende Gesichtspunkte hervor, die nur aus dem Gegensatz seiner eigenen Entwicklung zu den Anschauungen einer specifisch theologischen Vergangenheit zu erklären sind. Wie die Weltgeschichte jetzt construirt ist, so empfindet der deutsche Leser des wunderbaren Werks schmerzlich, daß es den Juden eine welthistorische Rolle einräumt, die unter dem Gesichtspunkt politischer Größenverhältnisse und ausschließlich politisch gedachter Wirkungen, die in allen übrigen Fällen für Ranke maßgebend waren, nie und nimmer zuzugeben wäre. Vom Standpunkt des Meisters selbst müßte man doch zwischen dem Einfluß, den eine große Litteratur eines Volkes, wie die Juden, auszuüben vermochte, und der staatlich gedachten Wirksamkeit eines auf der tiefsten Stufe des politischen Lebens stehen gebliebenen kleinen Bruchtheils einer Race, die in ihren anderen Verzweigungen politisch groß geworden, einen fundamentalen Unterschied machen.

Hier sieht man den gewaltigen Geist des Meisters vor dem erträumten weltgeschichtlichen Zusammenhang einer längst vergangenen Periode sich beugen und den Vorurtheilen Eusebianisch-Augustinischer Geschichtsphilosophie Rechnung tragen. Aber wie läßt sich dann von einem empirischen Zusammenhang von Griechen und Römern mit Juden sprechen, da jene so gut wie diese in ihren Geschichtsquellen keine leiseste Ahnung davon verrathen. Eins oder das andere! Ist Herodot der Vater der Weltgeschichte, so kennt dieselbe keine Juden, oder es sind die jüdischen Bücher die Quellen des weltgeschichtlichen Zusammenhangs, dann wird man die Brücke zur Geschichte der Griechen ein wenig künstlich finden. Die Wahrheit ist, daß Ranke den vielgerühmten Zusammenhang der Völkergeschichten, die er zur Welt-

geschichte zusammenlegte, so wenig nachzuweisen im Stande war, als irgend ein erschaffner Geist, und daß es zwar nicht ein philosophischer, aber doch ein dogmatischer Standpunkt war, auf dem er sich hier bewegte, ein Standpunkt, bei dem man überdies zu übersehen pflegt, daß sich der germanische Geist lang und andauernd genug gegen denselben gewehrt hat. Denn so alt auch die Versuche von Historikern waren, den Ursprung germanischer Völker auf Griechen oder Trojaner zurückzuführen, so oft und energisch haben sich auch deutsche Stimmen dagegen verwahrt. Aber das System der Weltgeschichte beruhte, wie es einmal aufgestellt war, vorzugsweise auf religiösen Gesichtspunkten, und diese religiösen Momente der Entwicklung bei den alten Völkern sind auch noch in der Weltgeschichte Rankes vorherrschend zum Ausdruck gekommen. Man kann daher nicht sagen, daß nach dieser Seite hin das große Werk des Meisters eine neue Bahn eröffnet hätte. Es ist vielmehr der Abschluß der Ideen, die auf diesem Gebiete seit so langer Zeit maßgebend waren. Ranke hatte das Bedürfnis, diesen Garten von dem schädlichsten Unkraut zu reinigen, er schaffte die Eintheilungen und Perioden ab, die ein pedantisches und ideenloses Zeitalter geschaffen; er schränkte die geistreiche Neugierde jener historischen Himmelstürmer ein, die am Hoangho und Jantsekiang mit gleichem Interesse weilten, wie am Rhein und an der Themse; er setzte der Begriffsverwirrung von Historie und Praehistorie durch den Nachweis ein Ziel, daß die Geschichte nur auf dem Schriftthum ruhen könne; er rettete mit einem Worte den überlieferten Begriff der Weltgeschichte, soweit er irgend zu retten war. Aber bei diesen gleichsam das äußere Aussehen der Weltgeschichte bestimmenden Verbesserungen hatte es sein Bewenden. Die innere Ausgestaltung des Zusammenhanges vermochte sich von den überlieferten Gesichtspunkten eines religiösen Systems keineswegs zu befreien.

Ganz anders und in viel erhebenderer Weise entwickelte sich in Rankes Geist das ihm eigenthümliche und von ihm erdachte Bild des politischen und realen Macht- und Staatszusammenhangs der Völker, die man heute in der Einheit politischer Cultur zu denken pflegt. In jener einzigen und großartigen Sprache, die ihm für seine Ueberzeugungen zu Gebote stand, wußte er das römische Reich in die ideale Mitte des ganzen weltgeschichtlichen Gebäudes, wie ein Gerüst hinein-

zuſtellen, das die unſichern Theile zuſammenhält. „Ich wage es zu behaupten," verkündigte er in Berchtesgaden, „daß die ganze Geſchichte nichts werth wäre, wenn die Römer nicht exiſtirt hätten." Und dementſprechend faßte er auch die römiſche Geſchichte in ungleich größerem Sinne auf, als irgend ein alter römiſcher Geſchichtſchreiber ſelbſt. Wie er dabei zu Werke ging, die Tradition der Römer ſelbſt erhaltend, und dadurch den Kern aller modernen Völkervorſtellungen rettend, hat Dove in ſeinem erwähnten trefflichen Aufſatz nachgewieſen. Der unſäglichen Verirrung mancher ſpäteren kritiſchen Verſuche, welche den weſentlichen Inhalt einer faſt dreitauſendjährigen Ueberlieferung aus dem Gedächtnis der Menſchen auszuſtreichen ſtrebten, um an die Stelle derſelben gewiſſe abſtracte Verfaſſungsſchablonen zu ſetzen, konnte das individuelle Bedürfnis der Rankeſchen Weltgeſchichte natürlich keine Zugeſtändniſſe machen. Dem zudringlichen, abſichtlichen, geſchmackloſen Hereintragen moderner Begriffe in das Leben des alten Roms ſetzte der Meiſter einen ſtarken Damm entgegen; und daß er den Querköpfigkeiten einer politiſch verſchrobenen Geſchichtſchreibung auf dieſem Gebiete noch gleichſam teſtamentariſch widerſprach, war eine Wohlthat, die der ſcheidende Geſchichtſchreiber dem nachkommenden Geſchlecht gerade durch ſeine Darſtellung der römiſchen Geſchichte leiſtete.

Seine eigentlich politiſchen Betrachtungen und Ergebniſſe ſchöpfte Ranke aus den Gegenſätzen von Perſern und Griechen, Römern und Germanen, Lateinern und Griechen, und endlich aus den romaniſch-germaniſchen und arabiſchen Weltreichen. Daneben wollte er aber nicht auf den Nachweis des Ineinandergreifens der politiſchen, religiöſen und litterariſchen Kräfte der vorzugsweiſe hiſtoriſchen Völker verzichten und in Folge deſſen erhielt die Weltgeſchichte einen merkwürdig idealiſtiſchen Zug, der ſtärker hervortritt, als in irgend einem andern Werke. Die Wirkſamkeit der Ideen wird hier mit beſonderer Vorliebe geſchildert. Die Perſonen treten mehr zurück, als in den Geſchichten der neueren Zeit; hinter der Abſtraction gewiſſer Sätze verbirgt ſich nicht ſelten das unſicher charakteriſirte Individuum. Letzteres gilt von den Jahrhunderten, die man mit dem Namen des Mittelalters bezeichnet, faſt noch mehr, als von denen des Alterthums. Wenn Ranke von den großen

Religionsstiftern redet, von Christus so gut, wie von Mahomet, so löst sich seine Betrachtung zuweilen in eine Philosophie der Geschichte auf, wie kaum im gleichen Maße in einem seiner früheren Werke. Seine Erörterungen über Gegenstände dieser Art haben es möglich gemacht, ihn unter dem Gesichtspunkte religiöser Fragen anzugreifen und den Kampfplatz auf ein Gebiet zu verlegen, das Ranke selbst von der Geschichtsbetrachtung ausgeschlossen glaubte.

So ist noch in neuester Zeit von einem gelehrten Jesuiten, dessen scharfe Dialektik dieser kriegsgewandten Gesellschaft alle Ehre macht, die „Weltgeschichte" des großen Meisters gerade vom Standpunkte ihrer christlich-religiösen Tendenzen heftig angegriffen worden. Unter scheinbarer Anerkennung von Rankes Aufmerksamkeit für die „Geheimnisse des Glaubens" und mit der bekannten Vorliebe des Confessionalismus, sich auf Aussprüche zu stützen, die den Beziehungen des Menschlichen zum Göttlichen entnommen sind, will dieser Kritiker den Beweis erbringen, daß Ranke ganz einfach in die Kategorie der allenthalben überwundenen Rationalisten einzuschalten sei.

Es ist sehr angenehm, durch Versuche solcher Art in die Lage gesetzt zu sein, sich auch in dieser Beziehung über Rankes Denkungsart aussprechen zu dürfen, und so muß man dem jesuitischen Büchlein um so mehr dankbar sein, als es bekanntlich von anderer Seite nie an Versuchen gefehlt hat, dem Meister eine unstatthafte Vorliebe für den Katholicismus zuzuschreiben. Nichts bezeichnet die Lage der deutschen Wissenschaft wohl besser, als die Thatsache, daß man sich vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1890 fortwährend um das religiöse Glaubensbekenntnis des anerkannt größten Geschichtsforschers und zwar von allen Seiten herüber und hinüber gestritten hat, während dieser hochbegnadete Denker aus seinen ehrlichen Ansichten nie auch nur das geringste Geheimnis gemacht hat und auch nie den geringsten Anlaß gab, an seinem energisch bekannten Protestantismus zu zweifeln. Nachdem die Fabeln von einem thatsächlichen Uebertritt Rankes zum Katholicismus, welche ihn einstens beunruhigt hatten, da er nur eben den Fuß in katholische Länder gesetzt hatte, längst der verdienten Lächerlichkeit anheimgefallen waren, hörte der Confessionalismus nicht auf, das geschärfte Ohr an die verschiedenen historischen Werke des Meisters zu legen, um herauszubekommen, — wie es sich wohl mit

den Gewissensfragen bei ihm verhalte. Und während der Meister selbst sich allenthalben mit einer dem Zeitalter seiner Jugend, dem Zeitalter Goethes und Herders, entsprechenden freien Rückhaltlosigkeit darüber aussprach, was er auch über diese Dinge im Bewußtsein eines warmfühlenden Protestantismus dachte und denken durfte, hob sich ringsumher ein kleinliches Wesen, welches vermeinte, man könnte die höchsten wissenschaftlichen Seherblicke eines gottbegnadeten Geistes in gewisse confessionelle Kategorieen einschachteln.

Und so dürfte es nicht überraschend sein, daß zum Schluß der Jesuit auftrat und gleichsam wie in der Shakespeareschen Comödie, den Epilog hielt. Weit entfernt dabei, dem ehrenwerthen Mann die Rolle der lustigen Person zuzuschreiben, kann man sich indessen allerdings des Gedankens nicht erwehren, daß die Kategorie, in welche von dieser Seite Rankes religiöse Gesinnungen eingesteckt werden sollten, dem Kreise des jesuitischen Kritikers Schmerzen bereite, die dem Protestanten ganz fremd sind. Denn nichts ist eigentlich erheiternder, als wenn jener kritische Versuch den Geschichtschreiber zu einem ausgeprägten Rationalisten machen möchte, während doch Ranke gar keinen Grund gehabt hätte, eine solche Denkungsweise zu verbergen, wenn sie ihm eigen gewesen wäre. Daß sich nach seinem Tode aber ein fein zugespitztes Bestreben zeigen könnte, ihn in die Kategorie des Rationalismus einzuschachteln, würde ihn jedenfalls weit kühler gelassen haben, als die Verdächtigung seiner Confessionsgenossen sechzig Jahre zuvor, daß er sich hätte vom Katholicismus einfangen lassen. Heute kann darüber kein Zweifel sein, daß es eben so thöricht wäre, den tiefsinnigsten Geschichtsforscher des Jahrhunderts zu einem Vertreter eines gewissen oberflächlichen Rationalismus, wie zu einem Anhänger des Katholicismus zu machen. Historiographisch aber läßt sich die Frage aufwerfen, ob das Verfahren Rankes in seiner Weltgeschichte nicht eine gewisse Veranlassung darbot, von Seite des Confessionalismus sich mehr und dreister an ihn heranzudrängen, als er wünschen konnte und gestattet hätte.

Seine welthistorischen „Zusammenhänge“ gehen in vielen Fällen weit über den Zweck hinaus, die Motive der handelnden Personen aus religiösen Bedürfnissen und Absichten zu erklären, sie suchen vielmehr die religiösen Entwicklungen selbst in ihrem eigentlich innern

Wesen zu enthüllen und zu enträthseln. Während es Ranke ablehnt, vom „religiösen Geheimnis“ zu reden, wird die „Uridee“ von der Gottheit weltgeschichtlich bei den Juden aufgesucht und in höchst geheimnisvoller Weise durch Offenbarung den Völkern des römischen Reichs im Christenthum bekannt. Während Ranke einmal erklärt, die Geschichte könne von Gott dem Sohn ebenso wenig handeln, wie von Gott dem Vater, ist doch die Messiasfrage der Juden ebenso wie die Erlösungsfrage des Kreuzestodes wie ein zur weltgeschichtlichen Betrachtung gehöriger Gegenstand der Forschung behandelt. Es ist wahr! man kann es den Theologen nicht verdenken, daß sie da auch herbeikommen und „Kritik“ üben wollen. Den einen liegt es nahe, sich über den Unglauben des Historikers zu bekreuzigen, und den andern erscheinen die neuesten Resultate der „wissenschaftlichen Forschungen“ über die Religionsurkunden nicht genügend verwerthet.

Der Jesuit, der den Meister in diesen Punkten anzugreifen wagte, weiß nicht, oder thut wenigstens so, als wüßte er nicht, daß es eine christliche Theologie gebe, die selbst auf dem Boden der historischen Forschung steht, und ihm gegenüber ließe sich leicht nachweisen, daß in Rankes Weltgeschichte nichts weniger als ein veralteter rationalistischer Standpunkt sich finde, aber der neuesten dogmatisirenden Historie ist durch die profane Geschichtsforschung auch nicht gedient worden. Wenn die letztere eine bescheidenere Zurückhaltung gegenüber dem anerkanntesten Meister der Geschichtschreibung beobachtet, so ist der lärmende Protest der erstern doch auch nicht ganz zu übersehen, da zwischen allen confessionellen Richtungen wenigstens die Uebereinstimmung bestehen dürfte, daß der „weltgeschichtliche“ Standpunkt Rankes für die Erklärung des „religiösen Geheimnisses“, wie er auch selbst zugibt, nicht genug befriedigendes bietet. Wenn man offen sprechen soll, so ist die Uebertragung theologischer Grundfragen in das Gebiet der Geschichte bei Ranke eine Reminiscenz aus den Zeiten der großen deutschen Litteraturepoche, wo es als selbstverständlich galt, sich darüber aus der Fülle historischer und philosophischer Ueberzeugung zu äußern. Aber dabei hat der Meister der Geschichtschreibung doch wieder den Zweifel, ob es wohl seines Amtes ist, etwas zu sagen, was über die allgemeinen historischen Motive nach irgend einer Seite hinausschreitet.

So ist die Darstellung Rankes in Bezug auf die Versuche, das religiöse Element seinem Wesen nach weltgeschichtlich zu erklären, vielleicht nur ein Beweis dafür, daß sich zwischen der Geschichte und der Theologie schwerlich eine glückliche Ehe schließen lasse. Gerade der Umstand, daß sich die letztere in dem gelehrten Betriebe eines ansehnlichen Theils auch auf einen historischen Standpunkt gestellt hat, macht jede Entfremdung in den Resultaten um so peinlicher. Es entsprach dem idealen Geiste einer vergangenen philosophisch-litterarischen Epoche, von welchem Ranke jugendlich erfüllt blieb, daß er sein weltgeschichtliches Testament nicht niederschreiben wollte, ohne zu beurkunden, wie er sich seinerseits mit den höchsten Problemen auseinanderzusetzen gewußt hätte, aber indem er sich mitten in die Gegensätze versetzt sah, blieb ihm nichts übrig als schließlich an seine Versicherung zu appelliren, daß er sich für einen guten evangelischen Christen halten zu können glaubte.

Da er wußte, daß daran kein Verständiger zweifeln konnte, so entsprang eine solche Erklärung nur der Verlegenheit, eine Materie seiner geschichtlichen Analyse unterzogen zu haben, die in ihrem Wesen und Ursprung nicht rein historischer Natur ist. Rankes Weltgeschichte steht in dieser Beziehung auf dem Standpunkt eines Uebergriffs in ein anderes Gebiet, oder wie er es selbst zuweilen ausdrückte, einer „Expansion", den sie in fast allen ähnlichen Verhältnissen sorgfältig vermeidet. Den Herderschen Ideen stellt sich der Meister in bewußter Absicht entgegen, weil es ihm scheint, daß sie nach Seite der Natur- wie der Geistesentwicklung ein die Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes weit überschreitendes Programm enthüllen. Aber in den Religionsfragen, wo sich doch ein vollkommen analoges selbständiges Gebiet eröffnet, will sich Ranke den scharfen Schnitt nicht gestatten, durch welchen die Arbeit des Historikers von der des Religionsphilosophen gesondert worden wäre. Denn wenn auch die religiösen Motive keinen Augenblick zu entbehren wären, die die Handlungen der Weltgeschichte erklären, so besteht doch offenbar ein großer Unterschied in der Aufgabe, diese zu zeigen und in der andern, die Religionen selbst zu motiviren. Das eigenartige der Rankeschen Weltgeschichte liegt darin, daß er das erstere eigentlich ausschließlich anstrebt und in die andere Aufgabe sich immer wieder hineinführen läßt.

Trotzdem man aber zur Charakteristik des merkwürdigen Buches der „Weltgeschichte“ diese Beobachtung nicht unterdrücken konnte, würde es doch ein ungeheueres Mißverständnis sein, wenn man in dieser Eigenthümlichkeit des Werkes nicht seine erfreulichste Seite erblicken wollte. Nichts wäre mehr zu bedauern, als wenn der Meister in dem, was er der Welt zu sagen hatte, sich irgend einen Zwang angethan hätte. Man möchte vielmehr wünschen, daß er in seinem litterarischen Testament sich noch über eine Menge anderer Dinge, wie über die Malerei oder über die Poesie in gleicher Weise wie über die Religion verbreitet hätte. Alles was er ergriff, gab ja fast unerschöpfliche Resultate seiner Gedankenarbeit. Aber man dürfte nur nicht meinen, daß die Form seiner weltgeschichtlichen Erörterungen etwas anderes war als die Aeußerung seiner subjectiven Anschauung von der ganzen Sache. Vielleicht dürfte man sich hier am besten nochmals an die eingangs ausgesprochenen Worte Doves über die Weltgeschichte erinnern. Hier hatte eben der von Kant prophezeite historische Geist sein Recht wahrgenommen, wieder einmal zu sagen wie sich ohngefähr in einem mit achtzigjährigen Erfahrungen erfüllten Kopf das Bild der Weltentwicklung spiegelt. Indem er seine Ansichten von dem Zusammenhang der Dinge vortragen wollte, lebte und webte er in den Gegensätzen der großen philosophischen Zeit seiner Jugend. Manchmal ist es, als ob er mehr noch Schelling als Hegel zurechtweisen wollte. Und auch in dieser Beziehung trifft der Vergleich zwischen Humboldts Kosmos und Rankes Weltgeschichte zu. Wie hier die speculative Naturphilosophie, so sollte dort die speculative Geschichtsphilosophie durch naturwissenschaftliche, hier durch geschichtliche Zusammenfassung aller Erkenntnis überhaupt überwunden werden.

Um diesen Zweck zu erreichen, sah sich Ranke in der Weltgeschichte mehr als in irgend einem andern Werke genöthigt, aufbauend, systematisch und idealistisch zu Werke zu gehen. Ueberall suchte er die allgemeinsten Gedanken aufzuspüren, die den Vorgängen zu Grunde liegen möchten. So gelangte er zu einer vielleicht allzu abstracten Entwicklungstheorie der religiösen Erscheinungen; so traten auch in der Darstellung des sogenannten Mittelalters die kirchlichen Fragen viel entschiedener hervor, als die socialen und politischen.

Wohl ist es eine Erfahrung, der kein Darsteller der Geschichte entgehen kann, daß in den Jahrhunderten, wo die geistigen Strömungen des Lebens hauptsächlich ihre Nahrung aus der kirchlichen Entwicklung ziehen, die Gefahr nahe liegt, mehr als billig von kirchlichen Dingen zu reden. Die deutsche Geschichte bot vermöge der Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum jederzeit viel Anlaß zu einer Ueberschätzung ihres kirchenrechtlichen Inhalts, und vermöge der großen Neigung der deutschen Nation zu religiösen Auseinandersetzungen brachten die Quellen der deutschen Geschichte eine unverhältnismäßige Berücksichtigung geistlicher Dinge fast überall hervor.

Der Einfluß dieser höchst einseitigen historischen Betrachtungsweise zeigte sich dann rückwirkend wiederum im politischen Charakter der Nation. Der Geschichtschreiber, der dieser einen Spiegel der Vergangenheit vorhält, hat mit der Schwierigkeit eines Materials zu kämpfen, welches die Dinge nirgends in nackter Realität darstellt, sondern schon von vornherein durch eine übertriebene Werthschätzung der rein kirchlichen Dinge verwirrt worden ist. Um sich der Wahrheit der Dinge zu nähern, muß er überall sich durch das Gestrüpp der kirchlichen Einseitigkeit aller Zeugnisse erst durcharbeiten. Ranke besaß, wie niemand vor ihm und nach ihm, die Kraft und Energie, sich der kirchengeschichtlichen Zudringlichkeit seiner Quellen und des Geschmacks der Zeiten zu erwehren und vermochte in der „Weltgeschichte" wunderbare Erleuchtung zu geben. Aber man darf nie vergessen, daß die Collectionen Rankes zur Weltgeschichte meist aus einer Zeit stammten, wo die deutschfrömmelnde Wissenschaft der romantischen Schule in einem kirchlichen Taumel mittelalterlicher Studien steckte. Als Ranke seine Vorarbeiten und die einschlägigen Schriften der meisten Gelehrten bei der Abfassung der Weltgeschichte mit kirchengeschichtlichem Material überfüllt fand, hat es ihn zu der Aeußerung gedrängt: „Man wird es nicht tadeln, wenn in einer Weltgeschichte den geistlichen Bewegungen ein so großer Raum zugestanden wird. Man kann die Begebenheiten nur verstehen, wenn man den geistlichen Impulsen, welche auf dieselben den größten Einfluß haben, eingehende Aufmerksamkeit widmet."

Wenn in der deutschen Geschichtslitteratur bis auf Ranke eine scharfe und herzhafte politische Auffassung überhaupt fast gänzlich

mangelte, so ist es nicht zu verwundern, daß seine Weltgeschichte in diesem Punkte eine größere Ungleichheit erkennen läßt, wie etwa die Päpste oder die deutsche Geschichte. Der nach Seite der politischen Auffassung der Dinge so ungünstige Quellenbestand der Geschichte des Mittelalters, ließ bei Ranke manchmal den Zweifel aufkommen, ob überhaupt von einer eigentlichen Geschichte vor dem 15. Jahrhundert die Rede sein könne.[1] Der Umstand, daß von der Erkenntnis der Triebfedern in der sogenannten Geschichte des Mittelalters so wenig zu bemerken wäre, preßte ihm zuweilen die Erklärung ab, daß er sich zu Darstellungen dieser Partieen überhaupt nur sehr ungern entschließen könnte. Das vordrängende Urtheil der sogenannten mittelalterlichen Geschichtschreiber in Bezug auf Moralität und Kirchlichkeit erschwerte ihm in jeder Richtung die freie, rein historische Auffassung. Als nun aber der Meister durch den Entschluß der Abfassung der Weltgeschichte sich genöthigt sah, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, sah er sich in vollem Gegensatz gegenüber der Auffassung nicht nur der alten, sondern auch der neuen Schriftsteller. Denn daß die Ausschließlichkeit, mit der man in gewissen Jahrhunderten alle Dinge lediglich geistlich und kirchlich motiviren zu können vermeinte, blos von der Einseitigkeit und den Vourtheilen der Berichterstatter herkam, war ein Gedanke, der selbst tiefen Kennern, wie etwa Stenzel, Leo, Gfrörer und andern völlig verborgen war. Auch Ranke befreite sich erst durch seine eigene innere Entwicklung von dem Banne dieser vorwiegend kirchlichen Betrachtung. Wenn man in der heute vorliegenden Weltgeschichte besonders jene Partieen in Betracht zieht, die nach des

[1] Als der zweite Band meiner deutschen Geschichte erschienen war, hatte ich schriftliche und mündliche Auseinandersetzungen mit Ranke über diesen Punkt. Er behauptete auf das allerbestimmteste, daß ich etwas angestrebt hätte, was für das 13. Jahrhundert nicht möglich wäre. Er bemerkte wörtlich: „Sie wollen ihren König Ottokar so behandeln, wie etwa Kaiser Karl V., aber es gibt keine Quellen für die Kenntnis dieses Menschen." Eigentliche Geschichte gibt es nicht vor dem 15.—16. Jahrhunderte, wiederholte er mir dann unzähligemal. Ich darf diese Bemerkungen über meine Geschichte des 13. Jahrhunderts um so unbefangener mittheilen, als ich weiß, und es vielleicht auch von andern bestätigt werden dürfte, daß Ranke in Vorlesungen und sonst über mein Streben, die Motivenforschung ins 13. Jahrhundert zu verlegen, im ganzen günstig geurtheilt hat. Im VII. Band der Weltgeschichte findet sich übrigens eine bezeichnende Stelle über den Gegenstand.

Meisters Tode erschienen und den Stempel eines frühzeitigeren Conceptes deutlicher an sich tragen, so bemerkt man leicht ein stilles Ringen, um aus dem Wust kirchlicher Fragen sich zu allgemeinerer geschichtlicher Ansicht zu erheben. Das irgend mögliche wurde hier geleistet, um diesem Zeitalter kirchlicher Verzerrung seinen politischen Hintergrund und Charakter wiederzugeben. Um aber seinen eigenthümlichen Standpunkt zu wahren, mußte sich Ranke einer Unzahl von Gegnern erwehren, die er zwar nicht nannte, mit denen er aber einen förmlichen Kampf kämpfte, wovon in der Weltgeschichte nur noch die Resultate sichtbar sind.

Namentlich war es Leo, dessen gewissermaßen großartige Auffassung des sogenannten Mittelalters in den Zeiten der früheren Lehrthätigkeit Rankes die Litteratur nur allzustark beherrschte. Je weniger Ranke mit dem Hallenser Professor zu streiten wünschte, desto schwieriger war es ihm gemacht, seine doch sehr abweichende Meinung scharf zu vertreten.

Leo faßte die Entwicklung der christlichen Kirche in und vermöge ihrer durchgreifenden Organisation weltgeschichtlich als eine so großartige Idee auf, daß er alle Rücksichten auf andere Interessen, ja selbst auf die Staatszwecke daneben fallen lassen zu können meinte. Um zur Emancipation der reinen evangelischen Lehre zu gelangen, bedurfte die Welt in ihrer, man dürfte nicht sagen Verdorbenheit, aber doch menschlich verderbten Natur, einer durchgreifenden Zucht, welche der Staat nicht ohne Unterordnung unter eine geistige Macht, wie sie die hierarchische Organisation darbot, vollbringen konnte. Hier war eine Weltanschauung vorgezeichnet, in der jedes Glied der Entwicklung historisch feststand. Der große Erfolg von Leos Werken, die willige Aufnahme seiner Anschauungen war nicht durch die schwächliche Romantik bedingt, welche manche andere geistvolle Männer in die Träumereien einer individuell freieren und vielfach poetischeren Vergangenheit versinken ließ. Leo, dessen historiographische Bedeutung viel zu sehr vergessen und von unseren halbgewachsenen, kritikbetreibenden Epigonen kaum mehr gekannt ist, war durchaus ein Schriftsteller, der auf das lebendige zu treffen wußte. Er setzte sich mit dem „scrophulösen Gesindel" jedes Zeitalters klar und deutlich auseinander. Da galt ihm hoch und niedrig gleich. Das verzogene

Fürstenkind des salischen Hauses, welches bis auf unsere Tage herab von der Geschichtschreibung fortverzogen zu werden schien, bekam seine unbarmherzigen Hiebe. Das war consequent, das war nur nothwendig und verfehlte seine sittliche Wirkung nicht. Die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Heinrich erschien doch nur als ein reinigendes Gewitter. Alle Welt schrie und bekreuzte sich bei Canossa, aber Leo hatte den Muth hervorzutreten und mit kaltem Blut zu erklären, der Mann wollte die große Reform nicht begreifen, der Mann hat sein Schicksal verdient.

In der Denkungsweise Rankes lag es nun keineswegs, aus so umfassenden, gleichsam die Jahrhunderte mit einem Griff umspannenden Gesichtspunkten zu einer gleichen Vertheidigung und Rechtfertigung der hierarchischen Ansprüche des Papstthums fortzuschreiten, wie das Leo vermocht hatte. Eine aus der gesammten Religionsgeschichte der Jahrhunderte entnommene Beurtheilung des einzelnen politischen Moments widerstrebte ohne alle Frage der concreten und, man möchte sagen, diplomatischen Sinnesweise Rankes. Das salische Kaiserhaus fand einen gewissen kirchenpolitischen Zustand vor; wie verhält er sich zu demselben? Ranke fühlt sich durch die Regierung Heinrichs II., in dessen Fußtapfen Konrad II. vielfach treu getreten war, sehr befriedigt. Mit Heinrich III. fing eigentlich das neue System an. Es sind fast immer die unscheinbarsten Quellenüberlieferungen, aus denen Ranke seine fruchtbarsten Gedanken zieht. Von Heinrich III. wird gesagt, daß er schon als Kronprinz dem Vater kirchenpolitisch entgegentrat. Aber, fügt Ranke hinzu, wenn es sich bloß um die Frage einer Gehorsamsleistung gehandelt hätte, so hätte das nicht so viel auf sich gehabt; es war mehr als dies, „es war ein Umschlag der gesammten Politik nach der geistlichen Seite hin".

Wenn Ranke auch nicht die Verdienste des kirchlich gesinnten Kaisers in den äußeren Angelegenheiten verkennt oder geringschätzt, so läßt er sich doch durch seine scheinbaren Erfolge in den kirchlichen Angelegenheiten nicht täuschen. Er weiß recht gut, daß Heinrich III. der Führer zu sein glaubte und nichts als der Geführte war. Dieses steht nun so in keiner Quelle, und die neuere Kritik weiß daher hierüber nichts, aber Ranke durfte sich glücklicherweise hier und an

anderen Stellen erlauben, seine eigene Quelle zu sein. Er hat sich gesagt, das Einsetzen und Absetzen von Päpsten war formell ein fragliches Recht, sachlich hat es aber dem deutschen Reiche in seiner Rückwirkung auf die innerkirchliche Lage im höchsten Grade geschadet. Heinrich III. gehörte zu den halbgelehrten, halbwissenden und von ihrer theologischen Wissenschaft tief überzeugten Politikern, welche sehr selten eine glückliche Hand in kirchlichen Dingen hatten. Er war eigentlich eine Gattung von Heinrich VIII. und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß Luther auch ihn mit dem bekannten Beinamen ausgezeichnet hätte, wenn man es nicht etwa noch zutreffender gefunden haben würde, den Kaiser an die Seite Jakobs I. als des gelehrtesten Narren Europas zu stellen.

So erscheint Ranke in seiner Weltgeschichte bei der Darstellung der erschütternden Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum überall noch in dem vollen Streit der Meinungen, welcher an eine Epoche erinnert, wo geistvolle Leute auf Schritt und Tritt die principiellen Fragen behandelten. Allgemach trennte sich der Meister von seinen Zeitgenossen, indem er sich von den hergebrachten rein kirchlichen Auffassungen des Zeitalters nicht länger beherrschen ließ.[1] Er verwarf dieselben nicht ganz, aber er suchte seinen politischen Gesichtspunkten mehr Raum zu verschaffen. Er suchte den Standpunkt des Staats und der Staatsgewalt zu wahren, ohne deshalb auch nur einen Augenblick die gewaltige Größe des Papstthums zu verkennen. Er faßte auch hier, wie in den Päpsten der Reformationszeit die Institution politisch und erlangte auf diese Weise einen fast ans wunderbare grenzenden Maßstab der Gerechtigkeit in der Beurtheilung der leidenschaftlich erörterten Fragen zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt.

---

[1] Hier darf man sich der charakteristischen Stelle in dem jetzt bekannt gewordenen Briefe Rankes wohl erinnern: „Es thut mir leid, daß sich Stenzel so empfindlich zeigt. In dem ersten Anlauf hatte ich gut Lust, ihm zu schreiben und ihm für sein Wohlmeinen ausdrücklich zu danken — denn, die Wahrheit zu sagen, es ist doch eine gewisse Resignation von seiner Seite, mir eine Schrift widmen zu wollen — allein ... Diese Historiker sind ja ein enormes Geschlecht. Ich hoffe indessen, mich zählst du nicht darunter. Ich treibe es auch nicht auf ihre Weise".

Die den scharfen Gegensatz zu Leo bezeichnenden Briefe gehören nun auch hierher.

Daß dem Meister indessen sein Versuch, sich mit der kirchlichen Auffassung der Weltgeschichte in möglichst versöhnender Weise auseinanderzusetzen, nicht überall genützt hat, kann man aus den Angriffen erkennen, welche — man möchte sagen glücklicherweise — von der theologischen Seite her zu allen Zeiten ihm zu Theil wurden. Den Evangelischen war es ja stets unwillkommen, das Papstthum überhaupt als ein großartiges Institut bezeichnet zu finden, und die Katholischen mochten sich mit dem verdächtigen Lobe nicht begnügen, welches Ranke ihrer Kirche schenkte und so ist es eine wahrhaft erheiternde Kritik, welche neuestens noch der schon erwähnte gelehrte Jesuit diesem Standpunkte Rankes angedeihen läßt: „Derartige Geständnisse mögen es verschuldet haben, daß gutmüthige Katholiken in dem Berliner Historiker auch einen billig denkenden und gerechten Beurtheiler ihrer Kirche zu erkennen glaubten, einen Mann, der das subjective persönliche Urtheil möglichst zurückdrängt und die von ihm behandelten Personen und Vorgänge aus ihrer eigenen Zeit zu begreifen sucht. In Wahrheit ist es eine tadelnswerthe Inconsequenz, daß Ranke Papstthum und Kirche, die ihre Rechte auf unmittelbare göttliche Einsetzung zurückführen, dieses ihres übernatürlichen Charakters entkleidet, als eine Schöpfung unberechtigter hierarchischer Machtansprüche hinstellt und bei alledem versichert, daß das Pontifikat eines der großartigsten Institute sei. Das Papstthum ist entweder, was es zu sein behauptet, ganz und voll, eine Stiftung des menschgewordenen Sohnes Gottes, oder es ist ein Institut der Gewalt und der Lüge, ein drittes giebt es nicht".

Daß hier das subjective Moment Rankescher Geschichtsauffassung in Erinnerung gebracht wird, dagegen wird von dem Standpunkte, der in den voranstehenden Blättern festgestellt ist, gewiß nicht das mindeste einzuwenden sein; darin liegt ja die gewaltige Größe des Meisters, daß er in jedem seiner Werke als er selbst und als der Meister eigenthümlicher Denkungsart und Darstellung erscheint. Von welcher Seite auch immer dem beleidigenden Gerede von Rankes sogenannter Objectivität, jenem Vorurtheil, welches der Schwachsinn mancher Epigonen genährt hat, entgegengetreten wird, muß man dies mit Dank annehmen. Dagegen dürfte man sich schwerlich durch die erschreckliche Drohung von der Inconsequenz

Rankes in seinem ruhigen Urtheil über die thatsächliche Lage der Dinge irre machen lassen. Man weiß, wohin solche logische Fechterstückchen führen. Mit scholastischem „entweder oder" ist in der Geschichtswissenschaft überhaupt gar nichts anzufangen. Wenn das historische Auge auch von der Stiftung des menschgewordenen Sohnes bei dem Papstthum nichts bemerken kann, so ist dasselbe damit noch lange nicht für ein Werk der Lüge erklärt, selbst wenn hie und da ein bischen Falschheit dabei unterlaufen wäre. Ranke sieht darin das Werk einer geistigen Ueberlegenheit über die widerstrebenden Elemente des Heidenthums, der Laiengewalt und vieler anderer zeitlicher Erscheinungen, er sieht darin das Werk einer ungemeinen politischen Geschicklichkeit und Kunst, das Werk einer gewissermaßen großartigen Weisheit und Kenntnis der menschlichen Natur und ihrer Schwächen. Sonderbar, daß man einer so würdigen Anschauung und einfachen Sache gegenüber noch mit logischen Trümpfen Eindruck zu machen hofft!

Die Geschichtswissenschaft vermag sich zu einer gemäßigteren und vorurtheilsloseren Auffassung der Dinge in keiner Weise zu erheben, als sie in Rankes Weltgeschichte auf jeder Seite hervortritt. Was man im Urtheil über die Dinge der Welt durch Zurückhaltung, Besonnenheit und Bescheidenheit leisten kann, das ist von Ranke in ausgiebigstem Maße und bis zu einem Grade geleistet worden, welcher eine zeitlang die Angriffe leidenschaftlicher Richtungen zu rechtfertigen schien. Oberflächliche Leser der Rankeschen Werke haben sich alsdann berechtigt geglaubt, von den Glätten einer Darstellung zu sprechen, bei der man nicht recht wisse, was recht und unrecht, gut und schlecht wäre. Die Weltgeschichte ist auch in dieser Beziehung als das theuerste Vermächtnis der festen Ueberzeugungen des großen Meisters zu betrachten, aber wenn man zum Schlusse einer so ausführlichen Erörterung seiner Grundsätze und Ansichten noch speciell über das sprechen sollte, was man die Werthbeurtheilung der Dinge in der Geschichte zu nennen hat, so wird es gestattet sein müssen, hier vielfach auch auf die anderen großen Werke des Meisters noch einmal zurückzugreifen.

Eines darf man hierbei an der Hand der Berchtesgadener Vorlesungen von vornherein ausschließen: die Idee eines stetigen Fort-

schritts des Menschengeschlechts war für Ranke in keinem Stücke ein Werthmesser für die Erscheinungen der Geschichte. Was ein großer Theil der gebildeten Welt vor und nach Herder, sogut wie vor und nach Darwin in den dunkeln Namen des menschheitlichen Fortschritts einpackte, vermochte weder in günstigem noch ungünstigem Sinne auf Rankes Beurtheilungen der Dinge Einfluß zu nehmen. Alle Voraussetzungen, welche sich auf die Hoffnung oder auf die Befürchtung einer Zukunft gründen, die das Menschengeschlecht dem Wesen und Sein seiner uns bekannten Geschichte entrücken, sind für den Rankeschen Standpunkt der Betrachtung nicht vorhanden. Er will damit gegen keinerlei Transformationen, weder in natürlichem noch in übernatürlichem Sinne irgend eine Einwendung erhoben haben. Was für den Historiker als solchen feststehen muß, ist nur dies, daß es eine absolut historische Epoche der Welt und Menschheitsentwicklung gibt, innerhalb welcher er eine essentielle Veränderung an seinem Untersuchungsobject — dem Menschen — nicht wahrzunehmen vermag. Er hat es nur mit einem Wesen zu thun, welches zu allen Zeiten gleich gestaltet und gleich beanlagt war und unbeschadet seiner Vorstellungen über eine geistige oder materielle Vervollkommnung seiner selbst in einer zeitlosen Zeit, während zählbarer Jahre immer im Wesen dasselbe geblieben ist und in seinen Handlungen immer nur aus demselben Kreis von Motiven erklärt werden konnte.

Für diese, kurzgesagt, historische Epoche und historische Menschheit verlangte Ranke die Freiheit besonderer Forschung und die Berechtigung einer besonderen Wissenschaft, ohne deshalb irgend einer Theologie oder Zoologie nahe treten zu wollen. Mit Otto von Freising konnte er sich nicht auf die Entdeckung jenes einheitlichen Maßstabes einlassen, der die beiden Welten des irdischen und des überirdischen oder auch unterirdischen Lebens zu einer für das Individuum nur zeitlich getrennten Einheit zusammenfaßt, und dem Darwinismus brauchte er umsoweniger Rechnung zu tragen, als die Ansicht von einer auch naturwissenschaftlich wahrnehmbaren Veränderung des Menschengeschlechts in historischer Zeit, d. h. also in endlich auszudrückenden Jahreszahlen, ohnehin nur von Dilettanten gehegt zu werden pflegt. Wenn der Historiker nach Werthen im geschichtlichen

Leben Umschau zu halten hat, so konnte für Ranke kein Zweifel bestehen, daß dieselben nur aus der Zeitlichkeit seiner Wissenschaft entnommen sein können.

Wenn er sich dabei den erkannten Thatsachen gegenüber die größte Zurückhaltung auferlegte, so wird man indessen nicht berechtigt sein, zu meinen, daß ihm — noch ganz abgesehen von dem rein individuellen Wohlgefallen und Mißfallen an einzelnen Handlungen — die großen weltgeschichtlichen Erscheinungen alle gleichwerthig erschienen wären. Gegenüber den von Freund und Feind hier genährten Mißverständnissen Rankescher Geschichtsmuse, ist es vielleicht nicht unerwünscht, hier etwas breiter zu sein, selbst auf die Gefahr, Plattheiten auszusprechen.

Es ist bekannt, und auch auf den voranstehenden Blättern schon erwähnt worden, wie Ranke sein christliches und protestantisches Bewußtsein hervorhebt. Nun darf man doch fragen: Wollte er damit nicht auf die welthistorischen Werthe dieser Dinge deutlich verweisen? Man wird doch nicht läugnen können, daß jemand, wenn er sich zum Islam bekennt, ganz ebenso wie der Christ, eine umfangreiche Weltgeschichte schreiben könnte. Aber das Christenthum würde von diesem anders bewerthet werden, als von Ranke. Es ist also klar, daß die Behauptung, dem großen Meister wären die Werthurtheile überhaupt fremd, ein kindlicher Irrthum genannt werden müsse. Man gestatte aber, auf diesem Wege schrittweise weiter zu gehn!

In der deutschen Geschichte setzt sich der Meister gleich in der Einleitung mit der Frage über die Bedeutung und den Werth des deutschen Kaiserthums auseinander und tritt der landläufig gewordenen Anschauung entgegen, als wäre in der Verbindung Deutschlands und Italiens nicht eine ungeheuere Vorbedingung des ganzen modernen Culturſystems zu erblicken. In der französischen Geschichte finden sich so zahlreiche Stellen über den Werth des Königthums und den eigenthümlichen Charakter desselben, daß man viele Seiten voll schreiben müßte, um dieselben zu sammeln. Bekannt dürfte der hübsche Vergleich sein: „In italienischen Arsenalen nennt man den großen Baum, an welchen das übrige Holzgefüge angelegt wird, um den Mast zu bilden, die Seele, auf holländischen Werften wird er der König genannt. Das wahre Königthum besteht in einer Volk

und Stände zusammenfassenden Macht, die ihr Gleichgewicht erhält und sie durch die Stürme führt." Und nicht blos den Werth von Institutionen und Erscheinungen der socialen und staatlichen Welt weiß Ranke in wunderbaren Farben zu bezeichnen, auch ganze Epochen der Geschichte finden bei dem Meister im Vergleich zu früheren oder späteren ihre bestimmte Bewerthung. Nichts läßt sich mit der Ehrenrettung vergleichen, die Ranke in der Abhandlung über „die großen Mächte" dem 19. Jahrhundert zu Theil werden läßt. Niemals ist ein historisches Urtheil, nach allen Seiten hin motivirt und sozusagen paragraphirt, über eine verschieden beurtheilte, hart angeklagte und leidenschaftlich vertheidigte Zeit umständlicher und bestimmter ausgesprochen worden, als dasjenige Rankes über die Gegenwart. „Weit entfernt, sich blos in Verneinungen zu gefallen, hat unser Jahrhundert die positivsten Ergebnisse hervorgebracht; es hat eine große Befreiung vollzogen, aber nicht so durchaus im Sinne der Auflösung; vielmehr diente ihm dieselbe aufzubauen, zusammenzuhalten. Nicht genug, daß es die großen Mächte allererst ins Leben gerufen, es hat auch das Princip aller Staaten, Religion und Recht, es hat das Princip eines jeden insbesondere lebendig erneuert."

Eben in dieselbe Reihe von allgemeinen Bewerthungen gehört es, wenn das „europäische Gemeinwesen", wenn die romanisch-germanische Völkerfamilie in ihrem Gesammtdasein über alle andern Welttheile und Staaten hervorgehoben und keine Gelegenheit vorübergehn gelassen wird, um die hohen Vorzüge des europäischen Staatswesens klar zu legen. Es darf „seinem Genius", heißt es einmal, vertrauen, daß es wie immer, so auch fernerhin vor jeder ausschließlich Verderben bringenden gewaltsamen und einseitigen Richtung beschützt sein werde. Aber auch in tadelndem Sinne fehlt es nicht an Werthurtheilen über Dinge und Zeiten. „Es ist Frankreich eigen, die Kreise der Gesetzlichkeit, die Formen des europäischen Lebens, die es selber hat bilden helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichsam durch Naturkraft zu durchbrechen."

Die Fülle und der Reichthum von allgemeinen Urtheilen ist in Rankes Werken so groß und zuweilen fast beschwerlich, daß man sich nicht genug verwundern kann, wie das Mißverständnis von seiner objectiven Historiographie entstehen konnte. Wenn er einmal be-

merkte, er wünsche sein Selbst gleichsam auszulöschen, um nur die Dinge reden zu lassen, so war es ein Selbstbekenntnis seiner starken subjectiven Empfindungen bei der Betrachtung dieser geschichtlichen Dinge und ein offenes Eingeständnis, daß seine Darstellung das Werk des künstlerischen Geistes und nicht des dürren Chronisten sei.

Schwieriger ist es dagegen, Rankes Grundsätze im Urtheil über einzelne Personen und ihre moralischen Qualitäten zu kennzeichnen. Im allgemeinen war er viel geneigter, sich über sachliche Verhältnisse mit einem gewissen Freimuth zu äußern, als über Persönlichkeiten, denen gegenüber er, wie im Leben der Gegenwart, so auch in der Geschichte eine gewisse Zurückhaltung beobachtete. Er hatte das Bedürfnis, wenn er über bedeutende Menschen sprach, ihren Ansichten und Tendenzen vor allen Dingen nachzuspüren und Ausdruck zu geben. Erst dann vermochte er sich gleichsam zu einer eigenen Ansicht über den Mann und sein Thun zu erheben, die Aussichten auf Erfolg oder Mißerfolg zu erörtern, über die Principien ein bestimmtes Urtheil abzugeben, denen derselbe folgte, oder die ihm entgegenstanden. Ohne diesen Unterbau einer Reihe gleichsam abgezogener Gedanken wird man selten von Seite Rankes irgend etwas beurtheilendes über eine Individualität gegenwärtiger oder vergangener Zeiten vernommen haben. Es war ihm dabei so sehr zur Gewohnheit geworden, das Individuum nicht als ganzes, sondern in seinen einzelnen Willensacten zu begreifen und zu beurtheilen, daß man des Eindruckes von Lob und Tadel fast gänzlich entbehrte.

So wurden die historischen Urtheile in Rankes Werken auf eine sozusagen ideale Höhe gestellt, die von der gerade in jener Zeit im politischen und litterarischen Leben üblich gewordenen Art und Weise allgemeiner Charakterschilderungen wesentlich abstach. Solche generelle Erhebungen oder Verdammungen, wie sie in einem Volke, das eben erst zum Bewußtsein öffentlichen politischen Lebens gekommen ist, vielleicht erklärlich erscheinen konnten, waren dem tiefen Kenner der Geschichte und Politik im höchsten Grade widerwärtig, es erschien ihm zugleich als unwahr und roh, geschichtliche Personen unter das caudinische Joch der Geschichtsauffassung ein für allemal zu beugen. Die Tageskritik und die Einfalt der Gesinnungs-

tüchtigen sprach von Aalglätte und Schönfärberei, oder ironisch „von einem seltenen Talent, an jedem das beste zu finden.“[1]

Ranke war, obwohl es seinen Werken nicht an der größten Verbreitung gefehlt hat, kein populärer Schriftsteller und konnte es seiner ganzen Natur nach nicht werden. Seine feine Art, die historischen Persönlichkeiten zu beurtheilen, erfordert eine Vertiefung in historische Lectüre, die man von einem weit ausgedehnten Kreise von Menschen geringer politischer Erfahrung und Denkungsweise auch nicht erwarten kann. Außerdem hat die historische Beurtheilung in unseren Tagen zwei mächtige geistige Feinde oder richtiger Nebenbuhler in der Litteratur selbst, die Journalistik und den Roman.

Unter allen Geschichtschreibern der Neuzeit leidet offenbar Ranke am meisten unter den Einflüssen dieser beiden Zwillingsschwestern der Historie, und je näher die Verwandtschaft derselben dem Stoffe nach auf der einen Seite, der Form nach auf der andern sich erweist, desto schwieriger ist der Kampf, welchen die Geschichtschreibung heute um ihr Dasein führt. Rankes Muse kann möglicherweise, vermöge des lauteren Wesens der journalistischen und der bestimmteren und packenderen Darstellungsweise des Romans in Vergessenheit gerathen, aber als ein großes Muster psychologischer Motivirung wird sie dennoch für ewige Zeiten dastehen. Sonderbar genug, daß der Meister vielleicht gerade durch diejenigen geistigen Mächte geschädigt und bedrängt, vielleicht verdrängt werden soll, welche entschieden unserem modernsten Wesen entsprossen und unserer Zeit den litterarischen Stempel aufgedrückt haben. Anders ist es aber nicht: die journalistische Behandlung der politischen Dinge verdichtet und vergröbert den Geschmack für historische Erscheinungen und zeitigt einen Realismus der Auffassung, welcher den Schwerpunkt des Geschehens immer mehr in die Aeußerlichkeiten des Lebens verlegt, während die massenhafte Lectüre von guten und schlechten Romanen ein Bedürfnis von Motivirungen und Beurtheilungen erweckt, zu denen sich selbst der kühnste Geschichtschreiber nimmermehr verstehen kann.

[1] Diese alberne Bemerkung wurde beim neunzigsten Geburtsfest Rankes wirklich gemacht und von Toeche S. 13 offenbar noch in civilisirterer Form wiedergegeben.

Das charakteriſtiſche der Rankeſchen Menſchenbeurtheilung — man geſtatte es das geſagte zu wiederholen — liegt in der Theilung ihrer Eigenſchaften, in der Weigerung, ſie im ganzen zu nehmen und ſie als eine Einheit, als etwas ein- für allemal beſtehendes zu betrachten. Weil er ſie von beſtimmten Ideen, die er eben in der Welt wirkſam findet, ergriffen ſieht, ſo meint er auch ihre Individualität in verſchiedene Elemente auflöſen zu können. Auf dieſe Weiſe ſetzte er eine Art von Motivenbeurtheilung an die Stelle des Urtheils über die Menſchen. Wer nun darauf aus iſt, von dem Geſchichtsforſcher erfahren zu wollen, wie gut oder ſchlecht irgend eine hiſtoriſche Perſönlichkeit geweſen wäre, kann ſeine Rechnung bei der Lectüre von Rankes Werken nicht finden. Er erhält den Eindruck, als ob allen Menſchen der gleiche Zoll der Anerkennung zu Theil geworden wäre, während ſie der Meiſter nur mit gleichem Maß gemeſſen und allen nur ein und daſſelbe hiſtoriſche Intereſſe entgegengebracht hat. Es iſt nicht ein Mangel an beſtimmtem Urtheil über die Leiſtungen und Antriebe der Menſchen, ſondern die Verlegung des Schwerpunktes der Beurtheilung aus der Sphäre des Willens in die der Gedanken und objectiven Abſichten, was die hiſtoriſche Weisheit des Meiſters am meiſten bezeichnet und ſeinem Urtheil, im Gegenſatze zu dem anderer Geſchichtſchreiber eine plaſtiſche Ruhe verleiht, die man für kalt und ſteinern erachtete.

Wenn aber Vertiefung und wirkliche Kenntnis den Leſer von Rankes Werken nur allzubald die ſtärkſten Züge von Sympathien und Antipathien des Meiſters entdecken laſſen, ſo gibt es noch einen anderen Geſichtspunkt in der hiſtoriſchen Beurtheilung, wo es ſchon ſehr viel ſchwerer ſein wird zu ſagen, ob man ihm ganz beizuſtimmen vermöchte oder nicht. Bei der großen Sonderung, die der Geſchichtsforſcher in den Eigenſchaften der hiſtoriſchen Perſönlichkeiten vornimmt, findet ſich gleichſam eine Linie durch die Geſammtheit aller Individuen gezogen, welche die Welt in zwei Theile theilt. Das gleichſam ganz perſönliche private Leben und das öffentliche Wirken der Menſchen ſind Dinge, die bei dieſer hiſtoriſchen Betrachtung ſo zu ſagen auseinanderfallen. So war es Ranke beiſpielsweiſe möglich, eine ſo ſtarke welthiſtoriſche Individualität wie etwa Mohamed, aller perſönlichen Eigenthümlichkeiten zu entkleiden, welche dem Bilde

in jahrhundertelanger Ueberlieferung Liebe und Haß erworben haben, und dem schematisch gedachten Religionsstifter fehlt wirklich die erklärende Kraft seiner wunderbaren Erfolge. Häufig bewirkt der Umstand, daß der Geschichtschreiber die persönlichsten Verhältnisse des Charakters und des Lebens unberührt läßt, eine Art von Widerstreben, an die geschilderte Größe und Bedeutung der öffentlichen Thätigkeit einer historischen Persönlichkeit recht im Ernste zu glauben. Es gibt wenige Männer der französischen Geschichte, denen Ranke eine größere Sorgfalt der Zeichnung gewidmet hätte als Ludwig XIV., gleichwohl wird man sich leicht überzeugen, daß das Porträt des viel verlästerten Königs kaum einen Erfolg, vielleicht kaum einen tiefen Eindruck auf die Leser der französischen Geschichte geübt hat. Auf die Fragen, welche die Ueberlieferung nun einmal unabwendbar erhebt, gab Rankes Darstellung keine bestimmte Antwort und „die Größe der Ideen", die dem Deutschen außerdem nur verhaßt sein müssen, ist dem Könige kaum als persönliches Verdienst anzurechnen. So läßt die treffliche Zeichnung kalt, und es müßte dem Meister wie eine Ironie in den Ohren geklungen haben, wenn er das Lob seiner landläufig gewordenen Objectivität vernahm, mit der er eine seiner subjectivsten Schöpfungen geschaffen hat. Ein gutes Beispiel, wie luftreinigend eine ernsthafte historische Untersuchung über die allerpersönlichsten Verhältnisse wirken kann, bietet dem gegenüber der Aufsatz Döllingers über „die einflußreichste Frau der französischen Geschichte", der so ziemlich alles sagt, was Rankes Bild verschweigt und dadurch den König, welchen Ranke vergeblich zu heben suchte, immerhin besser erscheinen läßt, als sein Ruf war.

Was man auch dagegen sagen möchte, der Eindruck, welchen die Schilderung eines ganzen Menschen, so schwer sie dem Historiker im Gegensatze zum Romandichter auch fallen mag, hervorruft, muß als ein so überwältigender bezeichnet werden, daß es der Historie fast unmöglich sein wird, sich diesem Bedürfnis zu versagen. Aber nicht nur vom künstlerischen Standpunkt aus erhebt sich die Forderung, den Menschen als ganzes in der Geschichte zu betrachten, mehr und wichtiger noch erscheint die allgemeine Beachtung der gesammten Individualität der historischen Persönlichkeit unter den höchsten Gesichtspunkten historischer Aufgaben.

Ranke hat selbst wiederholt bemerkt, wie alles individuelle Leben mit dem Gemeinwesen zusammenhängt, und dieses wiederum nichts anderes ist, als die Summe der Ueberzeugungen die in einer bestimmten Generation zur Erscheinung kommen. Aus der Verflechtung der einzelnen Willen entsteht die allgemeine Richtung der Zeit, und die geistige Bewegung, welche die Menschen ergriffen, ist wiederum der Wirkung bedeutender Persönlichkeiten zuzuschreiben. Folgerichtig kann die Geschichtswissenschaft mithin den Geist der Gesammtheit, die weltgeschichtliche Idee, die Richtung der Zeit nicht begreiflich machen ohne volle Kenntnisnahme des ganzen einzelnen Menschen. Wie sie die Gesammtleistungen der Menschheit nur aus den Fähigkeiten erklären kann, die dem einzelnen innewohnten, so kann sie die für den Fortgang entscheidenden Handlungen nur aus der Kenntnisnahme des ganzen individuellen Charakters erklären. Das große Geheimnis der Geschichte liegt allemal in dem Verhältnis, in welchem der einzelne Wille, die einzelne Absicht zu dem Gesammtwillen, zu der allgemeinen Tendenz steht.[1]

Der Geschichtsforscher steht in dieser Beziehung vor einer Reihe von Aufgaben, welche Ranke überall mehr angedeutet als völlig gelöst hat. Ranke wußte sehr gut, daß eine naturgeschichtliche Betrachtung des einzelnen Wesens die Kenntnis der Gattung voraussetzt, und er vermochte in der Geschichte die Gedanken und Absichten des einzelnen nicht von denjenigen der ganzen Generation zu trennen. Unzähligemale betonte er diesen geheimnisvollen Zusammenhang, der sich in den Epochen der Weltgeschichte Ausdruck verschafft. Wenn man seine Aussprüche in dieser Beziehung zusammenfaßt, so zeigt sich der Meister von einer Ueberzeugung erfüllt, die ihn thatsächlich zum Schöpfer einer Zukunftslehre historischer Wissenschaft erhebt. Denn er war es, der zuerst auf die Bedeutung

[1] Ich muß noch auf folgende Stelle, W. W. 33, 263 hinweisen, die für die Zurückhaltung Rankes im Urtheil lehrreich ist, aber nicht entfernt an eine Verzichtleistung desselben denken läßt. Wo er gewisse schlimmste Eigenschaften der Italiener des 15. Jahrhunderts berühren muß, sagt er: „Es liegt mir fern, über die Gesinnung eines großen Volks urtheilen zu wollen, von welchem damals Belehrung und Antrieb über ganz Europa ausging; Niemand kann sagen, daß es unheilbar krank gewesen, aber es ist gewiß, daß es an großen Gebrechen litt."

der Generationen für die geschichtliche Erkenntnis offen und rückhaltslos hinwies. Nachdem er schon viele Jahre hindurch den Problemen des geschichtlichen Werdens nachgesonnen hatte, kam er endlich mit desto stärkerer Ueberzeugung zu der Erkenntnis von einem generationenweisen Fortgang der menschlichen Dinge. Und nachdem er einmal dieser Anschauung Ausdruck zu geben sich entschlossen hatte, scheute er sich auch nicht, der Prophet einer Theorie zu sein, die er zwar nicht selbst durchzuführen im Stande war, die er aber doch als solche zu betrachten, zu studiren und auszubauen mit klaren Worten empfahl.[1]

[1] Im Jahre 1873 habe ich folgendes Gespräch mit Ranke aufgezeichnet: „Wir knüpften an die öfters vorher abgehandelte Wallensteinfrage an und ich bemerkte, daß sein Buch die Neugierde der Dummen, die nie alle werden, ja doch nicht befriedigt hätte.

Er: Diese Neugierde wird niemals befriedigt werden. In der Geschichte liegt die Schuld Wallensteins hauptsächlich darin, daß er die großen Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholicismus neutralisiren wollte.

Ich: Glauben Sie eigentlich, daß bei Ferdinand II. und Gustav Adolf noch von diesen Gegensätzen gesprochen werden kann?

Ranke: Gewissermaßen; besonders Gustav Adolf hat sozusagen eine neue Generation von protestantischen Politikern geschaffen.

Ich: Halten Sie es für möglich, politische Stimmungen generationenweise zur Anschauung zu bringen . . . .

Ranke: Dies wäre eines der wichtigsten Probleme. Ich habe viel darüber nachgedacht und wünschte, daß jemand sich mehr historisch als philosophisch damit befaßte. Meine Ansicht ist, daß allemal in einer Generation eine Idee vorherrscht, es ist aber nicht immer zu bestimmen, ob dieselbe mehr von einzelnen Individuen ausgegangen oder dieselben von außen beherrscht.

Ich: Vielleicht beides?

Ranke: „Wie die Ideen in die Menschen kommen, ist nicht zu begreifen." Es folgte hierauf eine Reihe von bekannten Betrachtungen über die allgemein wirksamen „gleichsam göttlichen" (NB. er drückte sich bestimmt so aus:) Kräfte. Dann kam er auf die Generationen zurück.

Ich: Wäre es nicht wenigstens aus äußerlichen Gründen der Darstellung zweckmäßig, die Generationen der Geschichte mit bestimmten Namen zu bezeichnen?

Ranke: Es könnte leicht zu Mißverständnissen führen, man käme leicht dazu, die Individuen zu überschätzen, wenn man z. B. sagte: Napoleonisches Zeitalter.

Ich: Aber Fridericianisches?

Ranke: Das ginge schon besser. Man darf die Sache nicht zu systematisch betreiben, aber ich gestehe, daß eine Art von Generationenlehre ein großer

Daß seine Aussprüche in dieser Beziehung ungehört blieben, erklärt sich aus der völlig anders gearteten Richtung, welche die ihm nachfolgende Generation einschlug, deren geschichtliche Interessen der Hauptsache nach und auf Seiten der hervorragenden Stimmführer total verschiedene waren und in der Negative dessen lagen, was der Meister die allgemeinen Ideen nannte. Vielleicht werden erst die Enkel im Geiste empfangen, was nur wohl als eine Aufgabe von ihm geweissagt wurde.

Sehr allmählich bildete Ranke seine Ansicht über die Generationen aus. In früheren Jahren stellte sich ihm bloß das Bild einer einzelnen Generation mit gewissen Ideen, von denen sie beherrscht wurde, als etwas Einheitliches dar. In späteren Werken tritt das Jahrhundert als die Wirksamkeit mehrerer Generationen bezeichnend hervor. Endlich ermuthigte er sich auch, gewisse Charaktereigenschaften den Generationen gemeinsam zuzuschreiben. Zuletzt erst trat dann der Gedanke hervor, daß auf dieser Grundlage sich eine Art von System erbauen könnte.

In der „Weltgeschichte" begegnen wir einmal dem Gedanken, daß die nachhaltige Wirkung gewisser großer Ideen nur dann völlig gesichert sei, wenn bei der Flüchtigkeit und Kürze des menschlichen Lebens Persönlichkeiten von gleicher Intention und Kraft aufeinanderfolgen. Hieran schließt sich dann folgendes Wort: „Nicht allein große Männer, sondern auch Generationen von außerordentlicher Begabung gehörten dazu, um neue, lebensfähige politische Gründungen zu vollbringen."

Aber neben solcher generationenweisen Weiterbewegung ist dem Meister auch der Gegensatz klar geworden, der zwischen den Gene-

---

Gewinn wäre. Die Generation ist eigentlich ein Ausdruck für gewisse im Menschenalter wirksame Ideen.

Ich: Aber da kommt es darauf an, was das frühere ist.

Ranke: Die Hauptsache wäre, die für die Generationen charakteristischen Ideen festzustellen.

Hierauf erging sich Ranke noch einige Zeit über seine Stellung zu der Philosophie, von der er sagte, daß ihn alles, was er davon gelesen, unbefriedigt gelassen hätte; dann wurden wir unterbrochen."

Im nächsten Jahre las ich die gleich noch weiter zu besprechende Stelle in der neuen Ausgabe der romanisch-germanischen Völker.

rationen besteht. Denn wenn er von Friedrich II. die fortwirkenden Impulse hervorhebt, die die folgenden Generationen von ihm erfuhren, so bemerkt er aus Anlaß des Gegensatzes zwischen demselben Friedrich und seinem Vater höchst lehrreich: „Das aber ist wohl nicht die Absicht der Natur und der Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangenen gleich seien und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen."

Dennoch aber lag es dem Geschichtschreiber nahe, auch den Gedanken der Vererbung in dem Generationenwechsel zum Ausdruck zu bringen, indem er „die Summe der Erfahrungen, die über den flüchtigen Moment hinaus Bedeutung haben, als das beste erklärte, was eine Generation der andern hinterlassen kann". „Die neue geistige Bewegung, heißt es dann an einer andern Stelle, wird immer wieder durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideen sich geltend machen."

So lebte und webte Ranke längst in den Gedanken der Generationenlehre, als er im Jahre 1874 zu seinem Erstlingswerke, den Geschichten der romanischen und germanischen Völker, einen Zusatz machte, der das langsam gereifte Thema als eine historiographische Aufgabe der Zukunft erklärte. Er erachtete diese Gedanken für bedeutend genug, um dem einzigen Werke, welches bis dahin nie umgearbeitet worden war, einen veränderten Schluß zu geben. Vielleicht sprach er sich auch deshalb gerade an dieser Stelle so aus, damit sein Bekenntnis von niemand übersehen werden sollte, der sich mit seinen Werken ernstlich beschäftigt:

„Das Leben von Europa besteht in der Energie der großen Gegensätze. Schon im Jahre 1515 nahm der ritterlichste der französischen Könige den Kampf mit glänzendem Erfolge wieder auf. Das gehörte aber gleichsam dazu, um die spanisch-österreichische Combination zu voller Wirklichkeit zu bringen. Der Antagonismus bildet sich aus, welcher die europäische Welt seitdem beherrscht hat. Gleich in den nächsten Jahren erscheint die Generation, welche ihn am schärfsten und gewaltigsten repräsentirt. Die Zeiten nehmen einen anderen Lauf.

Es wäre vielleicht überhaupt eine Aufgabe, die Generationen, soweit es möglich ist, nacheinander aufzuführen,

wie sie auf dem Schauplatz der Weltgeschichte zusammengehören und sich von einander sondern. Man müßte einer jeden von ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; man würde eine Reihe der glänzendsten Gestalten darstellen können, die jedesmal unter einander die engsten Beziehungen haben und in deren Gegensätzen die Weltentwicklung weiter fortschreitet: die Ereignisse sprechen ihre Natur aus."

II. Abschnitt.

Zur Generationenlehre.

I.

Nochmals über die Perioden der Weltgeschichte.

Wenn man den Einfluß Rankes auf die Geschichtsstudien im allgemeinen nach dem Maße der Verwerthung gerade desjenigen, was seinem eigenthümlichsten Gedankensystem entsprach, beurtheilen würde, so käme man leicht zu der Ansicht, daß ihn die gelehrte Welt unterschätzt hätte. Manche der wesentlichsten Ueberzeugungen des großen Geschichtsdenkers wurden kaum mit Ernst und Eifer aufgegriffen und gefördert; manche seiner feinsten Beobachtungen wurden dem Inventar seiner persönlichen Ansichten achtungsvoll einverleibt, und wie Gegenstände, die nicht strenggenommen zur Geschichtsforschung gehören, eben bei Seite gelegt. Es wäre aber trotzdem sehr ungerecht, wenn man die geschichtsforschende Generation, die auf Ranke folgte, und die er vermöge seines ungewöhnlichen Alters neben sich emporkommen sah, für undankbar halten würde. Es war nur eben eine andere Richtung, ein anderes Interesse erwacht. Die Erforschung und Untersuchung des einzelnsten war als eine Nothwendigkeit empfunden, und die tägliche Arbeit des Historikers machte die erneuerte Beschäftigung mit Fragen allgemeiner Art mehr oder weniger überflüssig. Man beruhigte sich wohl, und vielfach mit Grund, bei dem Gedanken, daß gewisse große Erörterungen über die geschichtlichen Probleme, als ein Vorrecht des Meisters betrachtet werden könnten, dessen sich die Epigonen nur im bescheidensten Maße zu bedienen hätten. Die fleißigen, ehrenwerthen, sachkundigen Sammler und Erklärer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts schienen wie nach einem Gesetze des Atavismus aus den Gräbern auferstanden zu sein

und schienen jetzt die Geschichte ein für allemal der übeln Gesellschaft zu entreißen, in welche sie durch den Umgang mit Voltaire, Friedrich dem Großen, Herder, Schiller und vielen andern gerathen war. Es war natürlich, daß diejenige Seite in Rankes Gedankenthätigkeit, die gleichfalls als eine Erbschaft jener philosophirenden Historie gelten konnte, weniger Anklang fand.

Dennoch aber läßt sich nicht läugnen, daß zuweilen auch solche Ansichten Rankes mehr als billig in der Geschichtschreibung und Forschung unbeachtet und unerörtet geblieben sind, die fast zum täglichen Brot des Historikers gehören, und über die sich doch schließlich jeder ein Urtheil bilden sollte, wenn er auch sonstigen philosophischen Speculationen noch so sehr abgeneigt sein möchte. Hierher meinte ich immer die klare, runde und keinem Zweifel unterliegende Ansicht Rankes über das seit etwa hundert Jahren die Schule beherrschende System der weltgeschichtlichen Periodeneintheilung rechnen zu können, welches Ranke mit voller Absicht über Bord geworfen hatte. Ich habe mich zwar gewundert, daß diese große Thatsache kaum eine starke Reaction hervorgerufen, meinte aber bei dem Erscheinen der Weltgeschichte, daß der Name und die einleuchtenden Gründe des Geschichtsdenkers eben hingereicht haben möchten, um den Glauben an die wissenschaftliche Giltigkeit des alten Systems in Deutschland völlig zu erschüttern.[1]

[1] In der historischen Zeitschrift NF. 29, 2, 289 wird die Behauptung aufgestellt, daß die im VIII. Bande der Weltgeschichte Rankes gegebene Einleitung zur Geschichte des 12. Jahrhunderts, die ein Jahr nach meinem Buche über die Geschichtswissenschaft erschienen ist, meiner Erläuterung von Rankes Ansichten widerspreche. Nun heißt hier gleich der allererste Satz: „Eine große Periode im Leben des menschlichen Geschlechts vom Ausgang des fünften bis zu dem des funfzehnten Jahrhunderts, sind wir gewohnt mit dem Namen Mittelalter zu bezeichnen. Die Vorstellung einer tausendjährigen Unterbrechung der allgemeinen Cultur, die man ehedem mit dieser Benennung verbunden, hat, aus humanistischen Anschauungen entsprungen, auf **litterargeschichtlichem** Gebiet **einen Schein** von Berechtigung: für die universalhistorische Betrachtung kommt ihr keinerlei Wahrheit zu." Seit Scherer auch nicht einmal mehr auf litterargeschichtlichem Gebiet! Also diese unumwundene Erklärung des Meisters soll dafür sprechen, daß das Mittelalter ein wissenschaftlicher Eintheilungsgrund sei und bleiben soll. Daß man „ehedem" vom Mittelalter sprach, schließt nicht aus, daß Ranke das Wort auch gebraucht, so gut ich nie aufgehört habe in meinen Vorlesungsankündigungen sogar von der ersten

Durch Rankes Weltgeschichte wurde aber nicht nur eine äußerliche Eintheilung des schwerfälligen Stoffes beseitigt, sondern es wurde ein ganz bestimmter Begriff aus der Entwicklung der weltgeschichtlichen Menschheit ausgemerzt und durch die Darstellung selbst der Nachweis geliefert, daß die Zeit, die man sonst Mittelalter genannt hat, gar keinen Gegensatz zum Alterthum oder zu den Vorstellungen bildet, die wir heute besitzen, sondern nichts als eine in hundertfache Theile oder Abschnitte zerfallende Kette gewesen sei, die uns heutige mit der centralen Idee des römischen und alten Staats untrennbar verbindet. Von dieser das Wesen der Weltgeschichte Rankes beherrschenden Grundanschauung kann niemand, der das Werk überhaupt zu lesen und zu begreifen vermag, auch nur einen Augenblick absehen. Es gibt nach Ranke kein Mittelalter und nach seiner Ueberzeugung kann die Wissenschaft keines gelten lassen.

Indem ich an diese große Erkenntnis anknüpfte und die Frage aufwarf, ob und welche natürliche, der Sache selbst inhärirende Eintheilung des weltgeschichtlichen Stoffes an Stelle des Mittelalters gesetzt werden muß, glaubte ich nicht nöthig zu haben, im allgemeinen noch weitere Beweise für die Nothwendigkeit einer andern Eintheilung beibringen zu sollen. Jetzt sehe ich aber, daß ich mich selbst in dieser bescheidenen Annahme getäuscht habe; der historische Aberglaube und der Gewohnheitstrieb hält zähe an der dogmatischen, überlieferten Eintheilung fest.

Indessen wäre es denen gegenüber, die der großen Denkungsart und Auffassung des Meisters einen passiven Widerstand einfach entgegensetzen, selbstverständlich weder nöthig, noch am Platze, sich mit erneuerter Untersuchung des Gegenstandes zu bemühen. Wenn es Gelehrte geben sollte, die sich etwa sagen; Nun erst recht nicht, nun wird erst recht im Jahre 476 das Mittelalter angefangen und

---

der ersten und zweiten Hälfte des Mittelalters zu sprechen. Zu kindischen Kämpfen gegen Worte war der Meister gewiß nicht aufgelegt. Wenn im übrigen meiner Ansicht gegenüber so gethan wird, als hätte ich Ranke zugemuthet, er wolle überhaupt keine Epochen und Eintheilungen zulassen, so ist so ziemlich das umgekehrte der Fall. Ranke machte eine außerordentlich große Zahl von Epochen und Perioden, und eben an diesen Umstand knüpften alle meine Erörterungen an. Ranke, und in Folge dessen meine Wenigkeit, nennen das eben Generationenlehre.

den Schülern eingepaukt, so wäre es insbesondere von meinem Platze wirklich unbescheiden, wollte ich irgend jemanden bekehren; diese Art von Schulweisheit darf wohl den Manen des großen, gewaltigen Meisters überlassen bleiben, und es ist billig, daß ein geringer Mann von der Zukunft der Wissenschaft den Sieg von Rankes Grundanschauung voraussetze, ohne sich einzubilden, dem Meister beispringen zu müssen.

Auch an dieser Stelle wäre ich daher in keiner Weise bemüßigt, nochmals auf meine Erörterungen über die Unwissenschaftlichkeit einer Eintheilung der Geschichte zurückzukommen, für die sich nicht einmal eine zweckbewußte Urheberschaft hat auffinden lassen, wenn nicht doch immer wieder neue Versuche von philosophischer Seite gemacht würden, einem inhaltsleeren Namen durch Aufstellung einer begrifflichen Zusammenfassung von Zeiträumen unter dem Gesichtspunkt einer gewissen einheitlichen Idee den Schein einer Berechtigung zu geben. Selbstverständlich handelt es sich bei einer solchen philosophischen Erörterung über die in bestimmten Zeiträumen zur Erscheinung kommenden Grundideen nicht an und für sich um das Eintheilungsprincip der Weltgeschichte, wohl aber gewänne diese in ihrer hergebrachten Eigenthümlichkeit ihre volle Berechtigung, wenn sich zeigen würde, daß in dem tausendjährigen Zeitraum eine einheitliche Idee zur Erscheinung gekommen sei. Dies aber wurde neuestens wirklich von einem ausgezeichneten Gelehrten zu behaupten versucht, der zur Durchführung seiner Ansichten sich mit den gründlichsten Kenntnissen ausgerüstet hat. Bezeichnend genug hat aber das umfassende und in seiner Art vortreffliche Werk wenig Beachtung gefunden.[1] Es führt den Titel: Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung von Dr. Heinrich von Eicken (Stuttgart, Cotta 1887) und enthält die einzige in Deutschland angestellte ernste philosophische Untersuchung über diesen Gegenstand seit dem Erscheinen von Rankes

[1] In der hist. Zeitschrift 26, 1 S. 101 findet sich eine erfreuliche und mit Recht vollanerkennende längere, vorwiegend referirende Besprechung des Werkes von Wilhelm Bernhardi. In dem Augenblicke, wo dieses Manuscript in die Druckerei geht, trifft aber die sehr betrübende Nachricht ein, daß Herr von Eicken gestorben sei. So ist es mir jetzt noch eine angenehme Pflicht, auch von meinem geringen Theile für dessen Andenken zu schreiben.

Weltgeschichte. Hier erwächst mir also die offenbare Pflicht, zu dem geistreichen Versuche Stellung zu nehmen.

Für die allgemeine Geschichtsbetrachtung steht und fällt die Frage der Periodisirung mit der Entscheidung über den Begriff „Mittelalter". Wenn es in der Weltgeschichte wirklich eine Zeit gab, die sich durch eine in allen ihren einzelnen Theilen sichtbare gemeinsame Idee kennzeichnet und mithin begrifflich als eine Einheit darstellt, so ist nicht nur für das vielbestrittene Wort des Mittelalters die wissenschaftliche Grundlage gewonnen, sondern es liegt dann auch auf der Hand, daß die Perioden der Geschichte, die vor und nach diesem Mittelalter stehen, begrifflich unterschieden und für sich bestehend gedacht werden müssen. Ich betrachte mithin den Versuch, die Periode des sogenannten Mittelalters auf ihren geistigen Inhalt zu untersuchen und die Einheit derselben nachzuweisen, für eine der wichtigsten und beherzigenswerthesten Thaten, die seit Decennien in der Geschichtswissenschaft vollbracht wurden. Würden die Resultate dieser Untersuchung Bestand haben können, so wäre in der That keine innere Nöthigung vorhanden, von dem alten, Schlözer und Gatterer fälschlich zugeschriebenem System der Weltgeschichte abzugehen. Es verstand sich mir daher von selbst, daß ich die bedeutungsvolle Arbeit des Herrn von Eicken gleich bei ihrem Erscheinen nicht nur einer eingehenden und gründlichen Würdigung unterzog, sondern daß ich auch in wiederholter gewissenhafter Ueberlegung mir Rechenschaft zu geben suchte, ob man mit den Resultaten des gelehrten Mannes einverstanden sein könnte. Den völlig entgegengesetzten Ergebnissen meines Nachdenkens über das, was Herr von Eicken als Begriff des Mittelalters aufgestellt hat, gab ich in einem Aufsatz Ausdruck, den ich hier wiederhole.

Ich schrieb beim Erscheinen dieses Werks:

Eine Seltenheit in der historischen deutschen Litteratur, eine Geschichte, welche von Weltanschauung redet, ein Buch, welches systematische Gedanken verräth, ein Geschichtschreiber, welcher philosophirt! — und dabei ein Werk von ernstester und in sich vollendeter Gestalt! — Unsere zünftigen und akademischen Gelehrtenkreise werden eifrig nach dem Namen des Verfassers in den Repertorien der historischen Aufsätze nachschlagen und nach der Berechtigung fragen, ohne vorher-

gegangene kritiſche Beweiſe eine Unterſuchung allgemeinſter, man möchte ſagen bedenklichſter Art dem Belehrung ſuchenden Publikum anzubieten; und wenn ich nicht ſehr irre, wird mancher den Kopf ſchütteln und denken: eine leider unfruchtbare Mühe und Zeitaufwendung, welche der Staats-Archivar von Aurich beſſer auf ein Urkundenbuch des Harlingerlandes verwendet haben könnte!

Mancher mag ſo denken; die Zeit, wo man dergleichen offen und anſpruchsvoll als Geſinnung gelehrter Gründlichkeit ausſprach, iſt indeſſen größtentheils vorüber, und das ſterile Menſchenalter, in welchem die Geſchichtswiſſenſchaft von einem halben Dutzend kritiſcher Pedanten beherrſcht zu ſein ſchien, hat heute ſeine Hauptvertreter bereits eingebüßt. Werke, wie das vorliegende, dürfen ſich in der deutſchen Gelehrtenwelt wieder hervorwagen ohne fürchten zu müſſen, den banauſiſchen Streichen ſchülerhafter Recenſierwuth und „Verbeſſerungen“ in gelehrten Anzeigen erliegen zu müſſen. Der geiſtreiche Mann kann doch heute mit einiger Hoffnung wiederum das Wort ergreifen und braucht nicht gefaßt zu ſein, von einem Chor abgerichteter Recenſenten, denen bis dahin noch nicht einmal die Ahnung eines hiſtoriſchen Problems aufgegangen war, niedergeſchrieen zu werden. Es beginnt erſichtlich eine Erholung in der deutſchen hiſtoriſchen Litteratur einzutreten und ich bin überzeugt, daß viele mit mir die Empfindung eines Aufathmens theilen, indem ſie die Laſt nichtiger Arbeiten ſich verringern ſehen. Wie viel nützliche Zeit iſt der hiſtoriſchen Arbeit ſchon dadurch erſpart worden, daß einige Hauptherde müßiger Unterſuchungen, wie etwa die „Deutſchen Forſchungen“, endlich aufgehört haben, zu erſcheinen. Es wird zwar noch lange dauern, ehe man hoffen darf, daß die gelehrten Korporationen ihre reichlichen Mittel für beſſere Publicationen, als geiſtlos abgedrucktes Urkundenmaterial, zu verwenden wiſſen werden; aber ſchon dadurch, daß die nachkommende Generation auf das weſentliche gelenkt iſt und ihre Blicke von den Quisquilien hinweg auf Bücher, wie das vorliegende, zu richten lernt, iſt ein großer Fortſchritt gemacht.

Und ſo darf man das vorliegende Werk in einer Reihe mit Erſcheinungen, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, wie Reuters Geſchichte der Aufklärung, Kellers Vor-Reformation, Lamprechts

Wirthschaftsgeschichte, Denifles Universitätsgeschichte, Spechts Geschichte des Unterrichtswesens und vielem ähnlichen, als einen hochwillkommenen Versuch preisen, der deutschen Geschichtschreibung den geistigen Odem wieder einzuhauchen, welcher ihr durch die Kleinigkeitskrämerei nur zu sehr abhanden gekommen ist. Insbesondere das Mittelalter ist ja seit Heinrich Leos unvergeßlichen Darstellungen in erdrückender Weise der Tummelplatz einseitiger kritischer Erörterungen gewesen, welche, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, mit der Erkenntnis des wesentlichen kaum noch in einem Zusammenhang standen. Offenbar hing dieser verhängnisvolle Fortgang der Dinge besonders damit zusammen, daß sich Ranke in seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur gelegentlich mit dem Mittelalter befaßt hatte, und daß daher auf diesem Gebiete die richtige Führung fehlte, während sich die begabteren Kräfte seiner Schule der neueren und neuesten Geschichte widmeten.

Ranke selbst nahm niemals Gelegenheit, sich öffentlich über den Fortgang der von ihm angeregten, aber freilich etwas anders verstandenen kritischen Untersuchungen zu äußern. Wenn er selbst hier und da einmal sich in solche wissenschaftliche Erörterung einließ, so geschah es fast immer, um durch seine scharfen Analysen zur Aufstellung eines wichtigen Prinzips der Beurtheilung zu gelangen, wie wenn er durch die Kritik eines Lambert sich über den wahren Charakter Heinrichs IV. zu orientiren strebte. Aber die Früchte solcher Gedankenarbeit waren den schwachen Augen der meisten verborgen geblieben, da er sich mit der Darstellung dieser Zeit eben nicht beschäftigen konnte, bis er am Schlusse seiner Lebenstage an die Abfassung seiner Weltgeschichte herantrat. Unter diesen Umständen wurden seine Anregungen für diesen Theil der geschichtlichen Studien fast nur so verstanden, als handle es sich um eine methodische Virtuosität. Man leistete sich die Specimina der Methode mit einem wahren Fanatismus. Wenn ein Schüler so glücklich war, einen Gegenstand zu finden, der gar keinen sachlichen Werth hatte, aber eine Gelegenheit bot, die „Methode" leuchten zu lassen, so war er des Preises seines Meisters gewiß, etwa weil er gezeigt, daß ein Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts, indem er einen Schriftsteller des neunten abschrieb, mehrere Veränderungen des Textes

vorgenommen hatte, oder weil er bewiesen hatte, daß der Schreiber von gewissen Urkunden mehrere Buchstaben schon ganz viereckig machte, und daher ein in der Zeit fortgeschrittener und gleichsam vorschauender Geist gewesen sein muß.

Das schlimmste bei dieser sogenannten methodischen Forschung war es, daß schließlich auch das Gefühl dafür ganz abhanden gekommen zu sein schien, ob jemand etwas nützliches oder unnöthiges thue, ob er wichtiges oder unwichtiges behandle. Für die Geschichtswissenschaft, pflegte man zu lehren, ist alles gleich wichtig; gab sich jemand Mühe, in seinem Geiste charakteristische Merkmale für bedeutsame Momente der Entwicklung aufzufinden, so machte er sich dilettantischer Neigungen verdächtig.

Daß nun diese sterile Richtung der Geschichtstudien ihren Höhepunkt überstiegen zu haben scheint, dafür dürfte ein Werk, wie dasjenige des geistvollen und hochgelehrten Verfassers des Systems der mittelalterlichen Weltanschauung einen thatkräftigen Beweis liefern. Daß es ein Staatsarchivar überhaupt nur wieder wagen zu können meint, mit einem Buche solcher Art in die Oeffentlichkeit zu treten, zeigt deutlich, daß Aufgaben, wie er sich dieselben gestellt, nicht mehr im Widerspruche mit historischer Wissenschaftlichkeit gedacht werden. Es gehörte wahrlich keine geringe Geduld und Ausdauer dazu, eine so sachgemäße Sammlung von Belegstellen aus dem umfangreichen Quellenmateriale für die Erkenntnis des geistigen Kerns des mittelalterlichen Staats- und Kulturlebens zu gewinnen.

Gerne mag man es dem Verfasser glauben, daß ihm das Material zu weit größerer Ausdehnung anwuchs, als er anfänglich geahnt hatte. „Da meine Frage", sagt er in der Vorrede, „den innersten Kern der mittelalterlichen Weltanschauung berührt, so wäre die Behandlung desselben ohne die Darstellung der letzteren nicht möglich gewesen. Darum erweiterte sich meine Aufgabe bald zu einer Geschichte der mittelalterlichen Weltanschauung. Ich machte den Versuch, die christliche Weltanschauung in ihrem ganzen Entwicklungsprozeß zu verfolgen, von ihrer Vorgeschichte im Alterthum, ihrer Ausbildung und Vollendung in der klassischen Zeit des Mittelalters bis zu ihrer Auflösung am Ausgange des letzteren."

In der richtigen Erkenntnis der Wichtigkeit des Gegenstandes

brauchte der Verfasser nicht sparsam zu sein in der Auswahl des Beweismaterials, und er hat es verstanden, dasselbe überall ansprechend und belehrend dem Leser darzubieten. Selbst demjenigen, welcher, gleichsam erdrückt von den Irrthümern des gewöhnlichen Geschichtsbetriebes, erst bei der Lectüre des Werkes sich zum Verständnis der vorliegenden historischen Probleme aufschwingen müßte, wird es schließlich leicht sein, der gewandten und von thatsächlichen Mittheilungen reichlich getränkten Darstellung willig zu folgen.

Die Gliederung des Stoffes darf man als eine glückliche bezeichnen. Wenn auch der einleitende Theil, welcher die christliche Erlösungslehre als ein Resultat der im Römer- und Griechenthum einerseits und im Judenthum andererseits gelegenen Ideen nachzuweisen sucht, wenig Originelles enthält, und sichtlich mehr aus dem Bestreben entstanden ist, die Gefahr eines Mangels zu verdecken, als das Bedürfnis einer historischen Erklärung des Christenthums voll zu befriedigen, so wird man doch zugestehen müssen, daß diese Capitel nicht leicht entbehrlich waren, wenn man den Gedankengang des Verfassers im Zusammenhange kennen lernen sollte.

Man darf voraussetzen, daß so eingreifende Fragen, wie sie hier zur Behandlung kamen, eine genauere Erörterung und eingehende Anzeige und Besprechung gerechtfertigt erscheinen lassen, dennoch aber wird man nicht verlangen können, daß die Anerkennung der Aufgaben und des hohen Verdienstes, welches sich der Verfasser durch die Behandlung derselben erwarb, auch eine Uebereinstimmung in den Resultaten herbeiführen konnte. Ich will es vielmehr gleich von vornherein sagen, daß ich in den folgenden Ausführungen das Werk von Grund aus zu bekämpfen suchen werde.

Man kann dem Verfasser der Geschichte und des Systems der mittelalterlichen Weltanschauung zum mindesten nicht nachsagen, daß er auf geebneten und vorbereiteten Wegen einherschritt. Als er an seine immense Aufgabe herantrat, mag er sich in der ungeheuren Geschichtslitteratur unserer Tage wie in einer Wüste vorgekommen sein, und die Frage wird ihm nahe gelegen haben: Wo finde ich den Genossen, den Vorgänger, den Rivalen meines Beginnens? Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Vorwort des gelehrten Verfassers, in welchem er sich Mühe giebt, die Urtheile zu sammeln, welche

unsere bekanntesten Gelehrten über das Mittelalter im allgemeinen irgendwo an den Tag gelegt haben. Aber in der That müßte man sich fast schämen, wenn es richtig wäre, daß in diesem Punkte wirklich nicht mehr und besseres hätte angeführt werden können. Denn um nur einigermaßen über die Gedanken zu orientiren, welche sich die deutsche gelehrte Welt über eine so eingreifende Frage gemacht haben möchte, sammelt der Verfasser ein paar Aussprüche von dem Theologen Baxmann, wendet sich an ein Buch Wattenbachs, welches sich in einem Vorlesungscyklus für junge Damen über die römischen Päpste ergeht, wirft sich auf eine von mir gelegentlich gemachte Bemerkung meiner deutschen Geschichte, quält sich mit einigen dunkeln Aeußerungen Giesebrechts, streitet mit Ranke und findet endlich das Wesen der Kirche von dem Bischof Hefele verhältnismäßig am besten bezeichnet. Als ein wahres Glück mußte es erscheinen, daß wenigstens eine Haupterscheinung des Mittelalters — die Kreuzzüge — durch H. v. Sybel — in das richtige Licht gerückt worden seien.

Fürwahr, es ist eine klägliche Ausbeute, die der Verfasser gemacht hat, um Pfadfinder für sein Thema aufzustellen, aber er durfte sich nicht wundern, wenn er sich innerhalb des Kreises von Schriftstellern, auf die er sein Augenmerk richtete, nahezu verlassen fand. Er hätte auf die ältere Generation der Historiographie zurückgreifen müssen, um sich dem Gedankengang von Vorgängern anzuschließen und einzufügen. Er würde bei Heinrich Leo viele Verwandtschaft mit seiner eigenen Auffassung gefunden haben, und er konnte für seine Arbeit die französische, englische und italienische Geschichtschreibung nicht entbehren. Denn hier hat man nicht wie in Deutschland die Philosophie der Geschichte von Seite der Historiker an den Nagel gehängt, sondern einen gewissen Contact zwischen der Einzelforschung und den allgemeinen Erkenntnißfragen aufrecht zu halten gewußt.

Dem gegenüber ist es für den Verfasser des Systems der mittelalterlichen Weltanschauung bezeichnend, daß er sich zwar von seinen historischen Collegen abwendet, aber in dem Augenblicke, wo er selbst dazu gelangen will, begrifflich und synthetisch zu verfahren, auf einen philosophischen Standpunkt zurückgeworfen wird, der — man muß es offen gestehen — etwas gespensterhaft aussieht:

„Die Geschichte der Menschheit gliedert sich in drei große Perioden. Die erste, deren Anfänge in der sogenannten vorgeschichtlichen Zeit verborgen liegen, deren Ausgang die antike Welt bildete, war die Periode der unterschiedslosen Einheit von Gott, Mensch und Natur. Die gegen Ende der alten Welt sich auflösende Einheit der mythischen Zeit hat das Mittelalter zu einem Gott und Welt als Gegensätze begreifenden Dualismus entwickelt. Nachdem sich in dieser Gegenstellung das Bewußtsein der Verschiedenartigkeit von Geist und Materie befestigt hatte, sucht die Gegenwart in der Verschiedenartigkeit die Einheit beider zu begreifen .... Die Trilogie der menschlichen Geschichte kehrt zu ihrem Ausgang zurück, nachdem sich das reine Empfinden der Vorzeit durch den Dualismus des Mittelalters zur selbstbewußten Erkenntnis erhoben hat. Die Gegensätze der antiken und mittelalterlichen Geschichte finden ihre Auflösung in der Cultur der Gegenwart. Die letztere ist die Synthese der beiden ersteren."

Ist es nicht wie eine alte bekannte Melodie, die man vernimmt? War es nicht vor fünfzig Jahren modern, in dieser Weise von dem aus dem Gegensatz sich zum Selbstbewußtsein erhebenden Geiste der Menschheit zu sprechen? Nannte man das nicht einstens dialektische Methode? — Und dies alles trägt der Verfasser vor, ohne an die Zeiten zu erinnern, wo die herrschende Schulphilosophie als selbstverständlich galt, wo man fast in jedem historischen Buche die bekannte Einleitung fand, welche der Verfasser auch hier als Glaubensbekenntnis vorausschickt: die bekannte Dreiheit von der These, Antithese und Synthese, von dem an sich, für sich und an und für sich u. s. w. u. s. w.

Und wenn man dann in der Einleitung der Geschichte und des Systems weiter liest: „Die nationale Bildung der Römer hatte ihren Schwerpunkt im Staate, die der Griechen in der Kunst und Wissenschaft, die der Juden in der religiösen Glaubenslehre. Die Geschichte der Römer war im wesentlichen ein politischer, die der Griechen ein ästhetisch-philosophischer, die der Juden ein religiöser Proceß", so befindet man sich wieder mitten in der Hegelschen Philosophie der Geschichte.

Wenn dann weiter die christliche Lehre die höhere Einheit der römischen, griechischen und jüdischen Geschichte genannt wird; wenn die Griechen die Kluft zwischen Gottheit und Welt, Geist und Materie eröffnen und die Juden die geschichtliche Persönlichkeit, welche als die Lösung dieses Problems begriffen wurde, geben — so sind dies Betrachtungen, welche vielfach an die Ausdrucksweise erinnern, die im Anfange des Jahrhunderts für systematisch gegolten hat. Es muß leider als ein im höchsten Grade bedenklicher Vorgang erachtet werden, daß das umfangreiche Werk, statt sich auf seine eigenen Beine zu stellen, Anknüpfungen bei einer Philosophie sucht, die als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden darf. Der Verfasser macht zwar in dem ersten Theile den Versuch, das alte System durch eine vielfach originelle und überall ganz lehrreiche Betrachtung des Römerthums, des Griechenthums und des Judenthums neu zu stützen, aber es dürfte ihm schwerlich gelingen, die steife Logik, nach welcher immer wieder die mannigfachen historischen Erscheinungen unter einen gewissen einheitlichen Begriff gebracht werden sollen, zur erneuten Anerkennung zu bringen. Das, was die sogenannte historische Schule vor einem halben Jahrhundert gegen die Philosophie in Bewegung setzte, war eben nichts anderes, als diese Erklärung aus einer einzigen Idee, von welcher jeweils Zeiten und Völker wie am Drahtseil gelenkt und entwickelt worden sein sollten.

So ist es auch eine Schlußfolgerung, welche immer etwas gewaltsames an sich haben wird, wenn einerseits das Christenthum die Idee des römischen Staates voraussetzt und dann wieder der römische Staat durch das Christenthum hinfällig wird: „Der Uebertritt Constantins bedeutete nichts anderes als die Niederlage des irdischen Kulturprincips der klassischen Zeit und den Sieg des übersinnlichen Princips der neueren Zeit. Die Christianisirung des Staates schloß den Untergang desselben in sich."

Und doch ist es gerade die Kirche, welche das ganze Mittelalter hindurch die Fortdauer des römischen Staates zu versichern nicht müde wird, während gleichzeitig das von demselben Constantin recht eigentlich begründete oströmische Reich in der engsten Verbindung mit dem Christenthum sich noch tausend Jährchen erhält.

Hierbei will ich gleich eine allgemeine Einwendung gegen die Construction der mittelalterlichen Weltanschauung des Herrn Verfassers hinzufügen. Sein Werk leidet an dem Mangel, dessen sich alle seine philosophischen Vorgänger schuldig gemacht haben, daß es immer von einem Mittelalter spricht, in welchem die griechische Welt mit ihrer Fortsetzung in der russischen Zarengeschichte schlechterdings keinen Raum findet. Diese griechische, orthodoxe christliche Welt wird keiner Beachtung werth gefunden. Aber der Verfasser wird doch kaum die Behauptung aufstellen wollen, daß der echteste römische Kaiser Justinian kein Christ gewesen sei. Mit welchem Rechte läßt sich dann aber das Wort Mittelalter auf die lateinische Christenheit einschränken? Der ganze römisch-rechtliche Entwicklungsgang im Mittelalter ist das ABC der Verschmelzung mit dem Christenthum, und das griechische Staatswesen übt viel größere Einwirkung auf das Abendland, als dieses auf jenes. Wie konnte sich nur eine so ausgezeichnete Arbeit in diesen engen Banden festhalten lassen? Wenigstens hätte der Verfasser sich sagen sollen, im besten Falle passen meine Definitionen und Charakteristiken auf die abendländische, nicht aber auf die übrige Welt des Mittelalters.

Im zweiten Theil seines Systems bietet uns Herr Dr. von Eicken eine äußerst geistreiche, schön und spannend geschriebene Darstellung geschichtlicher Vorgänge, die er unter dem Namen: „Das Mittelalter und der christliche Gottesstaat" zusammenfaßt. Seinen aus der religiösen Askese und der hierarchischen Politik gewonnenen Begriff des christlichen Gottesstaats, welchem jedoch — wie der Verfasser sich sehr weise gesagt hat, — der „Widerstand der Weltlichkeit" nicht fehlte, entwickelt er an den Vorstufen des Germanenthums überhaupt, läßt ihn aus einer Fülle von trefflichen historischen Beobachtungen über das fränkische Reich und die römische Kirche sich gleichsam festsetzen, sieht seine Vollendung im Kaiserthum und der Kirchen-Advocatie des Staates, und löst ihn wieder in dem Gegensatze des Kaiserthums und Papstthums im Kampfe um die Weltherrschaft auf. Alles sehr schön und geistreich! Wie denn auch seit lange sich eine große Zahl von Historikern mit diesen und ähnlichen Vorstellungen behölfen zu haben scheinen. Aber einer großen Originalität erfreut sich dieses System nicht und was das schlimmste ist, es hat sich schon

bei seinen früheren dialektischen Wandlungen nicht recht zu behaupten vermocht.

Man wird gern anerkennen, daß sich der Verfasser überall ernstlich bemüht, auf dem strengsten historischen Boden stehen zu bleiben; aber eben weil er ein kenntnisreicher und genauer Kenner der wirklichen Geschichte ist, so will es ihm nirgends gelingen, aus der Allgemeinheit des christlichen Gottesstaates zu einem das Mittelalter besonders bezeichnenden Ausdruck zu gelangen. Denn was er sachgemäß als die Grundzüge des Systems, als die Lehre vom christlichen Gottesstaat darstellt, sind eben ganz allgemein gültige Sätze, welche durchaus nicht bloß für das Mittelalter, sondern immer gegolten haben, so lange es eine katholische Kirche gab und geben wird.

Nun ist es doch nicht menschenmöglich, zu behaupten, die neuere Zeit sei dadurch charakterisirt, daß die römisch-katholische Kirche aufgehört hat zu bestehen. Wenn aber diese Kirche nicht nur besteht, sondern auch sich innerlich wohler befindet, als jemals zuvor, so kann man dann wieder nicht sagen, daß dasjenige, was uns der Herr Verfasser als das System der mittelalterlichen Weltanschauung vorträgt, irgendwie der neueren Geschichte fehle.

Die Kirche ist der Leib Gottes, sagte man im Mittelalter und liest man in jedem römischen Katechismus auch heute, ja auch selbst die protestantischen Kirchen können es nicht gut unterlassen, den ihnen innewohnenden Kirchenbegriff in irgend eine mystische Beziehung zum Gottesbegriff zu setzen und man wird sich immer auch hier gewisser Bilder, wie desjenigen vom Leib Christi und Leib Gottes bedienen. Ich finde daher nicht, daß der Begriff des christlichen Gottesstaates etwas dem Mittelalter besonders eigenthümliches war, und es ist sogar sehr die Frage, ob der calvinische Gottesstaat nicht viel consequenter und starrer war, als der römische.

Der Verfasser war auch selbst offenbar von einer Ahnung dieser Art beschlichen, als er es für nöthig fand, das Mittelalter in seinem weiten Begriff doch einigermaßen zu beschränken. Er spricht daher auf einmal von „einer classischen Zeit des Mittelalters", wo sein christlicher Gottesstaat besonders schön verwirklicht gewesen sei. Man weiß nicht recht, war es das Zeitalter Hildebrands oder Innocenz III. oder das was dazwischen lag, nur muß man bedenken, daß gerade in dieser

Zeit die alten römischen Staatsbegriffe in einer so schroffen Form wieder erneuert wurden, als lebte die neue kaiserliche Jurisprudenz im schönsten Heidenthum.

Der Verfasser sagt: „Der transcendente Gottesbegriff der christlichen Metaphysik bildete die Spitze des Systems. Aus ihm hatte sich die Welt- und Selbstverläugnung als das Princip der Sittenlehre ergeben". Ja freilich! und ergiebt sich noch immer daraus, weshalb Papst Leo XIII. gar keinen Zweifel darüber hat, daß die einzig brauchbare Philosophie und Sittenlehre von Thomas von Aquino auch heute noch gelehrt werden muß.

Und weiter: „Indem nun diese weltverläugnende Sittenlehre in der Kirche wieder zur Welt zurückkehrte, insofern die Kirche als die sichtbare Wirklichkeit des Göttlichen, als das Reich Gottes auf Erden und der höchste Bischof derselben als der Stellvertreter Gottes anerkannt wurde, war jene Verbindung von Weltverneinung und Weltbeherrschung, welche das Wesen der mittelalterlichen Classicität bildete, in der Idee der römischen Kirche gegeben." Man muß auch hier hinzufügen: ganz richtig! und weil dieser Statthalter Christi und Stellvertreter Gottes gefunden hat, daß man ihm in der classischen Zeit des Mittelalters nicht genug gethan hat, so legte er sich im 19. Jahrhundert noch dazu die Unfehlbarkeit bei, um den Gottesstaat sicherer regieren zu können; und so kann man eigentlich sagen, daß das vom Herrn Verfasser entdeckte System der mittelalterlichen Weltanschauung heute erst recht in sein classisches Zeitalter getreten ist, indem 240 Millionen diesem Statthalter des Reiches Gottes noch jüngst ihre ganz freiwillige Verehrung geleistet haben.

Auch was psychologisch von dem Verfasser zur Charakterisirung dieser Weltanschauung beigebracht wird, ist ganz und gar nichts mittelalterliches, sondern etwas ganz allgemein christkatholisches. „Wie man Welt und Leben in den düstern Farben des Todes darstellte, so wurde umgekehrt der Tod mit den lichten Farben des Lebens geschmückt". Natürlich! und zwar auf Grund derselben Schrifttexte, welche heute wie damals das ewige Leben versprechen. „Die Gebeine der Heiligen strömten nicht den Geruch der Verwesung, sondern süße himmlische Düfte aus." Aber das thun sie ja für Tausende und Abertausende auch noch heute, und der Verfasser wird doch nicht

glauben, daß dieſe heiligen Gebeine im Mittelalter den Sündern und Ketzern wohlriechender geweſen ſind, als heutzutage.

Nicht beſſer ſteht es mit den Charakteriſtiken des Verfaſſers, wenn er eigentlich kirchliche Inſtitutionen beſpricht: Der Cölibat iſt heute viel energiſcher zur Ausführung gekommen, als es jemals im Mittelalter gelungen iſt. Die Idee des Mönchsweſens iſt in einer Anzahl von neuen und neueſten Orden viel reiner aufgefaßt worden, als zur Zeit des Papſtes Hildebrand. Die kirchliche Disciplin iſt durch das tridentiniſche Concil zu einer Höhe emporgebracht, welche dem größten mittelalterlichen Idealismus nicht erreichbar geſchienen hätte. Der kirchliche und religiöſe Unterricht hat heute eine Verbreitung, von der das Mittelalter keine Vorſtellung hatte. Der Clerus iſt von einer Reinheit, welche im Mittelalter ohne weiteres jedem Einzelnen Anſpruch auf die Heiligſprechung gegeben hätte. Während die mittelalterliche Weltanſchauung Biſchöfe und Päpſte kannte, welche vom Worte Gottes weniger wußten, als ihre Stallknechte, wird heute in fünf Welttheilen nicht ein völlig unwürdiger zum Prieſter geweiht, giebt es vielleicht auf dem weiten Erdenrund nicht ſo viele Simoniſten und Nicolaitiſten als zur Zeit Gregors VII. und Innocenz III. in jeder Diöceſe.

Daneben fehlt es denn nicht an allerlei Betrachtungen, die man doch nur als erzwungen bezeichnen kann: „Die Mönche waren die eigentlichen Vertreter der päpſtlichen Weltherrſchaft und die Kirche ſtand deshalb auch ganz unter der Führung des Ordensclerus“. — Eine Behauptung, die nur in ſehr beſchränktem Maße Geltung finden wird, da unter den ſämmtlichen Päpſten diejenigen, welche aus den Orden hervorgegangen waren, an den Fingern herzuzählen ſind. Dagegen paßt die Bemerkung auf Pius IX., der aber nicht im Mittelalter lebte.

Geht man zur Darſtellung der Staatslehre über, welche das „Syſtem der mittelalterlichen Weltanſchauung“ darbietet, ſo kann man ſelbſt in dieſem Hauptpunkte keineswegs das Zugeſtändnis machen, der Verfaſſer habe etwas hervorzuheben vermocht, was dem Mittelalter beſonders eigenthümlich wäre. Leicht würde ſich der Verfaſſer überzeugt haben, daß das meiſte von dem, was er in ganz treffenden und oft ſchönen Zeichnungen als Staatslehre des Mittel-

alters vorführt, ganz allgemeine katholische Rechtsanschauung ist, und wenn er das Kirchenrecht von Phillips genauer ansehen wollte, so würde er finden, daß die bekannten Sätze vom Staat und der Kirche, welche er dem „Classicismus" des Mittelalters zuschreibt, lauter Dinge sind, welche in das Decretalenrecht übergegangen und gleichsam als ererbter geistiger und rechtlicher Besitz der römischen Kirche bis auf den heutigen Tag Geltung haben. Auch hätte sich der Verfasser sagen können, daß die Ideen der angeblich classischen Periode des Mittelalters niemals besser und schärfer zusammengefaßt worden sind, als im Syllabus Pius IX.; und wenn man im 12. Jahrhundert die Gewalt des Papstes unendlich, wie die göttliche nannte — ohne Schranke, ohne Maß — so wüßte ich nicht, daß der Papst heute auf diese Vorstellung irgend zu verzichten geneigt wäre.

Richtig ist freilich, daß der Staat seinerseits nicht ganz so geneigt ist, heute diese Weltanschauung in seine Rechte aufzunehmen wie vor 6—700 Jahren. Aber damit ist doch nur gesagt, daß der Staat sich seinerseits bemüht hat, einerseits die Geltung des kanonischen Rechtes einzuschränken, und andererseits ein Recht zu schaffen, welches seinem Machtanspruch genügt. Aber die Kirche hat auch im Mittelalter der weltlichen Macht nicht alle Befugnisse abgestritten, sie überließ es der letzteren vielmehr mit Vergnügen, die von ihr bezeichneten Ketzer zu verbrennen. Wenn der Verfasser mit etwas zu großer Freigebigkeit von den Ketzerverbrennungen als von Handlungen der geistlichen Gewalt spricht, so scheint er vergessen zu haben, daß der Schwabenspiegel keine kanonische Rechtsquelle ist. Wenn aber das Verhältnis von Staat und Kirche im Mittelalter nach der Praxis erörtert werden soll, so wird man in dieser Epoche gerade so gut, wie zu allen Zeiten die Beobachtung machen müssen, daß das System, die ideale Weltanschauung der römischen Pontifices, eben im 11. wie im 19. Jahrhundert doch nichts als eine Doctrin geblieben ist, und daß man damals zwar weit dominirender auftrat als heute, aber daß das Verhältnis als solches nicht im mindesten geändert worden ist. Nur Veränderungen der Mächte sind eingetreten, von denen jedoch die ecclesia pressa bekanntlich jeden Tag hofft, daß sich die Sache auch wieder bessern könne. Daß es an Kampf der beiden Gewalten auch dem classischen Mittelalter nicht fehlte, hat

der Verfaſſer ſelbſt in einer Reihe ſeiner Ausführungen ſchön gezeigt.

Wenn er aber alsbald die Schlußfolgerung zieht: „Die Geſchichte des Kaiſerthums verlief in ihrer aufſteigenden und abwärtsgehenden Linie in den logiſchen Folgerungen ihres transcendenten religiöſen Princips“, „die religiöſe Idee, welche den Urſprung deſſelben bildete und ſeine Machtſtellung begründet hatte, führte durch ihre weitere folgerichtige Ausbildung auch den Untergang deſſelben herbei“ — ſo widerſpricht dem ganz offenbar die Stellung Karls V., welcher doch Hand in Hand mit dem römiſchen Syſtem das Kaiſerthum neu erhebt, während es von den Hauptgegnern der mittelalterlichen Weltanſchauung, eben von denen bekämpft wird, welche auch den Papſt bekämpft haben. Es iſt alſo mit den „logiſchen Folgerungen“ in dieſen geſchichtlich aufſteigenden und abwärtsgehenden Linien überhaupt nicht allzu ſicher zu operiren, und wenn der Verfaſſer ſeine Darſtellung mit den Worten ſchließt: „Es ſtellte ſich heraus, daß ein ſicheres weltliches Staatsregiment mit der das Mittelalter beherrſchenden religiöſen Idee der Kirche unvereinbar war“ — ſo iſt dies wenigſtens eine ſehr einſeitige Auffaſſung, bei der die rein politiſchen Beweggründe und Machtfactoren — die Verhältniſſe von Ständen und Monarchieen, die Verhältniſſe der Nationen zu einander, die Verhältniſſe von Staaten zu Staaten ganz unbeachtet blieben. Kann es denn überhaupt für bewieſen erachtet werden, daß die geſchilderten Machtverſchiebungen durch das Walten der „Ideen“ und hier wiederum aus den religiöſen Ideen irgend eines Zeitalters entſtanden ſind? Der Verfaſſer muthet doch fortwährend ſeinem Leſer zu, daß er über die Exiſtenz einer regierenden abſtracten Ideenwelt platoniſcher Art von vornherein keinen Zweifel haben darf. Aber er wird ſich nicht haben verhehlen können, daß ſich andere Leute die Weltregierung wieder anders vorſtellen — in einem mehr perſönlichen Sinne, und nicht ſowohl als Acte der Logik, ſondern als Acte des Willens.

Der gelehrte Verfaſſer würde indeſſen falſch beurtheilt werden, wenn man gegen ihn den Vorwurf erhöbe, daß er die Dinge des Mittelalters nur vom Standpunkte der kirchlich-ſtaatlichen Beziehungen betrachtet hätte. Er hat vielmehr auch anderen Potenzen eine in-

tensive Aufmerksamkeit zugewendet und es ohne Zweifel auch hier verstanden, aus der Fluth von Erscheinungen eine Anzahl principieller Punkte zu gewinnen. Er hat die Familie, die Wirthschaftspolitik, das Recht, die dichterische Litteratur und die bildende Kunst in den Kreis seiner Betrachtungen und Untersuchungen hereingezogen. Man kann nicht genug anerkennend von vielen Partieen dieser fleißigen und lehrreichen geschichtlichen Uebersichten sprechen. Alles, was der Verfasser an Quellen für diese Darstellungen benutzt hat, ist mit so großer Geschicklichkeit benutzt und mit so vielem feinem Verständnis zum Beweise seiner Thesen herbeigezogen worden, daß man sich nicht ohne Freude und Erfolg mit der Lectüre gerade dieser Theile beschäftigen wird.

Aber auch hier gestehe ich, nicht selten gewaltige Aber gefunden zu haben: Was soll es z. B. heißen, wenn die Behauptung aufgestellt wird, im Mittelalter habe alle Arbeit nur einen erziehlichen, ästhetischen Zweck gehabt. „Alle Arbeit, meint der Verfasser, welche über den religiösen Heilszweck hinausging und einen geschäftlichen Charakter trug, war, da sie irdische Interessen zum Gegenstand hatte, vom Uebel." Hiergegen ist einzuwenden, daß auch die protestantischen Kirchen allezeit die Sonntagsarbeit als vom Uebel erklärt haben, weil sie den religiösen Zwecken zuwiderläuft. Und auch selbst der moderne Staat gestattet nicht Arbeit, welche als bloßer Selbstzweck lediglich materiellen Vortheil im Auge hätte. Er schützt daher den Arbeiter gegen Ausbeutung seiner Kraft und gegen Ueberlastung. Wenn der Verfasser eine ganze Anzahl von Fällen anführt, wo man durch Synodalbeschlüsse gegen Arbeiten zum Zwecke weltlichen Gewinns eiferte, so bezog sich das auf den geistlichen Stand als solchen. Wenn die Kirche nicht dulden wollte, daß die Geistlichen Gewürzkrämer seien, oder Pachtungen übernahmen oder kaufmännische Geschäfte des Gewinnes wegen betrieben, so that sie doch nichts anderes, als wenn der Staat seinen Beamten ähnliche Arbeiten verbietet, oder doch wenigstens Privatbeschäftigungen wegen des Gewinnes in gewisser Art einschränkt.

Daß man den Heilszweck, die Erlangung der ewigen Seligkeit, die Rücksicht auf das Gebot Gottes und ähnliches als die Motive solcher Ordnungen voranstellte, ist eine Form, die zwar auf die all-

gemein in der abendländischen christlichen Gesellschaft vorherrschenden religiösen Gesinnungen einen durchaus berechtigten Schluß zuläßt, von der man aber nicht sagen kann, daß sie irgend einem Zeitalter ausschließlich eigen gewesen sei.

Noch weniger haben die Theorieen des Mittelalters zu besagen, welche von dem Gesammteigenthum ausgehen, welches angeblich der Mensch nach natürlichem Gesetz ungetheilt zu genießen hätte. Wenn sich der Verfasser durch Aussprüche, wie: „Jeder Reiche ist entweder ein Dieb, oder eines Diebes Erbe" selbst schon an den modernen Communismus erinnert fand, so muß man ihm zwar dankbar sein, daß er nachwies, wie schon im Mittelalter solche verrückte wirthschaftliche Vorstellungen unter den Menschen bestanden, aber charakteristisches für die Epoche ist damit nicht gewonnen; es war eben die uralte Idee von der Gütergemeinschaft, welche wieder und wieder von den bestehenden Gewalten, von der Kirche so gut, wie vom Staate zurückgewiesen wurde. Es ist auch nicht gestattet, aus dieser Art von Theorieen, welche da und dort in den Jahrhunderten auftauchen, sogleich eine Charakteristik der Zeit im allgemeinen herzuleiten. Solche Bedeutung kann man nicht jedem beliebigen Ausspruch eines kirchlichen Schriftstellers beilegen. Es wäre dies eben auch nichts anderes, wie wenn man unsere Zeit nach einem socialistischen Zeitungsorgan beurtheilen wollte.

Das gleiche gilt auch von der Philosophie des Mittelalters. Der Verfasser hat sich in Bezug auf die Wirthschaftspolitik, wie auf die philosophischen Lehrgebäude dadurch gleichsam zu rechtfertigen gesucht, daß er jedesmal die ihm vorkommenden widersprechenden Aeußerungen als die Widersprüche gegen das System aufzeichnete und zusammenstellte. Er findet, daß auch auf dem Wirthschaftsgebiete, wie auf dem Gebiete der staatlichen Rechtsverhältnisse sich ein Widerstreit erhebt: „Der Abstand also zwischen der Wirklichkeit und der abstracten Idee des Gottesstaates war selbst in den Zeiten der höchsten kirchlichen Machtstellung ein unendlich großer." Ja freilich! Er war so groß, daß diese abstracte Idee überhaupt gar nicht charakteristisch für die Zeit war. Es scheint blos so, weil man gewohnt ist, die historischen Erscheinungen unter den lediglich kirchlichen Gesichtspunkten aufzufassen, weil man die Thatsachen und Ereignisse, mit

denen man es zu thun hat, aus einer asketisch beeinflußten Ueberlieferung zieht, und weil dann bis in die allerneuesten Zeiten die Theologie einen dominirenden Einfluß auf die Geschichtsbetrachtung genommen, und gleichsam die Erbschaft des Systems der mittelalterlichen Weltanschauung angetreten hat.

Das wahre daran ist nur dies, daß das Christenthum gewisse höchste Maßstäbe aufgestellt hat, von welchen die katholische Kirche lehrte, daß sie außerhalb ihrer Gemeinschaft nicht erreichbar seien; will man behaupten, daß diese einseitige Anschauung in den Jahrhunderten des Mittelalters allgemeinere Zustimmung fand, als in der Neuzeit, so ist dagegegen gewiß nichts einzuwenden, aber bei Lichte betrachtet, besagt man damit nichts anderes, als daß im Mittelalter die abendländischen Staaten, welche christlich wurden, römisch-katholisch waren, während in der Neuzeit diejenigen, welche protestantisch wurden, nicht römischkatholisch geblieben sind. Da man nun aber wiederum nicht behaupten kann, daß die letztere Kirche nicht noch heute sehr stark existirte, so besagt die Thesis des Verfassers wieder nichts anderes, als daß diejenigen, welche evangelisch und protestantisch wurden, nicht katholisch sind, oder daß das System der mittelalterlichen Weltanschauung zwar bis heute vergnügt fortbesteht, die Nachkommen vieler Leute aber, welche im 16. Jahrhundert von der katholischen Kirche abgefallen sind, heute sich nicht mehr zu derselben bekennen. Hiebei ergibt sich dann freilich die eigenthümliche historische Consequenz, daß man wird sagen müssen: ein Theil von Europa lebt noch im Mittelalter, während der andere Theil in der neuen Zeit lebt, eine Geschichtseintheilung, welche um so unbequemer sein dürfte, als man gerade in Deutschland von diesem Zwiespalte der historischen Epochen am schlimmsten heimgesucht, und es schwer wäre, mitten durch die verschiedenen Theile unseres Vaterlandes die fortlaufende Grenze zwischen den großen Zeiträumen einer vergangenen und gegenwärtigen Epoche zu ziehen.

Der Fehler des ausgezeichneten Werkes des Herrn v. Eicken ist aus der seit der Hegelschen Philosophie gebräuchlichen Vorstellung entstanden, daß die zeitliche Abfolge der Ereignisse und Zustände sich mit der logischen Entwickelung des Begriffs deckt. Jemehr man durch die Zunahme der historischen Kenntnisse in die Lage gekommen ist,

ein nach allen Seiten genau abgegrenztes begriffliches Syſtem aufzuſtellen, deſto weniger wird die hiſtoriſche Logik ſich auf einen beſtimmten Zeitraum beſchränken laſſen. Wer die geſchichtlichen Dinge ſo vortrefflich zu einer ſyſtematiſchen Darſtellung zu erheben weiß, der darf nicht ſeine eigene Darſtellung durch ein Princip ſtören, welches ſich allerorten im vollen Widerſpruche mit der Wirklichkeit und Zeitlichkeit findet. Dieſer Umſtand nimmt dem Verfaſſer des vorliegenden Werkes nichts von dem Verdienſte, ein eminentes Bild der geiſtigen Grundlagen einiger der entſcheidenſten Jahrhunderte gezeichnet zu haben, und den Hiſtorikern, welche nicht blos an den Aeußerlichkeiten hängen, wird es wahrhaft wohlthun, ein Buch wie dieſes zu leſen, in welchem das Weſen des Gottesreiches, der chriſtlichen Univerſalherrſchaft, und aller jener Ideale, an deren Verwirklichung die Kirche mehr oder weniger bewußt, mehr oder weniger uneigennützig und ehrlich, mehr oder weniger erfolgreich gearbeitet hat, in ſyſtematiſcher Zuſammenfaſſung behandelt wird.

Aber die Gefahr, welche aus einer Gliederung des Stoffes nach logiſchen Kategorien dieſer Art entſpringt, liegt darin, daß der Leſer in den Irrthum verſetzt wird, es hätte ſich dieſes logiſche Syſtem in zeitlicher Abfolge entwickelt, habe ſeine Entſtehung und ſein Ende gehabt und weiche wieder einer anderen Idee. Die eigentliche Achillesferſe des Werkes iſt denn auch der vierte Theil geworden, wo die „Auflöſung des chriſtlichen Gottesſtaates“ in einer Weiſe zur Darſtellung kommt, welche von der ſachgemäßen, ruhigen und beſonnenen Art der früheren Partieen unangenehm abſticht, denn hier iſt alles gewaltſam und eigenmächtig, um das Syſtem zum Abſchluß zu bringen, und Behauptungen auf Behauptungen werden gehäuft, um den verlorenen Zuſammenhang der „logiſchen Entwicklung“ nicht ganz aufgeben zu müſſen. Da iſt der fürſtliche Abſolutismus bei Leibe nicht eine Frucht des Katholicismus und des Gottesreichs, ſondern der katholiſchen Gegenreformation, aber ich denke doch, Ferdinand der Katholiſche, Caeſar Borgia, Ludwig XI. und die andern von Macchiavell aufgezählten Muſter des principe hätten vor der Gegenreformation gelebt. Da iſt das oft verbrauchte Motiv von der ſtändiſch-proteſtantiſchen Entwicklung bis zum Extrem zur Anwendung gekommen, um nur einigermaßen die logiſchen Krücken der Weltgeſchichte zu behaupten.

Die katholische Kirche wird bei diesen Operationen einer historischen Logik, welcher nie eine Wirklichkeit entsprach, vollends in ihrem Wesen verkannt. Man wird bei diesen Beleuchtungen der Entwicklungstheorie sich zu der Frage geführt sehen, ob nicht der hoffnungslose Kampf, den in unserem Jahrhundert der Liberalismus gegen die katholische Kirche geführt hat, mit der Schematisirung zusammenhängt, deren Ursprung unzweifelhaft in einer philosophischen Doctrin ruht, der auch das vorliegende Werk gefolgt ist. Der Hochmuth des Systems, welches den historischen Verlauf logisch entwickelt, hat die römische Kirche natürlich längst für „abgeblüht" und verstorben erklärt; als man nun bemerkte, daß sie noch sehr munter ist und sich wohlbefindet, auch dreimal mehr Bekenner zählt, als zur Zeit der Blüthe, so wurde man sehr ungehalten, tobte gegen die Verkehrtheiten der Staaten und Regierungen und erhitzte sich in Angriffen, welche das gerade Gegentheil von dem ergaben, was man wünschte. Nach jedem Angriffe zeigte sich das „System der mittelalterlichen Weltanschauung" stärker und mächtiger, als zuvor. Nachdem die römische Kirche den Glauben, daß sie todt sei, vortrefflich benutzt hatte, um in aller Stille sich auszurüsten, fand sie auf dem Kampfplatze zunächst einen Gegner, welcher sich so geberdete, als habe man ihm ein bloßes Gespenst, ein nicht mehr bestehendes Wesen gegenübergestellt, das er wohl zu belächeln, aber durchaus nicht zu verscheuchen brauchte. Denn es war ja etwas „mittelalterliches", was ihm da in den Weg gelaufen kam. Die Einbildung der liberalen Theologie, welche natürlich eben im Begriffe war, in eine noch „höhere Epoche" hinaufzusteigen, vermochte sogar der „mittelalterlichen Weltanschauung" einen mitleidigen Blick zuzuwenden, indem sie das Gespenst für „seine Zeit" gar nicht so übel fand und geneigt war, dasselbe fast besser zu behandeln, als seinen Nachfolger in der Entwicklung, das abscheuliche Muckerthum — allein mit einem Mal sah sich der Fortschritt, indem er den Sprung zur neuesten Stufe versuchte, am Kragen gefaßt und von dem leblosen Gespenste des Mittelalters noch einmal wirklich und leibhaftig angepackt. Das Mittelalter lebte wirklich noch!

II.

Freunde und Gegner der Generationenlehre.

Unter den Verſuchen, den Begriff des Mittelalters und damit die ſeit hundert Jahren beliebte Dreitheilung der Geſchichte zu retten, iſt mir außer dem großen und verdienſtvollen Buche von Herrn von Eicken nichts wiſſenſchaftlich beachtenswerthes in den letzten Jahren bekannt geworden. Ich ſehe dabei von der großen Zahl von Stimmen ab, die ſich einfach unter Berufung auf die pädagogiſche Annehmlichkeit oder Bequemlichkeit gegen eine Neuerung ausgeſprochen haben, die nicht von mir, ſondern von einem viel Größern ausgegangen iſt. Daß man ſich nachher hauptſächlich mit ſeinem Aerger an den gehalten hat, der die Thatſache einfach conſtatirte, daß der bedeutendſte Geſchichtsdenker das Schulſyſtem über den Haufen geworfen habe, gehört in das Capitel des Treppenwitzes, den jede Art von Hiſtorie aufzuweiſen hat. Bezeichnend war es, daß man ſich nach Kräften bemühte, den Altmeiſter ja nicht als den Reformator der Schulweisheit erſcheinen zu laſſen, die man nicht miſſen wollte. Es ſollte möglichſt wenig bemerkt werden, daß Ranke eine Weltgeſchichte ohne die landläufigen Perioden geſchrieben; daß man aber vollends die Geſchichte nach Generationen einzutheilen vermochte, ſollte als ein „kurioſer Einfall“ eines weiter nicht zu beachtenden Mannes gelten. Daß auch in letzterer Beziehung der Meiſter der Geſchichtswiſſenſchaft das große Wort geſprochen hatte, hoffte man todtſchweigen zu können, und ſo iſt denn auch der Zuſammenhang der von mir vorgetragenen Anſichten mit Rankes Auffaſſung nur von denen nicht ignorirt worden, welche mir die Ehre einer ſachlichen

Beſprechung erwieſen haben; jene dagegen, die bloß zu tadeln und zu widerſprechen wußten, ſchienen nicht genug freigebig ſein zu können, mir das Autorrecht an den unbequemen Anſichten ganz und voll zuzuſchreiben. Hätte man ja doch ſonſt mit Rankes Anſchauungen etwas glimpflicher verfahren müſſen!

Ich habe mich meinerſeits hiebei lebhaft an ein heiteres Geſpräch erinnert, das ich mit Ranke vor Jahren hatte, als ich ihn zu der in der Geſchichte der romaniſch-germaniſchen Völker muthig ausgeſprochenen Anſchauung von den Generationen beglückwünſchte. Er ſagte lächelnd: „Man muß lieber nicht viel davon ſprechen.“[1] Ich antwortete ſogleich, indem ich merkte, worauf er hinzielte, ich habe eben eine gerade um eine Generation dicker gewordene Haut auf mir, ich werde daher doch einmal davon ſprechen müſſen.“ Er lachte in ſeiner vergnügten Weiſe, würde ſich aber wahrſcheinlich beim Erſcheinen meines Büchleins doch ſehr gewundert haben, daß man ſeinen Wunſch von ſo vielen Seiten befolgte und wirklich nicht von ihm geſprochen hat.

---

[1] Ich muß mir hier noch eine für Ranke, wie mir ſcheint, charakteriſtiſche Bemerkung erlauben, die zugleich als ein Nachtrag zu dem oben über ſeine Idee vom Fortſchritt geſagten (ſ. oben S. 60 ff.) dienen kann. Er hatte eine ſehr ſtarke Empfindung für das, was man die zeitgenöſſiſche Meinung nennen darf, mit welcher er ſich nicht gerne in vollen Widerſpruch ſetzte. So war es erklärlich, daß er faſt nie über ſeine ſo ſcharf ausgeprägten Zweifel an dem Fortſchritt der Menſchheit ſprach. Als jetzt durch Dove die Berchtesgadener Vorleſungen bekannt wurden, ſo geſtehe ich, daß ich ſelbſt, der ich doch viel und häufig die principiellen Fragen mit Ranke beſprochen habe, überraſcht war, daß er in dieſem Punkte ſich zu einer ganz ſicheren Ueberzeugung durchgearbeitet hatte. War doch in meiner Jugend der Fortſchrittswahn der Gebildeten etwas ſo ſtarkes, daß man es förmlich für eine Unmoralität gehalten hat, hierüber Zweifel zu äußern. Erſt heute, wo dank der tiefgreifenden Wirkungen der naturwiſſenſchaftlichen Studien das Irrlichteliren mehr und mehr aufhört und die Descendenzlehre ſich offen gegen das willkürliche Uebertragen von Geſchehniſſen naturwiſſenſchaftlicher Epochen in eine enge begrenzte Zeit des Lebens und des Kampfes der Arten erhebt, wo man weiß, daß unſer hiſtoriſches Daſein wie ein Tropfen im Meer iſt, kann man Probleme, wie das des Menſchheitsfortſchritts offen und realiter beſprechen. Daß ſich aber Ranke mit ſo ſiegreicher Gewißheit ſchon in ſeinen Berchtesgadener Vorleſungen über dieſen Punkt ausſprach, beweiſt ſein überwältigendes Genie. Aber er ſprach über ſeinen Fortſchrittszweifel gerade ſo ſelten, wie über die Generationenlehre, wahrſcheinlich weil er wußte, daß dies Dinge ſeien, für die doch erſt die Enkel reif werden dürften.

Unbemerkt war jedoch der Zusammenhang dessen, was ich vortrug, mit dem, was Ranke gesagt hatte, keineswegs geblieben; mein Freund Fournier verwies in einem Briefe sofort auf den 33. Band der sämmtlichen Werke, und Herr Professor Koser sagte mir, wenn ich mich recht entsinne, die Hauptsache lehre doch eigentlich Ranke. Aber auch in der Presse fehlte es nicht an gewichtigen Zeugnissen für das wahre Sachverhältnis und ich freue mich, heute endlich dazu zu gelangen, nachdem ich durch einige Jahre und besondere Umstände diesen Arbeiten entzogen war, allen denen danken zu können, die meinen ersten Ausführungen des Gegenstandes, so dürftig sie waren, doch sogleich ihre sachgemäße Aufmerksamkeit zuzuwenden die Güte hatten.

Es waren nicht wenige und manche gewichtige Männer, die sich in Folge meiner Anregung mit dem von Ranke aufgestellten Problem der Generationenwirkung in der Geschichte eingehender zu beschäftigen begannen und manche seither erschienenen historischen Versuche lassen wenigstens die Bemerkung zu, daß die Betrachtung des Fortgangs der geschichtlichen Dinge nach Generationen immer festeren Boden zu gewinnen scheint.[1] Meine stärkere Betonung dessen, was Ranke gewollt und angestrebt hat, vermochte einige Gelehrte, wenn sie auch zunächst sich nicht den weiteren Schlußfolgerungen meines natürlichen Systems der Entwicklung anschlossen, doch die Grundlagen der Generationenlehre bestimmter ins Auge zu fassen; und indem sich überdies zahlreiche Kritiker mit meinem Buche selbst beschäftigten, so fand sich reichlich Gelegenheit, die Fragen in ihrer ganzen Tragweite wieder und wieder zu überlegen. Ich versuche es, die Bemerkungen und Einwendungen, die meine Arbeit erfuhr, in den folgenden Blättern zusammenzufassen und bin überzeugt, daß denen, die sich *für die Sache* interessiren, die Fortführung einer Discussion nur erwünscht sein wird, ohne welche eine wissenschaftliche Ueberzeugung in keinem Falle gedeihen könnte. Was mir von solchen Besprechungen, die sich über den Gegenstand verständnisvoll verbreiteten, irgend zur Kenntnis kam, wird mir dann auch Gelegenheit

[1] Vgl. z. B. die herrliche Rede Doves auf Kaiser Wilhelm I., die er mir mit der in theuerstem Andenken bleibenden Bemerkung zugesendet hat: „als Beitrag zur Lehre von den Generationen", in der That eine musterhafte Behandlung genealogisch vergleichender Geschichte.

bieten, manches noch ausführlicher zu begründen, als es in meiner früheren Arbeit geschehen ist.

An Feinden und Uebelwollenden hat es indessen nicht gefehlt, die ihre entgegengesetzte Meinung lediglich in Form eines verwerfenden Urtheils ohne Begründung ausgesprochen haben. Ich müßte aber gar zu häufig gegen offenbare Irrthümer oder Entstellungen meiner Meinung kämpfen, wenn ich alle diese Stimmen berücksichtigen sollte. Auch kann doch von dem Verfasser einer Schrift nicht verlangt werden, daß er sich gegen jede abfällige Kritik vertheidigen soll, wenn sie die Abneigung gegen seine Person auch noch so deutlich an der Stirn trüge und zu einer sachlichen Erörterung gar kein Raum übrig zu lassen schiene. In diese Kategorie von Kritiken fallen so manche Aeußerungen fachlicher Blätter, von denen man wirklich besseres und unbefangeneres hätte erwarten können. Was soll man beispielsweise zu einer Rencension sagen, die von der „Curiosität" einer neuen Geschichtseintheilung spricht, ohne auch nur ein Wort zur Vertheidigung der alten beizubringen und dann hinzufügt, daß die „so anregend geschriebene Schrift" durch „Uebertreibungen und Paradoxieen" ihre Wirkung einbüße. Man kennt diesen Chor von „Fachmännern", die nur darauf aus sind, ungestört jede Sache so zu betreiben, wie man sie einmal gewohnt ist und sich schon sehr unbefangen vorkommen, wenn sie neben der „soliden" Wissenschaft auch eine Art von Feuilleton gestatten möchten, das nur keine Ansprüche machen müßte, ernst genommen zu werden. Ich weiß mich bei der Sache, um die es sich handelt, frei von jedem Anspruch, und so führe ich die sachlich gehaltenen Besprechungen auch lediglich zum Zwecke einer weiteren Begründung des Gegenstandes selbst an.

Hierbei habe ich in erster Linie einer außerordentlich dankenswerthen Mittheilung zu gedenken, die von einem leider ungenannten Verfasser am 24. October 1886 in der „Täglichen Rundschau" erschien. Ein Mann, der tiefe Blicke in die Werkstatt Rankescher Geschichtschreibung gemacht hat, kommt der Frage der historischen Periodeneintheilung hier durch den Hinweis auf die Gesammtauffassung des Meisters, wie auch durch eine Darstellung der Arbeitsweise desselben in vollkommenster Art zu Hilfe. Der unbekannte Gelehrte gestattet es hoffentlich, daß ich seine Mittheilungen hier wiederhole. Er be-

merkt ſehr richtig, wie meine Ausführungen kaum auf eigenen Füßen ſtehen, ſondern in der Weltgeſchichte Rankes wurzeln, der ſeinen „Leſer von einer kleinen Periode zur andern durch eine Reihe von Uebergängen unverſehens von Auguſtus bis zu Karl dem Großen führt". Der treffliche Kenner Rankeſcher Arbeitsweiſe theilt dann im einzelnſten mit, wie ſich der Meiſter ſorgfältig mit den Geſichtspunkten beſchäftigte, unter denen eine Periode, ein Abſchnitt der Geſchichte zuſammenzufaſſen war, und wie er in dieſem Punkte häufig zu entſcheidenden Reſultaten gelangte und dann wohl auch früheres wieder umſtieß. Das aber, was durch dieſe wichtige Mittheilung der „Täglichen Rundſchau" in der von mir aufgeworfenen Frage der Periodeneintheilung der Geſchichte von durchſchlagendſter Beweiskraft gegen das alte ſogenannte Schlözerſche Syſtem erſcheint, iſt der Umſtand, daß Ranke erſt nach gründlichſter Erwägung und nach einem dieſem Gegenſtande beſonders gewidmeten Studium ſich zu ſeiner Anſicht von dem Laufe und Zuſammenhang der weltgeſchichtlichen Dinge bekannte, wie er ſie in ſeinem Werke zur Darſtellung brachte: „Als Ranke anfing, die Weltgeſchichte zu ſchreiben", ſo erzählt der treffliche Berichterſtatter der „Täglichen Rundſchau" — „hat er die verſchiedenen Möglichkeiten der Gruppirung, die Darſtellung der bändereichen „allgemeine Weltgeſchichte" von Gray und Guthrie u. a. erwogen. Er hat ſich eines Tages eine ganze Reihe von Einleitungen zu darſtellenden und philoſophirenden Werken vorleſen laſſen, u. a. Hegel und Johannes Müller. Allen ihren Periodiſirungen gegenüber verhielt er ſich gleich ablehnend und dictirte noch an demſelben Tage (ſeiner Gewohnheit entſprechend, wenn er mit ſich über einen Arbeitsplan einig geworden war) ein „Regulativ" für die Arbeiten der nächſten Jahre, welches die Frage der Periodeneintheilung vollkommen mit Schweigen überging. Darauf begannen die wirklichen Arbeiten".

Und zum Schluſſe der Mittheilung heißt es: „Vergleichen wir nun dieſe Arbeitsweiſe mit der herrſchenden Art der Eintheilung, ſo iſt offenbar, daß ſie zu dieſer in einem ebenſo entſchiedenen Gegenſatze ſteht, wie ſie mit Lorenz' Forderung einen ſympathiſchen ja congenialen Parallelismus zeigt. Die herrſchende Art der Eintheilung geht davon aus, daß die großen Perioden der Weltgeſchichte Alter-

thum, Mittelalter, Neuzeit unabänderlich feststehend sind, und daß es sich nur darum handelt, innerhalb derselben die kleinen Abschnitte festzustellen. Ranke ging bei seinem Arbeiten umgekehrt von den einzelnen Ereignissen und Ereignisgruppen aus, faßte sie in kleinen Abschnitten zusammen und stand vorurtheilslos der Frage gegenüber, welche dieser Abschnitte zusammen eine einheitliche Periode bildeten. Daß Ranke, nachdem er die Periode gefunden hatte, an dem gefundenen Resultate seine Factoren noch einmal prüfte, das war weiter nichts als die Verification, welche die Pflicht jedes wissenschaftlichen Denkers ist. Die Hauptsache bleibt immer die, daß die herrschende Mode (denn mehr als Mode ist es nicht) von oben nach unten eintheilt, Ranke von unten noch oben vorging. Nichts anderes aber ist es, was Lorenz verlangt. Die Historiker sollen endlich aufhören, die drei riesenmäßigen Götzenbilder anzubeten, welche weiter nichts sind als ein Gebilde von Menschenhand. Sie sollen sich nicht bestimmen lassen durch Schlagwörter wie Alterthum, Mittelalter, Neuzeit, welche im besten Falle doch weiter nichts sein können, als subjective Abstraction. Hier wie überall soll die Forschung ausgehn von dem concret Gegebenen, sie soll vom einzelnen zum allgemeinen emporsteigen, nicht umgekehrt".

Wenn dieser genaue Kenner Rankescher Arbeitsweise und Auffassung mit den voranstehenden Erklärungen als ein classischer Zeuge dafür auftrat, daß es in der That in des Meisters Geist und Sinn war, nach einem neuen Eintheilungsgrunde der geschichtlichen Entwicklung zu suchen, so mußte man über den traurigen Muth jener lächeln, die hoffen konnten, meinem Versuche gegenüber durch festes Beharren auf der einmal in der Schule erlernten Weisheit und durch einige litterarische Ungezogenheiten eine Sache aufrecht zu halten, deren äußerliche etwaige Nützlichkeit von niemand bestritten zu werden braucht und bestritten wurde. Dem wissenschaftlichen Denker aber wird ein alter Nothbehelf nicht länger genügen können, und die Frage ist nur, auf welchem Wege zu einer Verständigung über ein innerlich besser begründetes System zu gelangen wäre. Es ist ja möglich, daß ein geistreicher Forscher etwas anderes und besseres, als dasjenige aufzustellen vermöchte, was seinen Ursprung aus den individuellen Lebensaltern der in der Geschichte handelnden Personen genommen

hat. Was ich jedoch zunächst behaupten darf, und worin ich ebenfalls die Ueberzeugungen eines Ranke auf meiner Seite habe, ist nur lediglich dies, daß man von einem einfacheren und sicherern Princip bei aller historischen Betrachtung nicht wohl auszugehn vermag, als von dem des menschlichen Lebens und Wirkens, das heißt also von der Generationenlehre.

Es hat denn auch nicht an ernsten historischen Denkern gefehlt, die sofort auch diese Sache richtig aufgefaßt und rückhaltslos der Erwägung empfohlen haben. Einer der ersten, der sich mit dem Gegenstand befaßte, war Herr Dr. J. Jastrow.[1] Ich würde diesen erfahrenen Kenner und Kritiker der gesammten historischen Litteratur nur beleidigen, wenn ich für die feine und liebenswürdige Art, mit der er die Schwächen und Mängel meiner Ausführungen besprach, noch meinen besonderen Dank aussprechen würde; dem Manne, dem die Gefahren und Schwierigkeiten eines ernsten Historismus aus eigenem Nachdenken nicht fremd sind, konnte keinen Augenblick verborgen sein, daß eine nicht eben fertige Sache, die nur erst durch sorgsame Pflege zu etwas wirklich gutem ausgebildet werden könnte, nicht durch täppisches Verneinen zu entscheiden sei. Indem er sich daher zunächst bereit zeigte, die Generationslehre in ihren weitern Consequenzen für die Periodenbildung der Geschichte in das Archiv der großen historischen Aufgaben aufzunehmen,[2] gelang es ihm in erwünschtester und scharfsinnigster Weise, die wirklichen Schwächen und Bedenken einer Theorie aufzuzeigen, die weit davon entfernt war, die Skepsis des Philosophen ein für allemal zu beseitigen. Mein hochverehrter Jenenser College Liebmann, welcher auf meine Bitte von derselben

[1] Gleichzeitig hat Herr Professor Brückner in Dorpat in der Nordischen Rundschau VI. 1. eine eingehende Besprechung geliefert, für die ich nur dankbar sein kann, obwohl derselbe schließlich versichert, daß man mein Buch mit dem Gefühl der Unbefriedigung aus der Hand lege. Es thut mir eben leid, wenn dasselbe nicht so große Erwartungen erfüllte, wie sie Herr Professor Brückner gehegt haben mag. Ich glaube seinen eigenen in diesen Dingen ausgesprochenen Ansichten, die eben viel weiter gehen, als das, was ich jemals von der Geschichtswissenschaft erwarten könnte, in einem anderen Zusammenhange gerecht werden zu sollen, und finde dann wohl auch Gelegenheit auf das eine und andere Bedenken des Herrn Professors Brückner weiter unten im 5. Theil des II. Abschnitts zurückzukommen.

[2] Nationalzeitung vom 24., 26., 28. October 1886.

Kenntnis nahm, antwortete unendlich treffend damit, daß er mich auf seine scharfsinnige Schrift über die Klimax der Theorieen aufmerksam machte.

Ja freilich! wenn alle Geschichtsfreunde in Deutschland auch philosophisch genugsam durchgebildet wären, um zu wissen, was es mit jeder Theorie eigentlich auf sich hat, — man brauchte fürwahr sich nicht so sehr zu erhitzen, aber auf diesem Standpunkt stehen wir leider nicht in unserer Wissenschaft, denn in Theorien stecken wir allesammt bis über den Kopf; nur daß es bloße Ueberreste einer bald theologisch, bald philosophisch angekränkelten Dogmatik sind, unter deren Herrschaft das ganze Gebäude wie unter einem morschen Bretterdach zu ächzen pflegt. Wenn der Neubau der Geschichte nicht nach Schopenhauer ein für allemal zu den Beschäftigungen unwissenschaftlicher Geister und gleichsam zum Kinderspielzeug herabsinken soll, so bleibt doch nichts übrig, als ein bischen Theorie hereinzubringen, und wäre es nur, um die Unfaßbarkeit und Fülle von unendlichen Ereignissen und Zufällen in eine gewisse begreifbare Form zu fassen. Wenn man nur nicht glaubt, daß irgend eine „Theorie" das Weltgeheimnis der menschlichen Entwicklung aufklären sollte! Wer Ranke nachfolgt, wird schon nicht allzuviel von der Philosophie der Geschichte erwarten.

Einiges aber könnte hier doch geleistet werden, um dem bunten Durcheinander von Willensacten und Elementarnothwendigkeiten einen wissenschaftlich begreifbaren Zusammenhang zuzuschreiben. Mein Kritiker, Herr Dr. Jastrow, stand, da er meine Schrift gelesen, offenbar auch seinerseits auf diesem Standpunkt einer berechtigten allgemein wissenschaftlichen Erkenntnisskepsis, aber eben diese gemeinsame Grundlage unserer historischen Ansicht vermochte ihn auch die kleine Dosis von historischem Princip, die sich vielleicht auf meinem Wege finden ließe, nicht über den nächsten Zaun der Geschichtswissenschaft zu werfen. Er nahm deshalb — vielleicht auch mit wohlerwogenem Verständnis der Rankeschen Anschauungen über den Gegenstand — die Generationen als Grundlage geschichtlicher Chronologie ohne weiteres an; da, wo er dagegen mit Recht auf ungelöste Schwierigkeiten aufmerksam machte, handelte es sich nicht um das thatsächliche Zeitmaß, sondern um die Erkenntnis einer Regel, nach welcher die

Einwirkung einer Generation auf die andere bemessen werden könnte. Hierin trat Jastrow mit erheblichen Gründen meiner Gliederung der aufeinanderwirkenden Geschlechter entgegen, und es war nöthig, seine Bedenken nochmals gründlich durchzudenken. Ich fasse die Ergebnisse davon zusammen. „Der Fortgang der Weltgeschichte", sagt Jastrow, „beruht gerade darauf, daß ein Geschlecht vom andern nicht abgelöst wird, sondern ganz allmählich in dasselbe übergeht". Es bestehn in Wirklichkeit immer unendlich viele Generationen nebeneinander; es kann daher, meint Jastrow, auch ebenso viele Ausgangspunkte der Zählung geben. Man werde auf diese Art auf die mannigfachsten Jahre für den Beginn und Ausgang der Perioden gerathen müssen, und es ergebe sich daraus, daß man bei der geschichtlichen Bewegung nicht eine Linie, sondern eine höchst verschlungene Kette von Generationen erhalten werde. „In dieser verschlungenen Kette von Generationen ist es allerdings möglich", sagt Jastrow weiter, „für die Zwecke des einzelnen Forschers einen bestimmten, zusammenhängenden Faden durch alle Verschlingungen hindurch einheitlich herauszuehmen. Aber zu behaupten, das sei die Generationenreihe der Weltgeschichte, das wird immer eine bloße petitio principii sein."

Ich knüpfe gleich an diese letzte Bemerkung, die übrigens den vollen Beweis gibt, daß mein hochverehrter Kritiker das ganze Problem der Generationen vollständig durchdacht und nach allen Richtungen hin erwogen hat, einige Erörterungen an. Daß die Generationenreihe der Weltgeschichte eine petitio principii genannt wird, ist ja ohne Frage richtig, aber doch nur nach einer Seite hin, wo man zu allen Zeiten und bei jedem System der weltgeschichtlichen Betrachtung auf demselben Standpunkt sich befand. Denn ob Polybius oder Augustin oder Johannes Müller auf den Lauf der Weltgeschichte blickte, jeder betrachtete denselben doch zu dem Zwecke und mit der Absicht, um schließlich den Blick an die Stelle zu bringen, wo er selber stand. Nicht also darin liegt die Schwierigkeit, daß die Generationenreihe einen willkürlichen Anfangs- und Endpunkt hat, sondern nur darin, daß man, indem man überhaupt zählt, der thatsächlichen Masse von momentan verschiedenen Generationen den Zwang anthut, sie zu einer Einheit zusammenzufassen. Letzteres bleibt immer, wie

Jastrow richtig bemerkt, eine Beschränkung des natürlichen Zustandes. Es wirken in dreißig Jahren faktisch ungezählte Generationen und der Historiker nimmt sich die Freiheit heraus nur von einer zu sprechen. Hierin, nicht aber in der Feststellung eines Anfangspunktes der Generationenzählung liegt die Schwierigkeit. Es steht ja jedem frei, von hinten anzufangen und nach vorwärts zu zählen. Ich bin im Jahre 1832 geboren und mein lebenswirksamer Einfluß auf die Nachwelt gehört ohne Frage dem letzten Drittel des Jahrhunderts an; wenn ich also eine Weltgeschichte schreibe, so kann ich meine Generation mit Eins bezeichnen und die Generation von Jesus Christus mit 57 oder umgekehrt, ich habe dabei immer nichts anderes gethan als nach dem Princip der historischen Lebenswirksamkeit und nach dem Grundsatz: „drei Generationen ein Jahrhundert" meine Rechnung oder meine Eintheilung der geschichtlichen Begebenheiten vollzogen; darin liegt doch thatsächlich keine Schwierigkeit, die Frage ist nur, wie Jastrow durchaus zuzugeben ist, woher die Berechtigung zu nehmen sein wird, von dem Nebeneinander von Millionen thatsächlicher Zeugungen abzusehen, und sie allesammt unter das Maß einer einzigen Generation zu beugen.

Ist denn nun aber eine solche Zusammenfassung ein Unrecht gegen den einzelnen Act in der Natur? liegt nicht vielmehr aller naturwissenschaftlichen Betrachtung das gleiche Erkenntnisprincip zu Grunde, wonach die verhältnismäßige Gleichheit in den Einzelindividuen den Gattungsbegriff herbeiholt? Oder soll man dem Botaniker nicht gestatten, von Lindenblättern und Kastanienblättern zu sprechen, weil thatsächlich auf der Linde nicht zwei ganz gleiche Blätter zu finden waren?

Es ist nicht gut, sich in einer ohnehin schwierigen Sache noch durch allgemeine logische Principienfragen zu stören. Was wäre es aber anders als die Frage, ob Generalisirung überhaupt berechtigt sei oder nicht, wenn man Bedenken trüge die gemeinsamen Charaktereigenschaften einer ganzen Generation in der Zeitdauer, die das Leben und Wirken eines einzelnen Individuums durchschnittlich umfaßt, zu definiren. Es kann doch nicht darauf ankommen, eine thatsächlich vorhandene Generation darnach zu unterscheiden, ob ihre Zeugung vor oder nach Mitternacht stattgefunden hat. Der Zeitbegriff, ohne

den ſich ja die thieriſche Lebensdauer überhaupt nicht feſthalten läßt, iſt immer eine Sache von äußerſter Dehnbarkeit. Wenn jemand ſtatt nach Jahren, Tagen und Minuten die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe zu überblicken, an Menſchenalter denkt, ſo hat er dadurch eben den Vortheil eines gewiſſen größeren und freieren Spielraums gewonnen; er will und braucht nicht vorauszuſetzen, daß die Abfolge der Geſchichtsereigniſſe nach einer mathematiſchen Formel auf Stunden und Minuten zu berechnen wäre. Er beobachtet das Kommen und Verſchwinden von Vorſtellungen und Abſichten der Menſchen und will ſich nur ſachgemäßer ausdrücken, wenn er dabei nach Menſchenaltern rechnet. Gerade durch den Umſtand, daß die Generationenrechnung die Jahreszahlen mehr beſeitigt als begünſtigt, empfiehlt ſich dieſe Betrachtungsweiſe für den Periodenbau. Denn welcher Menſch, der ſich nicht abſichtlich jedem hiſtoriſchen Verſtändnis verſchlöſſe, müßte nicht über die landesübliche Phraſe lächeln: „die Reformation begann im Jahre 1517“. Wenn dagegen jemand lehren würde, daß die Generation, die zu Luthers Zeit geboren wurde, die Reformation nicht nur gemacht, ſondern, was die Hauptſache, auch ſelbſt vom Scheitel bis zur Zehe reformatoriſch war, ſo würde er doch entſchieden etwas der Sache nach richtigeres und auch verſtändnisvolleres ſagen. Daß mit dieſer Generaliſirung nicht gemeint ſein kann, es wären alle ſeit 1484 erzeugten Menſchen bis zu Luthers Tod Reformatoren geweſen, liegt ebenſo auf der Hand, wie die Zufälligkeit der Lebenslänge des einzelnen Individuums. Was geſchichtlich in Betracht kommt, iſt eine Lebenswirkſamkeit, der ſich unzählige andere gleichſam angliedern; daß dabei mit Pedanterieen von Anfangs- und Endpunkten oder von Minutenberechnungen nichts gethan iſt, ſcheint klar. Was man auch ſagen mag, die Generation Luthers ſteht jedem Kenner mit einer greifbaren Deutlichkeit vor Augen, und zu behaupten, ſie beſtände nicht unter gemeinſamen Charaktermerkmalen, weil der eine von den Geſinnungsgenoſſen der großen Zeit etwas jünger und der andere etwas älter war, wäre doch nur ein Scherz. Man darf im Gegentheil ganz andere, viel mehr dem wirklichen Geſchehen entſprechende Folgerungen aus dem Verhältnis des Einzellebens zu dem Geſammtleben der Generation ziehen. Der alte Luther hatte zum Beiſpiel ſeine eigene Generation erſichtlich überlebt, wie mancher andere große Mann zu

früh gekommen ist, oder in seinen späten Jahren die Welt nicht mehr verstanden hat.

Doch ich möchte nicht, indem ich die Bedenken Jastrows zu zerstreuen suche, allzu theoretisch werden. Was ich noch nebenbei erwähnen muß, ist ein äußerlicher Punkt, der sich auf die Durchschnittsrechnung der Lebensdauer und des historischen Menschenalters bezieht. Nicht auf Seite Jastrows, aber in einigen andern sonst wohlgesinnten Besprechungen, bemerkte ich ein Mißverständnis. Jastrow wollte seinerseits nur gelegentlich und anmerkungsweise darauf aufmerksam machen, „daß nicht alle Berechnungen wirklich drei Generationen auf ein Jahrhundert ergeben. Einige zählen das Jahrhundert von der Geburt der ersten bis zum Tode der dritten, andere von Geburt zu Geburt, noch andere sogar von Tod zu Geburt". Mir ist hierdurch willkommener Anlaß geboten, nochmals in deutlicherer Weise auf den fundamentalen Unterschied der statistischen Berechnung des durchschnittlichen Menschenalters und des genealogisch-historischen Lebensalters zurückzukommen.

Die statistische Durchschnittsziffer der Lebensdauer hat mit dem Menschenalter der Geschichte nicht das mindeste zu thun; auch die Alten, die nach Lebensaltern rechneten, wie Homer, oder die Bibel u. s. w. dachten entfernt nicht an unsere Durchschnittsrechnungen in der modernen Statistik, es läßt sich daher leicht erklären, daß die Durchschnittsziffer der Lebensdauer beim Fortschreiten der Hygiene in Europa beträchtlich steigen kann, ohne daß deshalb die Länge der Generationenwirksamkeit auch nur um eine Stunde verändert werden wird.

Was die Historie braucht und betrachtet, ist die historische Wirksamkeit des Menschen. Das historische Leben beginnt durchschnittlich mit dem dreißigsten und endet zwischen dem 60.—70. Jahre. Gäbe es nur Kinder und beschäftigungslose Greise, so hätte die Geschichte kein Object, sie bestände überhaupt nicht. Indem sie sich aber an das arbeitende und für die Oeffentlichkeit und Nachkommenschaft thätige Leben hält, macht sie die Erfahrung, daß immer drei solche Lebenswirksamkeiten auf ein Jahrhundert fallen. Was ich das Gesetz der drei Generationen nenne, ist nichts als eine thatsächliche Beobachtung der Genealogie, wonach die factisch ausgeübte Lebenswirksamkeit der Menschen sich mit erstaunlicher Regelmäßigkeit durch-

schnittlich auf 30—35 (man sagt also mit Recht $33\frac{1}{3}$) Jahre beziffert. Nicht um die durchschnittlichen Jahre der Lebensdauer, die der Statistiker ausrechnet, sondern um die Mannesjahre des Individuums, oder um die auf Wirkung berechneten Handlungen der historischen Persönlichkeit handelt es sich bei den Generationenreihen. Hier versteht sich also, daß für jede Generation diejenigen Jahre, die auf ihre Kindheit, Erziehung und Lehrzeit fallen, in Abrechnung kommen müssen, denn 30—35 Jahre hindurch leben allemal Väter und Söhne zugleich. Wenn man also drei genealogische Generationen in Jahreszahlen bezeichnet, so bedeutet dies, wie eine unendliche Fülle von Beispielen beweist, allemal 133 Jahre, weil der Großvater ja dreißig Jahre brauchte, um als geschichtlicher Mensch zu wirken, und wenn er Chef einer Familie werden sollte, so mußte er so lange warten, bis seines Vaters Leben abgeschlossen war. Die Generation, die heute geboren wird, wird in 30 Jahren zur historischen Persönlichkeit werden, und ihrerseits selbst wieder Kinder zu erzeugen beginnen. Die Aufeinanderfolge der Generationen macht mithin bei der historischen Rechnung oder Zählung gar keine Schwierigkeiten.[1] Ich glaube in der That, daß Jastrow sich die Sache in dieser Beziehung selbst ein wenig verkünstelt hat. Jede genealogische Tafel räumt, wenn man sie nur genau betrachtet, die Schwierigkeiten hinweg, die sich in Bezug auf die Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge zu ergeben scheinen.

Dagegen hatte Jastrow nur zu viele gute Gründe, auf die Verwicklungen hinzuweisen, die durch das Nebeneinanderlaufen der Generationreihen in der geschichtlichen Betrachtung entstehen. Ich werde in diesem Punkte vielleicht nicht volle Zustimmung erwerben, aber ich möchte nun doch wenigstens darlegen, wie man es sich zu erklären vermöchte, daß soviele gleichzeitige Generationenreihen schließlich dem Historiker nur als eine Linie erscheinen. Hierbei hängt alles

[1] Ich wiederhole hier zum Theil das im ersten Bande Vorgetragene, jedoch habe ich mich dort offenbar nicht deutlich genug gemacht. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß man durch thatsächliche Zählung der Generationen auf der genealogischen Tafel in diesen Dingen rasch eine Uebung erwirbt, die freilich nicht so verbreitet zu sein scheint, als ich bei der Abfassung meines ersten Theils gemeint hatte.

von der Stärke des Eindrucks ab, den die Individualität auf den Beobachter zu machen im Stande ist. Je bestimmter er von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß schließlich alle treibenden Kräfte auf ein leitendes Subject zurückzuführen sind, desto leichter gestalten sich ihm die Generationenreihen. Wenn die philosophische Geschichtsbetrachtung früherer Jahre sich mit einer wahren Leidenschaft auf die abstracten Ideen warf, um den Zusammenhang von Begebenheiten zu erklären, so entsprang dieses Verfahren im Grunde genommen aus demselben Bedürfnis nach einer führenden Macht; man meinte nur sicherer zu gehen, wenn man von dem individuellen Einfluß absah und alles gleichsam in den Lüften sich vollziehen ließ. Aber man verschob dadurch das Object der historischen Forschung und verkannte nicht selten den Genius der natürlichen Geschichte. Die auch von Ranke schließlich anerkannte Forderung gelangte dahin, den Schwerpunkt der Entwicklung in die führenden Geschlechter und innerhalb dieser wieder in die führenden Individualitäten zu verlegen. Die Grundfrage, die nun zu lösen ist, darf so formulirt werden: Zeigt sich in der geschichtlichen Erfahrung ein solches Hervortreten der einzelnen Individualität und ihrer Lebenswirksamkeit, daß man danach von leitenden Personen in den Verwicklungen der Generationen sprechen dürfte?

Wenn ich nicht irre, kann man die Frage nur bedingt bejahen. Die führenden Geister sind selbst nicht zu denken ohne die Einwirkungen ihrer Umgebung, sie bilden mit den nebeneinanderlaufenden Reihen eine untrennbare Einheit, gleichsam Moleküle, deren Kraft und Qualität aus der Anordnung und Bewegung der Atome erklärt wird, aus denen sie bestehen. Wie der Naturforscher aus der Gruppirung dieser kleinsten Wesen seine Schlüsse zieht, so unterliegt es auch für den Geschichtskenner keinem Zweifel, daß eine unendliche Menge von Generationen der Menschen sich in jedem Augenblicke reibt und schiebt, ohne daß man das Maß der Kraft, die jedem einzelnen zufällt, bestimmen könnte. Aber dessenungeachtet wird man sich doch berechtigt fühlen, gewisse Individualitäten hervorzuheben, die dem Ganzen Charakter und Namen geben. Ist es denn nicht eben die Aufgabe der Geschichtsforschung, überall diese namengebenden Individualitäten zu entdecken und aufzuweisen? Auf diesem Wege

aber muß ſich eine Reihe bilden; denn wem die Geſchichte nicht als ein wüſter Karpfenteich erſcheint, der hat das Bedürfnis, die Hechte zu zählen, welche die Bewegung verurſachen. Geſchichtſchreiber freilich, denen es bequemer ſchien, die Menſchen theilnahmslos vorüberziehn zu laſſen wie eine Herde Schafe, die alle dieſelbe Wolle geben werden, dürften ſich mit der Aufgabe einer Generationenbeſchreibung und Feſtſtellung der führenden Geiſter derſelben nicht befreunden können, denn hier gilt es eben zu ſichten, zu beurtheilen, zu bekennen, zu bewundern und zu verwerfen.

Unter welchem Geſichtspunkte man auch den Lauf der Dinge betrachtet, es fehlt niemals an führenden Geiſtern, weil das wirkliche Geſchehen, weil das Ereignis, die Bewegung, ohne ſie überhaupt nicht zu denken iſt. Sei es, daß man die Geſchichte mehr in Beziehung auf die Kunſt oder Wiſſenſchaft oder Politik in Perioden eintheilt, die überragende Bedeutung des einzelnen innerhalb der Verſchlungenheit der verſchiedenſten Generationen fehlt nicht, und weil dieſes einzelne ſeiner Natur nach auch dem Geſetz einer einzelnen Lebenswirkſamkeit unterliegt, ſo thut man den Dingen durchaus keine Gewalt an, wenn man den Zeitraum einer Generation durch das Vorherrſchen einer beſtimmten Individualität bezeichnet, ohne daß dadurch den andern, ſei es älteren, ſei es jüngeren, die ſich um dieſelbe herumlagern, irgend etwas an ihrer Bedeutung genommen wird.

Einige Beiſpiele mögen dieſes Verhältnis deutlicher machen. Wer von Goethe ſpricht, bezeichnet eine längere Reihe von Jahren als den gewöhnlichen Zeitraum eines Menſchenlebens in der Geſchichte, aber wenn er als Litteraturhiſtoriker Goethes Zeit ſpeciell zu kennzeichnen unternimmt, ſo wird er nicht mechaniſch 82 Jahre abhandeln, ſondern es wird ſich ihm von ſelbſt verſtehn, daß die Epoche, in der Goethe inmitten des großen Kreiſes ſeiner auserwählten Genoſſen ſtand, die ihrerſeits wieder in ihrer Geſammtheit ein Ganzes bilden und als ſolches auf ein nachkommendes Geſchlecht wirken, begrenzt wird einerſeits durch einen Kreis von geiſtigen Vätern, deren Macht und Stellung der Sturm und Drang beſeitigte, andererſeits durch eine Zahl von jungen Geiſtern, die ehrerbietig, wie rechte Kinder zum Dichter hinauf blickten und doch auf ihren geflügelten Pferden

in ein Land ritten, das mit der classischen Welt von Goethes Zeit wenig Aehnlichkeit besaß. Geistig, sowie chronologisch und genealogisch bezeichnet Goethe wirklich den ganzen Inhalt einer Generation, wobei es doch nicht darauf ankommt, daß Schiller zehn Jahre jünger, und Herder oder Wieland eben soviel älter waren, als Goethe. Thatsächlich erscheint in unserer deutschen Dichtung in der Zeit von Goethes Wirken eine kleine, kugelrunde Welt, in der sich so viele gewaltige Geister zusammengefunden haben, daß selbst ein Name wie Goethe nur wie ein Sammelname erscheint. Und diese Welt rollt, wie eine andere Kugel gegen andere Kugeln, bis sich wieder einmal eine neue Generation von Geistern zusammenfindet, wie die von Goethes Zeit. Warum uns freilich die Natur nicht öfters das Vergnügen macht, eine gleich große Generation hervorzubringen, und warum sie stets nach so gewaltiger Leistung wieder ein paar hundert Jahre ausruhen zu müssen scheint, dieses Räthsel wird der Historiker mit seinen Methoden niemals lösen können, man muß zufrieden sein, wenn er, wie etwa Scherer, herausbringt, daß solche glückliche und hochbegabte Generationen mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren. Mehr zu verlangen, scheint mir eitel.

Was nun die Reihenfolge der Generationen anbelangt, so ist ihre Bezeichnung mit bestimmten Namen bis zu einem gewissen Grade ja nur eine Sache der Convenienz, da sich so eclatante Fälle, wie in der deutschen Litteratur an dem Zeitalter der Classiker nicht immer auffinden lassen. Doch bietet die bildende Kunst und die Musik leicht auffindbare Analogien dar. Die politische Geschichte hat es in diesem Punkte in unserer abendländisch-christlichen Welt sehr viel leichter, als es der Historiker geistiger Richtungen und Leistungen haben mag, denn hier kommt es auf das äußere Machtverhältnis an und ist die Führerschaft der Generationen meist durch die Geburt schon vorgezeichnet. In der politischen Geschichte bietet sich also die Genealogie selbst als ein so verläßlicher Leitfaden an, daß man hier, wenn irgendwo in diesen Dingen von einer exacten Wissenschaft zu sprechen vermöchte. Ich will an einer späteren Stelle dieser Ausführungen zeigen, wie sich in der politischen Geschichte Genealogie und Generationenlehre meistens vollkommen decken, so daß sich aus jener die Abfolge dieser von selbst und zwanglos darbietet, wobei der Vortheil

noch erwächst, daß man über die namentliche Bezeichnung der aufeinanderfolgenden Geschlechter kaum eine Meinungsdifferenz zu fürchten haben wird. Denn wenn es einen Gegenstand leidenschaftlicher Ueberzeugung bilden möchte, ob man bei den geistigen Richtungen der jüngsten Vergangenheit von dem Zeitalter Richard Wagners oder Darwins sprechen soll, so wird doch niemand gegen das Zeitalter Barbarossas oder Friedrichs des Großen etwas einzuwenden haben, und auch leicht begreiflich finden, daß man vom Zeitalter Napoleons lieber sprechen wird, als von demjenigen „Franz des Kaisers".

Die politische Geschichte scheint demnach auf den ersten Blick viel geeigneter, nach Generationen berechnet zu werden, als die Geistesgeschichte — wenigstens da, wo die Macht durch Geburt erlangt wird, weil die Herrschaft hier bestritten, dort aber gegeben ist. Bei allen Berechnungen des thatsächlichen Hergangs jedoch, mag man nun rein genealogisch, oder rein geistig dabei verfahren, kommt es eben darauf an, das Individuum, so gut wie die Generation, der es angehört, als ganzes zu nehmen. Zahlen sind so wenig für das einzelne Leben, wie für die Generation etwas festes; der Tod so wenig, wie der Schlachtengott fragt danach, ob die Sanduhr abgelaufen ist. Die wirksamsten Menschen haben kurz gelebt, und die langdauerndsten Regierungen waren oft einflußlos. Das einzig gesetzmäßige, was die genealogische Tafel erkennen läßt, ist die Dauer von drei Generationen in hundert Jahren. Hierüber wird mir in den folgenden Blättern nochmals ein strenger Beweis obliegen, da sich unvermutheter Weise auch in dieser völlig objectiven Frage nicht jedermann die Mühe genommen hat, sachlich zu verfahren und außerdem die geringe Uebung, mit genealogischen Tafeln umzugehn, Mißverständnisse hervorrief, die sich leicht zerstreuen lassen.

Hier will ich in der Erörterung der Einwendungen und Bemerkungen gegen mein natürliches System überhaupt fortfahren. Unter den Fachgenossen, die sich mit der von Ranke geschaffenen Generationenlehre nach dem Erscheinen meines Buches näher befaßt haben, ist Herr Bruno Gebhardt in Berlin zu nennen, von dem mir zwei Arbeiten vorliegen.[1] Den Zusammenhang meiner ganzen Anschau-

[1]) Die Gegenwart vom 11. December 1886 Nr. 50, Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1887, 6. und 12. Juni, Nr. 255 und 267.

ungen mit den Rankeſchen Tendenzen — ſelbſt inſoweit, als derſelbe durch die Weltgeſchichte für jedermann zu erkennen geweſen wäre, hat mein Kritiker nicht ſehen wollen. Was ihn beſonders abſchreckte, die Reihen der Generationen als Grundlage für die Epochen gelten zu laſſen, liegt nicht, wie bei Jaſtrow, in der wirklichen Schwierigkeit des Nebeneinanderlaufens zahlloſer Lebensalter, ſondern in der angeblichen Unregelmäßigkeit, mit welcher die größten weltgeſchichtlichen Ereigniſſe ungleich und willkürlich bald nach 9, bald nach 12 oder nach 15 Generationen auftreten und gezählt werden können. Hierbei kommt nun aber freilich der Kritiker ſchließlich zu der ganz richtigen Erkenntnis, daß es überhaupt ſo viele wichtige Ereigniſſe gebe, daß man die Periode bis auf 75 Jahre herabmindern müßte. Und in der That, gerade dieſe Erwägung iſt es ja geweſen, die einen Meiſter wie Ranke zum Gegner aller Periodiſirung mit Ausnahme derjenigen, die in den Menſchenaltern ſelbſt lag, machen mußte. Wenn man aber ſchon glaubt, zu einer Zuſammenfaſſung größerer Zeiträume, d. i. alſo mehrerer aufeinanderfolgender Generationen ſchreiten zu ſollen, ſo iſt man es doch der Sache ſchuldig, nicht bloß Scherze zu machen. Denn wenn man das Jahr 1600 deshalb als einen beſonders tiefen Zeitabſchnitt bezeichnen wollte, weil es ſich durch „verhängnisvolle (!) Angriffe auf das Kaiſerthum durch die weltlichen Mächte“ ausgezeichnet hätte, oder wenn man die letzte Kaiſerkrönung ins Jahr 1500 ſetzen würde, um ſich eine Periodiſirung des Kaiſerthums auszudenken, die das Generationenſyſtem parodirt, ſo wird man gewiß kaum Anſpruch haben, ernſt genommen zu werden. Sehr dankbar bin ich dagegen Herrn Gebhardt für die Verweiſung auf den alten Nauclerus, durch die er ſeinen Leſern, ganz abgeſehen von dem mich nur ehrenden Vergleiche, die Frage ſelbſt als eine alte und wichtige nicht beſſer empfehlen konnte. Die Zählung zu 30 Jahren für die Dauer einer Generation, die man, wie er verſichert, bei Nauclerus finde, iſt auch an und für ſich einer großen Beachtung werth und geeignet, die Forſchung noch ernſtlicher zu beſchäftigen. Wenn ich übrigens Herrn Gebhardt recht verſtanden habe, ſo gibt er am Schluſſe ſeiner Erörterungen zu, daß ſich wiſſenſchaftlich überhaupt keine Periodiſirung halten laſſe; er ſteht alſo, wie es ſcheint, auf Rankes Standpunkt, und

es ist zu hoffen, daß er mit der Zeit auch noch das volle Verständnis von dessen weiterer Ueberzeugung von dem generationsweisen Fortgang der geschichtlichen Dinge sich aneignen werde. Denn gering ist die Anzahl jener durchaus nicht, wie ein trefflicher Kenner litterarischer Dinge, Herr Dr. Kropatschek, bemerkt hat,[1] die sich nachgerade der wissenschaftlichen Pflicht erinnern, an eine Revision der herrschenden Lehrmeinungen und Arbeitsweisen in der Geschichte zu denken. Schon ist es kein Geheimnis mehr, daß bei aller Zunahme der Einzelforschung die Gesammtauffassung und das Interesse an der Geschichtswissenschaft abgenommen hat und die Schopenhauersche Geringschätzung derselben immer weiter fortschreitet.

Und so ist auch die Ueberzeugung, daß die Geschichtsforschung auf neue Wege zu sinnen alle Ursache habe, noch jüngst von Herrn Elimar Klebs in einer so vortrefflichen Weise zum Ausdruck gebracht worden, daß die, welche so bereit sind, Versuche dieser Art für unnöthig zu erklären, gut thäten, diesen völlig objectiven Autor doch wenigstens zu widerlegen, wenn sie schon die positiven Ergebnisse meiner Untersuchungen nicht annehmbar gefunden haben.[2] Mit der bloßen Wiederholung und Erläuterung der alten philosophischen Doctrin, so verdienstvoll sie an sich sein mag,[3] ist hier doch nicht auszukommen. Man muß den Muth haben, etwas neues zu versuchen.

Herr Elimar Klebs entzog sich nicht den Einwendungen, die von der Naturwissenschaft gegen die jetzige Behandlung der Geschichte erhoben worden sind. Er hebt mit Recht das große Verdienst des Engländers Freeman um die Beleuchtung der gesammten Grundprobleme des historischen Denkens hervor, und er hätte selbst den Italiener Labriola anführen können, um die deutschen Gelehrten aufmerksam zu machen, daß sie ins Hintertreffen der Wissenschaften gerathen würden, wenn nicht in neuester Zeit unter der nachwachsenden

[1] Sonntagsbeilage der Neuen Preußischen Zeitung, 1886, Nr. 45.

[2] Zur neuern geschichtswissenschaftlichen Litteratur von Elimar Klebs. Deutsche Rundschau XIV. 2. S. 271. Wenn hier meinem Versuch eine nur viel zu große Bedeutung beigelegt ist, da er ja nur eine Fortführung Rankescher Gedanken ist, so bedaure ich nur, daß der gelehrte Denker nicht die Fragen specieller besprochen. Möchte er noch dazu sich bestimmt sehen!

[3] Die trefflichen Arbeiten von Louis Erhardt vgl. H. Ztschr. N. F. XIX. 285 scheinen mir doch neuerdings etwas zu scharf in der Kritik gegen neueste Versuche dieser Art, wie z. B. gegen Labriola, aufgetreten zu sein.

Generation sichtlich ein ernsterer Drang sich Geltung verschaffte, den wissenschaftlichen Problemen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wenn ich nun aber mit Elimar Klebs über diejenigen Punkte mich verständigen sollte, in denen wir uns wesentlich unterscheiden, so müßte ich mich vielleicht allzusehr wiederholen; in der Hauptsache scheint mir der Widerspruch des hochverehrten Kritikers gegen die von mir vorgetragenen Anschauungen darauf zurückzuführen, daß derselbe einen zu geringen Begriff von dem besitzt, was ich als die künftige Aufgabe der Genealogie bezeichnet habe. Daß einen so gewiegten Denker, wie Klebs, die Bezeichnung der Genealogie als eine Zukunftslehre wie eine Uebertreibung erschreckt hat, verwundert mich wirklich. Wenn es eine Brücke zwischen historischer und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise gibt, die ja auch Herr Klebs vermißt, so liegt sie doch sicher nur in der Genealogie als Vererbungslehre gedacht. Man könnte vielleicht zweifeln, ob der Historiker die Mittel zu einer solchen Disciplin zu finden im Stande wäre, aber daß man von einer solchen Aufgabe eine zu hohe oder gar übertriebene Vorstellung haben könnte, scheint mir nicht möglich. Hat doch Klebs selbst seinen vortrefflichen Aufsatz mit dem Stoßseufzer geschlossen: „Der Historiker wird deshalb auch um die Berechtigung seiner Wissenschaft unbekümmert sein. Aber wenngleich die stille Arbeit der Gelehrten stetig fortschreitet, ohne nach den wechselnden Stimmungen der Menge zu fragen, so ist es doch für ein gesundes Gleichgewicht des allgemeinen geistigen Lebens wünschenswerth, daß auch in der allgemeinen Auffassung die geschichtlichen Studien die vollste wissenschaftliche Gleichberechtigung wieder gewinnen. Denn in der Ausgleichung und Vereinigung der naturwissenschaftlichen und historischen Denkungsweise liegt das Bildungsideal unserer Zeit."

In der That darf ich hier hinzufügen, daß mein Unternehmen, die Lehre Rankes von der Generationengeschichte etwas weiter auszubilden, von vielen ganz richtig als ein Vermittlungsversuch aufgefaßt worden ist, und gerade von Seite jener, die den naturwissenschaftlich gedachten Hintergrund dieser Auffassung richtig begriffen, hat es an erfreulicher Zustimmung nicht gefehlt.

III.

Lebensdauer nach Genealogieen.

Als Ranke am Schlusse der Geschichte der romanisch-germanischen Völker im 33. Band der Gesammtausgabe seiner Werke den Fundamentalsatz verkündigte, daß ein voller Einblick in die Entwicklung der Dinge erst aus einer generationenweisen Betrachtung, Beschreibung und Beurtheilung der menschlichen Thaten und Schicksale entspringen würde, waren ihm selbst die Mittel noch nicht recht klar, durch welche man historiographisch zu einer gesicherten Reihenbildung gelangen könnte. Ich hatte mich, wie oben erzählt, 1873, ein Jahr vorher überzeugen dürfen, daß dieser Mangel es hauptsächlich zu sein schien, was den Altmeister verhinderte, sich so deutlich über das große Princip zu äußern, als es vielleicht seiner Neigung entsprochen hätte. „Man muß bei den Studien," sagte er mir bei einer andern Gelegenheit, „nicht viel davon sprechen, was gemacht werden könnte, wenn man es nicht selbst ergreift." Der Ausspruch galt, wie ich mich genau erinnere, einem jüngeren Gelehrten, der nicht ohne Vorliebe von den Aufgaben der Wissenschaften sprach. Ich hatte meinerseits die Zurückhaltung Rankes, die in diesen Worten lag, besonders im Hinblick auf die Generationenlehre, sehr bedauert und war daher um so mehr erfreut, als sich trotz alledem der Meister endlich zu dem erwünschten Bekenntnis entschlossen hatte.

Allein die Mittel, zu den Geschlechterreihen zu gelangen, sind in der Litteratur der Geschichte niemals zur Erörterung gekommen, zumal da Ranke, wie schon früher bemerkt, nicht sehr lebhaft wünschte, daß von seiner Idee allzuviel gesprochen werde. Meine eigene Be-

obachtung, nach welcher sich die Generationen der Weltgeschichte mit den genealogischen Reihen jeder einzelnen Familie decken, fiel in eine etwas spätere Zeit, und als ich daran ging, dieselbe zu veröffentlichen, hatte ich zwar bei der Abfassung des Buches noch alle Hoffnung, vornehmlich Rankes Urtheil zu erfahren, doch als dasselbe ausgegeben wurde, war der Meister todt. So eigenthümlich spielt das Schicksal mit den „Ideen". Es war für mich ein Fingerzeig, daß die jetzige Generation von Geschichtsfreunden sich ohnehin dem Problem ferne halten, und daß auch in diesem Falle erst den Enkelkindern ein Verständnis davon, was der Meister meinte, erwachen werde.

Manche werden freilich den Spieß umzudrehn suchen und sagen, wenn Ranke nicht erkannt hätte, daß die Idee von den Generationen eben doch etwas unzuverlässiges und täuschendes sei, so würde er sich keinen Augenblick besonnen haben, selbst das belobte Princip zur Anwendung zu bringen. Wo, wird man vielleicht hinzufügen, hätte er bessere Gelegenheit gehabt, sich auf eine Darstellung dieser Art einzurichten, als bei der Weltgeschichte? Aber eine Eintheilung, die nicht auf sicherer Grundlage stand, vermied der Meister, wenn er auch einmal „in der Fülle der Gesichte", einem geistreichen Einfall das Thor seiner sämmtlichen Werke nicht verschlossen haben wollte. So dürften die Folgerungen jener lauten, die sich bemühen werden, dem berühmten Satze von den Generationen seine Bedeutung zu nehmen.

Und in der That, ich glaube selbst, daß der Grund der von Ranke geübten Enthaltsamkeit in der Anwendung eines von ihm im allgemeinen erkannten Princips kein anderer war, als die Unfaßbarkeit desselben im concreten Fall. Der wahre Geschichtschreiber bedarf einer gegebenen Grundlage seines Denkens, wenn er die Welt der Combinationen, aus denen seine ganze Wissenschaft besteht, muthig betreten soll; er kann nur mit der Ueberlieferung operiren, und die Generationseintheilung schien auf den ersten Blick weder überliefert noch greifbar. So blieb wirklich der Rankesche Gedanke fürs erste nur ein frommer Wunsch. Im allgemeinen wußte man es ohnehin, daß sich seit den Zeiten der Griechen desselben schon viele geistreiche Menschen zu bemächtigen gesucht haben, und wenn Diodor von Ephorus

behauptet, daß dieser seine Geschichte generationenweise behandelt habe, so wäre diese Kenntnis nur von Werth, wenn man wüßte, wie und in welcher Form der alte Geschichtschreiber dies bewerkstelligte. Ja noch mehr, wenn man seinen Goethe zur Hand nimmt, so kann man sich nicht nur überzeugen, daß ihm die Bedeutung der Generationen für den Fortgang der Dinge in der Welt ganz klar war, sondern man könnte sich sogar fast zu dem Glauben veranlaßt sehen, daß ihm auch das Gesetz der drei Generationen nicht unbekannt gewesen sei; denn im Hikmet Nameh verkündigt er, ich weiß nicht, ob alte arabische Weisheit:

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe
Das überliefere deinem Blut
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Allein trotz so herrlicher Aussprüche wären für die Geschichtschreibung Gedanken dieser Art nutzlos oder höchstens nur Grundlagen für träumerische Combinationen geblieben, wenn nicht in der Welt wirklich die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts auf natürlichen Gesetzen beruhte, von denen kein Geschichtsbeobachter absehen kann. Nichts ist daher erklärlicher, als daß die Geschichte sich an die natürlichen Genealogieen hielt, um sich der Entwicklung nach den Generationen zu bemächtigen. Wenn aber die der natürlichen Zeugungsgeschichte abgelauschte Darstellungsweise der ältesten Schriftsteller immer weniger Gefallen fand, so lag der Grund gerade darin, daß die philosophische und ideelle Betrachtung der Dinge die natürlichen Bande zu zerreißen suchte, welche in einem Geschlecht zwischen Vätern und Söhnen bestanden. Auf diesem Wege ist es dahin gekommen, daß schließlich Geschichten geschrieben werden konnten, bei denen die Genealogie überhaupt keine Rolle mehr spielte. Man kann sagen, daß dieser asketische Historismus der Ideen und Gesichtspunkte nicht nur einen unüberwindlichen Abscheu gegen das Ehebett und die Geburten besaß, sondern auch die Dinge so erzählte, als ob sie sich im Mond begeben hätten.

Ich wäre meinerseits auch niemals auf den Gedanken gekommen, dem Ehebett eine so bestimmte Stelle in der Weltgeschichte anzuweisen, daß ich mich vermessen hätte, der Rankeschen Generationenlehre eine

Wichtigkeit für die Periodenbildung zuzuschreiben, wenn ich nicht vermöge meines längst vorhandenen genealogischen Interesses durch vieles Ansehn der Tafeln die Beobachtung gemacht hätte, daß hier Regelmäßigkeiten vorhanden sind, die sich als eine natürliche Lösung des Problems der Generationen betrachten lassen. Es ist mir nachträglich leid gewesen, daß ich nicht bei der Auseinandersetzung des Gegenstandes in meinen früheren Aufsätzen den Leser jenen Weg geführt habe, den ich selbst gegangen war. Es ist allemal ein Fehler, vorauszusetzen, daß man den guten Willen finden werde, verstanden zu sein. So scheint es denn auffallend viele gelehrte Herren gegeben zu haben, die sich zwar die etwas mühevolle und meist ungewohnte Arbeit des Lesens von Genealogieen nicht zumutheten, aber doch überzeugt waren, daß meine Beobachtungen irrig seien.

Einigermaßen erklärlich ist dieser Umstand dadurch, daß die Litteratur der Genealogie nicht handlich genug und wenig verbreitet ist, und daß man in Büchern dieser Art mehr gewohnt ist, rasch nachzuschlagen, wie in einem Lexikon, nicht eigentlich aber zu lesen und gründlich zu lesen. Wer sich nicht die Zeit nehmen kann, in einem genealogischen Atlas jede Seite wenigstens eine Stunde lang auf und ab und immer wieder herauf und herunter zu studiren, sollte wirklich bei der Sache nicht mitreden. Eine gute Vorübung wäre es, den Gothaischen Kalender vorerst zu exerciren; denn wer diesen nicht ordentlich kennt, weiß ja ohnehin von der neuesten Geschichte auch gar nichts.

Daß ich diese Dinge als Einleitung zu meinen jetzt mehr elementaren Ausführungen bemerke, wird man mir verzeihen, wenn man bedenkt, wie wenig vorbereitet in genealogischen Fragen im allgemeinen die gebildete Welt aus der heutigen Schule tritt. Hat man gehört, daß die beliebten Lehrmittelsammlungen der Pädagogen jemals ein genealogisches Schulbuch enthalten hätten? Ich werde auf diese Weise versuchen müssen, den Gegenstand so unterhaltend als möglich vorzutragen, und will gleich von vornherein das für die Gesellschaft und die Genealogie gleich wichtige und beliebte Thema der Eheschließungen und des Eherechts in Erwägung ziehen, denn der Unverstand hat es wirklich fertig gebracht, meine schon im ersten Band gemachte Bemerkung, daß sich meine Untersuchungen lediglich

auf monogamiſche Familien beſchränkten, dazu zu benutzen, um die Ergebniſſe für unbrauchbar und leichtfertig zu denunciren. Statt daß nun ein ſolcher Neiding ſich freute, daß jemand die Sache vorerſt bei den monogamiſchen Familien beobachtet hat und ſeinerſeits fleißig unterſuchte, ob bei ſeinen Orientalen verſchiedenſter Abſtammung und Ehebrauchs ſich die gleichen Geſetze ergeben oder nicht, zieht er es vor, in die gelehrte Welt hinauszukrähen, der Autor wiſſe nichts von polygamiſchen Völkern!

Da verlöre mancher die Geduld oder den Humor; was mich betrifft, ſo habe ich ſelbſt bei dieſer mir entgegengehaltenen Thorheit, bereitwillig wie immer, nur das gute empfunden, was der Sache zu Grunde liegt. Denn es iſt doch ſchon ein großer Fortſchritt, wenn man den Müttern überhaupt einige Beachtung in der Geſchichte widmet. Bislang ſchien es manchmal, als würden die Geſchichtsbücher in Deutſchland von lauter Hageſtolzen verfaßt, die auf die Bedeutung der Frau nichts geben, ſo daß man denn in der neueſten Zeit erlebte, daß Büchertitel, wie „Frauen in der Weltgeſchichte“ oder dergl. als etwas pikantes zur Buchhändlerſpeculation dienen konnten. Der Genealog ſieht natürlicherweiſe in den Frauen wie in den Männern Factoren der Begebenheiten — vom Standpunkt der Fortpflanzung nicht weniger als der Ideenvererbung. In der politiſchen Geſchichte treten die Frauen beſonders in den Fällen, wo von einem Vater Kinder aus mehrfacher Ehe abſtammen, oft eingreifend hervor. Allein die Genealogie kann ſich nicht darauf einlaſſen, die Generationen nach den Müttern zu zählen, weil die Fruchtbarkeit der Frau thatſächlich in ſo viel früheren Lebensjahren ohne Nachtheil für das Geſchlecht beginnt, als die nachweisbaren Zeugungen der Väter. Wiewol im großen Durchſchnitt die Zahl der Generationen im Zeitenſtrom gerechnet durchaus gleich bliebe, ſo würden ſich doch vielmehr Unregelmäßigkeiten bei der Beſtimmung der Lebensdauer im Verhältnis zur Generationenreihe daraus ergeben. Denn eine Frau kann mit Leichtigkeit auf drei nachfolgende Generationen blicken, was beim Manne nur in den ſeltenſten Fällen, wie etwa bei Kaiſer Wilhelm ſich ereignete. Die Frau kann ſogar erleben, daß ſie Urenkelinnen Mütter werden ſieht, aber es dürfte kaum ein Großvater nachzuweiſen ſein, der die Söhne ſeines Enkels mannbar werden ſah.

Auf diese Weise kann eine Zählung von Generationen überhaupt nur dann eine gewisse Regelmäßigkeit erwarten lassen, wenn man von den Vätern ausgeht und in der Regel auch nur die Söhne zählt, womit aber nicht gesagt zu sein braucht, daß bei der Berechnung der Generationen einer Familie nicht auch die Töchter in Betracht gezogen werden dürften. Auf Fälle dieser Art, wo sozusagen eine Tochter das Mittelglied in der Reihe der Generationen bildet und mit ihr der Schwiegersohn dem Vater nachfolgt, komme ich in einem andern Zusammenhang noch zu sprechen. Hier will ich die Lebenslinien unter strengster Voranstellung der männlichen Zeugungen zunächst nur zum Zwecke der historischen Feststellung der Lebensdauer der einzelnen und der mehrerer Generationen erörtern. Man verzeihe, wenn ich dabei bis zur Unbescheidenheit populär werde und gleich bei mir selbst das Studium der Genealogie beginnen will.

Väterlicherseits habe ich von einem Urgroßvater Kunde, der in seinem 30.—35. Jahre einen Sohn zeugte, welcher 1758 geboren wurde und 93jährig starb; 1788 ist das Geburtsjahr meines Vaters, der 82 Jahre wurde und dessen erstgeborener Sohn im vorigen Jahre gestorben ist. Der Urgroßvater A, der also um das Jahr 1750—1760 seine Lebensthätigkeit begann, hat von da ab drei ungewöhnlich langlebige Geschlechter nach sich gelassen und diese endigten, im Hauptstamm, 1890. Einhundert fünf und dreißig Jahre, auf vier Generationen vertheilt, gibt eine Lebenswirksamkeit von je 33¾ Jahren. Von meinem mütterlichen Stammbaum ist mir zufällig etwas mehr bekannt. Des Ahnherrn Geburtsjahr ist nicht überliefert, aber seine Wirksamkeit urkundlich beglaubigt. Er begann seine Thätigkeit im Jahre 1730 und gegenwärtig lebt die fünfte Generation in nahe vollendeten Lebensaltern. Durchschnittlich entfiel mithin eine historische Wirksamkeit von 32, und da ich meinen Vettern allen ein recht langes Leben wünsche, eine solche vielleicht von höchstens 35 Jahren auf jede Generation.

Ein sehr naher Freund, Franzose, (ich wähle absichtlich die Beispiele aus verschiedenen Nationen), stellt mir einen der merkwürdigsten Stammbäume seiner Familie zur Verfügung, die mir in Bezug auf die Besonderheit der Altersverhältnisse jemals vorgekommen sind. In dieser Familie leben gegenwärtig drei Generationen in vollster

Rüstigkeit, ein Großvater, der 1806, ein Vater, der 1836 und ein Sohn, der 1864 geboren ist. Der Stammvater ist 1615 geboren und 1695 gestorben: also A 1615—1695, B (unsichere Jahre), C 1678—1743, D 1703—1764, E 1758—1838, F 1806, G 1836, H 1864.

Von diesen acht Generationen kann die letzte noch nicht für voll gelten; bis ihre Wirksamkeit im öffentlichen Leben und ihr Einfluß auf eine nächstfolgende Generation sich geltend machen können, werden erst noch fünf bis sechs Jahre vergehen. Man rechne mithin, daß die Grenze der Ablösung der angeführten siebenten Generation durch die achte etwa in das Jahr 1895 fallen könnte, dann umfaßt das Leben dieser Familie, soweit es bekannt ist, von dem Augenblicke, wo der fünfte Großvater seine praktische Bethätigung als Staatsbürger und Familiengründer beginnen konnte (ich will annehmen im Jahre 1650) rund 245 Jahre. Der Durchschnitt der Lebensthätigkeit dieses ganz auffallend langlebigen Geschlechts gibt aber dennoch nicht mehr als 35 Jahre für die Generation.

Noch mehr Beispiele! Ich gebe sie ohne alle Auswahl, wie sie sich ganz zufällig darbieten und am liebsten zunächst aus bürgerlichen Familien, die vielleicht für die Erkenntnis der allgemeinen durchschnittlichen Generationsreihen für manchen eine zwingendere Beweiskraft besitzen mögen, als die Stammbäume der fürstlichen Geschlechter.

Einen musterhaften Stammbaum seiner Familie besitzt hier in Jena mein verehrter Herr College Delbrück, der so gütig war, mir denselben zum Studium zu überlassen. Das alte bürgerliche Geschlecht der Delbrügge stammt vielleicht aus Alfeld im Stifte Hildesheim, der älteste nachweisbare Stammvater, dessen Nachkommenschaft auf sichern Daten ruht, ist im Jahre 1719 gestorben, als er einen Enkel von 9 Jahren heranwachsen sah. Er und alle seine Nachkommen gehörten den höchstgebildeten Ständen an, und es ist kaum einer darunter, der nicht in das praktische Leben vermöge seiner Laufbahn tiefer einzugreifen in der Lage gewesen wäre. Der Sohn des alten Delbrügge war Pastor in Marienborn bei Helmstädt, welchem Stande auch noch die nächste Generation treu blieb; erst der dritte Enkel, der 1783 starb, gab der Familie eine mehr weltliche Richtung, die sich in trefflichen Veranlagungen für Jurisprudenz und andere

profane Wissenschaften zeigte. Zählt man nun die Generationen, so will ich vorerst bemerken, daß von jenem vorerwähnten Juristen und Magdeburger Rathmanne, Friedrich Heinrich Delbrück ab, sich die Familie in zwei Hauptlinien verzweigte, von denen der bekannte deutsche Staatsmann der sechsten Generation der einen, und mein verehrter College der siebenten Generation der andern Linie angehört. Es ergibt sich mithin folgendes Schema: A † 1719, B 1675—1738, C 1710—1763, D 1736—1783, E 1. 1768—1830, E 2. 1777—1842, F 1. 1817 geboren, F 2. 1811—1852, G geb. 1842.

Der Beginn der Lebenswirksamkeit von A ist nicht überliefert, da aber sein Sohn schon 1675 geboren ist und der Vater, als er 1719 starb, alt war, so darf man ohne Frage voraussetzen, daß A in den Jahren 1670—1675 seine Hauptwirksamkeit begonnen haben wird. Es waren also bis zu dem Zeitpunkt, wo sein fünfter Enkel, der Staatsminister, seine größte Thätigkeit entfaltete, genau 200 Jahre vergangen, oder was dasselbe sagt, die sechs Generationen von A—F, 1. haben durchschnittlich je $33\frac{1}{3}$ Jahre gewirkt, und das gleiche Resultat ergibt sich, wenn man die siebente Generation G noch hinzurechnet, deren vollste Manneskraft sich jetzt noch bethätigt. Um aber nicht den Einwand zu erfahren, daß man von A das Geburtsjahr nicht bestimmt wissen könne, so lasse man A ganz außer Rechnung und betrachte das Geburtsjahr von B, 1675. Die 30 Lehrjahre von dessen Jugendleben abgerechnet, d. h. den Beginn seiner vollen Wirksamkeit in das Jahr 1705 gelegt, ergibt nun bis auf den heutigen Tag einen Zeitraum von 185 Jahren. Theilt man mit der angenommenen Ziffer der Lebenswirksamkeit von rund 34, so erhält man $5\frac{1}{2}$ Generationen, und in der That, Herr Professor Delbrück in Jena steht heute auf der Mittagshöhe seiner Lebensthätigkeit, womit jedoch nicht herzlichst gewünscht sein soll, daß ihm ein Methusalemsalter zu Theil werden möge.

Ich kann indessen leider nicht verhehlen, daß der Stammbaum, im Gegensatze zu den früher erwähnten Fällen, keine sehr langen Lebenslinien aufweist, was für unsere Betrachtung deshalb ins Gewicht fällt, weil sich daraus ergibt, daß die Aufeinanderfolge der Generationen durch die Lebensdauer der einzelnen Individuen nur sehr wenig beeinflußt wird. Unverhältnismäßige Längen einzelner

Lebenslinien bewirken ebenso wenig wie die große Kürze anderer eine wesentliche Veränderung im Generationenwechsel, sie bringen nur im ersten Falle einen stärkeren Procentsatz des „Altenantheils", im zweiten einen Ausfall in der wirklich ausgeübten Manneskraft und Lebensthätigkeit hervor. Für das allgemeine aber bleibt die Regel stets die gleiche, daß sich drei Generationen auf 100 Jahre in ihrem gesammten Wirken vertheilen.

Gegenwärtig wird das erwünschte Erscheinen des genealogischen Handbuchs bürgerlicher Familien in Berlin eine reiche Ausbeute von Berechnungen ähnlicher Art gestatten. Doch zeigen die meisten Mittheilungen in den beiden bisher erschienenen Bändchen nur sehr geringes Verständnis für die Abfolge genealogischer Reihen. Ich will aber doch einiges für den Gegenstand aus diesem dankenswerthen Unternehmen zu gewinnen suchen. Gleich der allererste Name, Adami in Bremen, weist eine stattliche Genealogie nach. Der jetzige Träger des Namens, im Jahr 1827 geboren, ist der siebente Nachkomme eines um 1600 wirkenden Stammvaters. Es würden sich auf 290 Jahre mithin 8 Generationen vertheilen, augenscheinlich kann aber der Stammvater Johann Anton nicht um 1600 gewirkt haben, sondern muß um diese Zeit geboren sein, da sein Sohn erst 1682 starb, der Stammvater ist wahrscheinlich 1590 geboren, und es ergibt sich dann: $300 - 30 : 8 = 35$ Jahre für die Generation. Um aber allen Zweifeln ein Ende zu machen, rechne man lediglich seit dem 1620 geborenen, 1682 gestorbenen Adam Adami, wonach sich von 1650, dem Jahre des Eintrittes dieses Mannes in seine Lebensthätigkeit bis 1890 ein Zeitraum von 240 Jahren auf 7 Generationen vertheilt, was also rund 34 als Durchschnittsziffer ergibt. Ganz ebenso zählt sich Herr Professor Bornhak in Berlin als sechsten Abkömmling eines 1630 geborenen Andreas, und weist mithin, etwa vom Jahre 1660, wo die Lebensthätigkeit dieses Stammvaters begann, für jede Generation einen Durchschnitt von $32^6/_7$ Jahren nach.

Eine uralte Familie, die in Burtscheid bis zum Jahre 1325 Stammväter aufweist, sind die Pastor von Aachen und Burtscheid. Leider fehlt es, worauf ich großes Gewicht legen möchte, an eigentlicher Genealogie für die frühesten Jahrhunderte bei dieser, wie bei den meisten andern bürgerlichen Geschlechtern. Dagegen beginnt der

regelmäßige Stammbaum der Familie Beckherr in Königsberg schon um 1550. Lasse man den Ahnherrn in den Jahren 1580—90 zu seiner vollen Manneskraft herangewachsen sein, so ist klar, daß heute volle neun Generationen von diesem Geschlecht nachgewiesen werden müßten. Und wirklich ist dies der Fall und zwar in einer doppelten Verzweigung, indem der Stammhalter der älteren Linie im Jahre 1823, der der jüngern im Jahre 1831 geboren ist, und also beide Männer sich heute eines Abschlusses von vollen 300 Jahren eines in neun Generationen blühenden Geschlechts zu erfreuen haben.

Nach so vielen eklatanten Beispielen möchte es fast müßig erscheinen, für das Generationsgesetz noch nach vielen weiteren genealogisch sicher stehenden Beweisen zu suchen, wenn es nicht erwünscht wäre, nach zwei Seiten hin die Beobachtungen zu vertiefen. Sowohl in Bezug auf die Zeiten, wie in Bezug auf die Stände ist es nöthig, zu erforschen, ob sich nicht etwa wesentliche Unterschiede der Generationen erkennen lassen.

Aus dem 14. Jahrhundert ist vor kurzem die Familiengeschichte der Familie Rorbach in Frankfurt bekannt gemacht worden. Da sehen wir, daß von dem Momente, wo Konrad um das Jahr 1370 nach Frankfurt kam und hier seinen Reichthum begründete, bis zum Tode seines Enkels Heinrich ein Jahrhundert verfloß. Die Gründe des gleich darauf folgenden Verfalls des Geschlechts sind auch leicht erklärlich, wenn man erfährt, daß der 20jährige Sohn des Heinrich Rorbach, Bernhard, im Jahre 1466 eine Holzhausen heirathete, mit der er ein in kurzer Zeit dem Tode geweihtes Geschlecht erzeugte. Doch pflanzte sich dasselbe, wie es scheint, in drei Generationen bis 1595 fort. Aus dieser immerhin noch regelmäßig zu nennenden Geschlechtsfolge wird zugleich zweierlei klar, daß Frühzeugungen in einer Familie rasche Auflösung zur Folge haben können, daß aber die durchschnittliche 33jährige Lebensdauer der Generation dadurch nicht durchbrochen wird. Es dauert, mit anderen Worten, doch immer bei 30—40 Jahre, bis eine lebensfähige neue Zeugung innerhalb eines Geschlechts möglich gemacht wird. Ich komme noch in späterem Zusammenhange auf einige Eigenthümlichkeiten zu sprechen, die durch Frühzeugungen und Spätzeugungen hervorgebracht zu werden pflegen.

An dieser Stelle versuche ich noch einige weitere Notizen von möglichst alten Familien zusammenzustellen, die ich eben zur Hand habe.

Für bürgerliche Geschlechter ist das 14. Jahrhundert wohl die äußerste Grenze einer verbürgten Genealogie. Ministerialen gehen weiter zurück. Der Stammbaum des Dichters Ulrich von Lichtenstein weist vom Beginn des 13. bis zum zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts genau vier Generationen auf. Die Wildonier geben von 1174 bis 1300 ebenfalls vier Geschlechtsfolgen. Das Haus der Lichtensteine von Nikolsburg beginnt mit Heinrich I., der in der Mitte des 13. Jahrhunderts bekanntlich eine vielseitige Wirksamkeit entfaltete; bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, also in 250 Jahren, zählt der Stammbaum sieben Generationen, wobei noch zu beachten, daß nur ein einziger von den Söhnen Georgs IV. das Alter Christophs III. erlangte; die meisten seiner Brüder starben vor 1484.

Auch bei den Stammbäumen der ministerialen und ritterlichen Geschlechter entsteht übrigens nicht selten die Schwierigkeit, daß die Ueberlieferungen unsicher und lückenhaft sind. Will man eine sehr lange Reihe von Generationen in einem und demselben Geschlechte mit voller Zuverlässigkeit verfolgen, so wird man sich immer an die größten Familien halten müssen. Bei der Betrachtung der Art und Weise, wie die Genealogen früherer Jahrhunderte ihre Stammbäume construirt haben, entdeckt man jedoch die nicht uninteressante Thatsache, daß denselben das Gesetz von den auf ein Jahrhundert fallenden drei Generationen schon bekannt gewesen zu sein scheint.

So wollen die Genealogen des gräflichen Geschlechts von Wartensleben, wie dies in einer gewissen Zeit bei sächsischem Adel Modesache war, die Stammtafel auf die Zeit Karls des Großen und auf eine Verwandtschaft mit Witekind zurückführen. Sie wissen daher einen Verwandten des letzteren, Namens Bardo, an die Spitze eines Geschlechts zu stellen, welches im Beginn des 11. Jahrhunderts erweislich ist. Um die Lücke zu decken, sagt der Genealog: „Hierzwischen manquiren 5 Generationes, die nicht eigentlich bekand". Man zählte mithin für zweihundert Jahre sechs Generationen, und erkannte damit der Ueberlieferung gemäß, eine Wahrheit an, welche

ich in unserer Zeit, nicht ohne Widerspruch zu finden, empirisch nachzuweisen bemüht bin.

Es wäre nicht ohne Interesse, zu erforschen, seit wann den alten Genealogen das Gesetz der drei Generationen feststand. In der Zeit, wo man im Alterthum anfing, die Königsreihen germanischer Stämme mit romanischem Geschick herzustellen, war davon offenbar noch keine Kunde vorhanden, obwohl die Beobachtung selbst theoretisch den Griechen, wie schon wiederholt bemerkt, besser bekannt war, als den Gelehrten des 19. Jahrhunderts.

Wenn man übrigens den für die späteren Zeiten ganz gesicherten Stammbaum der hier zufällig erwähnten Grafen von Wartensleben selbst über die Generationenreihe sprechen läßt, so zeigt sich für die Jahre 1284—1482 wiederum die außerordentliche Regelmäßigkeit von sechs Generationen. Die Ortenburger Grafen verfolgen ihren nachweisbaren Stammbaum bis ins 12. Jahrhundert und zählen von 1194 bis 1787 genau 18 und bis 1831 19, die Hohenlohe vom Ende des 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts 6 Generationen. Letzteres sei jedoch nur mit Rücksicht auf älteste Generationengeschichte überhaupt erwähnt, deren Feststellung immer einiges zu wünschen übrig läßt.

Ein ganz außerordentliches Werk besitzt gegenwärtig die Althessische Ritterschaft. Hier hat sich Herr von Buttlar Elberberg das erhebliche Verdienst erworben, durch sorgfältigste Studien 39 Familien des niederen Adels bis in die frühesten Zeiten hinauf verfolgen zu können. Es ist ein großer Genuß, sein „Stammmbuch der Althessischen Ritterschaft“ zu lesen, uud ich bin glücklich, diesem gelehrten Manne den Dank der historischen Wissenschaft wenigstens von meinem vereinzelten Standpunkt aus, aussprechen zu dürfen. Seine Tafeln geben die mannigfaltigsten Belehrungen über Familienentwicklung und Verbreitung, über Aussterben und Erneuerung der Zweige und über auf- und absteigende Lebenslinien; hier beschränke ich mich einstweilen darauf, die Frage der Lebensdauer der Althessischen Ritterschaft zu untersuchen.

Gleich die erste Tafel behandelt das Geschlecht der Amelunxen zu Hofgeismar und weist einen Bavo in Amelunxen im Jahre 835 nach. Wiewohl nun für diese alten Zeiten die Nachrichten etwas

unsicher sind, so ist es doch sehr merkwürdig, daß bis zum Jahre 1338, von wo sich die Linien theilen, also in einem Zeitraum von rund 500 Jahren genau 15 Generationen gezählt werden, während die nachfolgende jüngere Linie im Jahre 1749 vollständig ausstarb. Aber in den genau 500 Jahren seit Ekberts erster urkundlicher Thätigkeit, umfaßte das Geschlecht 12 Generationen, d. h. in genau 900 Jahren, 27. Die ältere Linie der Amelungen lebt jetzt in fünfzehnter Generation seit der Theilung des Hauses um die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Die in der Mitte des 18. Jahrhunderts erloschenen älteren Zweige der Herren von Bodenhausen zählten von Teginhard, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts wirkte, 18 Generationen. Von dem allergrößten Interesse ist in mehr als einer Beziehung die Familie der Herren von Boyneburgk. Diese Familie besitzt einen Stammbaum, der in die Zeiten Ottos des Großen hinaufreicht, und für den ich mich gerade im ältesten Theile nicht verbürgen möchte, indessen rechnete der Genealog für die ersten dreihundert Jahre 9 Generationen und wenn man des weiteren an die Prüfung dieses merkwürdigen Stammbaumes in seinen gesicherten Ahnenreihen herantritt, so macht man die Bemerkung, daß der in Weimar lebende Stammhalter des schwarzen Astes mit regelmäßigster 12. Generation in das 15. und mit der 18. in das 13. Jahrhundert zu dem Stammvater der beiden Linien des weißen und schwarzen Astes hinanreicht. Das ganze Geschlecht gibt ein schönes Beispiel für die Lehre von dauerhaften Normalzeugungen bei Männern zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre.

Das im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts erloschene Haus Dalwigk-Sand zählte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts 15 Generationen.[1] Und die von Pappenheim zu Liebenau und Stammen sind im 12., 13. und 14. Jahrhundert mit 9 Generationen recht

[1] Die Tafel Dalwigk-Lichtenfels I. gibt den angenehmen Beweis, daß Herr von Buttlar durchaus nicht voreingenommen für die genealogische Theorie ist, aber ich würde doch gewünscht haben, daß da, wo Vaterschaft ausgeschlossen ist, wie bei Rabodo von Dalwiga gegenüber von Bernhard I. und Elgar I. kein (|) Verbindungsstrich wäre. Rabodo war doch wahrscheinlich der Urgroßvater und nicht der Vater. Ich lasse ihn bei obiger Rechnung natürlich ganz außer Betracht. Sehr gut ist die Sache bei Dörnberg I. dargestellt.

gut beglaubigt und nachgewiesen. Dagegen bedauere ich, die Riedesel vor dem 13. und 14. Jahrhundert auf Grund der Turnierbücher nicht als genealogisch gesichert betrachten zu können, sie verhalten sich aber in ihren späteren zahlreichen Generationen ganz wacker und regelmäßig.

Wenn der im Jahre 1162 als Zeuge vorkommende Herr Heinrich von und zu Schachten, wie wohl möglich, der Vater Dietrichs war, so zählt die Familie bis zu dem 1868 verstorbenen Kammerherrn und Gesandten 21 Generationen und der lebende Herr repäsentirt die 22. Generation, wie nach einem mathematischen Exempel. Ebenso genau stimmt der Stammbaum der Herren von Stein-Liebenstein von 1116—1634 mit 15 Generationen zu dem Gesetz von den drei Generationen für das Jahrhundert. Und wenn ich noch die Urff zu Niederurff und Zwesten anführe, so geschieht es bloß, weil sie von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. in jedem Jahrhundert immer bis zur Mitte desselben, ohne Ausnahme stets genau drei Generationen gehabt haben.[1]

Ich fürchte fast, daß Genealogen, wenn sie diese Beobachtungen über die Lebensdauer lesen sollten, sagen werden: wozu bemühe ich mich, eine Sache so gründlich zu beweisen, die ihnen längst bekannt ist. Aber leider ist dies der Stand unserer historischen Wissenschaft, daß es möglich gewesen, in einer Sache bestritten und angegriffen zu werden, von der ich glaubte, daß es nur nöthig sei, sie auszusprechen, um allgemeinen Beifall zu finden. Die Genealogie ist eben modernen Geschichtsforschern leider etwas fremdes geworden. Solche Werke, wie das von Herrn von Buttlar, geben nun Gelegenheit, sich eines bessern zu besinnen. Ich habe dasselbe so genau verglichen, weil es sich darum handelte, alte und gute Nachrichten über den niedrigen Adel zusammenzustellen. Es soll daraus der Beweis fließen, daß das Gesetz der drei Generationen etwas biologisch ganz allgemeines ist. Leider läßt sich ja bei den niederen Familien über das 12. Jahrhundert kaum mit Sicherheit zurückgreifen, aber ich zweifle nicht, daß man darnach schon die Annahme gestatten werde, daß eine Be-

[1] Bei der 16. Generation dieser Tafel findet sich ein in diesem sorgfältigen Werke äußerst seltener Druckfehler 1542 statt † 1642.

obachtung, die beim hohen Adel in noch früheren Zeiten zu machen ist, auch für die unteren Stände genug sicher gestellt sein wird.

Mit dem vollen Gewichte historischer Daten läßt sich selbstverständlich nur bei den fürstlichen Familien vorgehen. Hier vermag man fast bis zum 10. und 9. Jahrhundert vorzudringen. Unter den Familien nun, die im 10. Jahrhundert emporgekommen sind und ein in sich gleichsam abgeschlossenes Leben aufweisen, dürften die Babenberger vorangestellt werden. Ihre Genealogie kann in der That als typisch für die Generationenlehre gelten. Ihr Zusammenhang mit dem alten Adalbert von Babenberg ist zwar ungewiß, doch ist die Lebenswirksamkeit des ersten Markgrafen von Oesterreich so klar, daß der Beginn der Zählung nicht dem mindesten Zweifel unterliegen kann, denn Liutbold, sowie sein Bruder Berthold, obwohl jener offenbar ein erheblich höheres Alter erreichte, sind in den sechziger Jahren des 10. Jahrhunderts zu ihren vollen Mannesjahren gelangt und fällt also ihre Wirksamkeit dem dritten Drittel des 10. Jahrhunderts zu; Liutbold starb 994 und, fast aufs Jahr genau, 100 Jahre später starb sein Urenkel, so daß das zehnte Jahrhundert ein, das elfte drei Generationen von Babenbergern kennt, die vier Generationen seit Beginn der Thätigkeit Liutbolds aber zusammen einen Zeitraum von 130 bis 135 Jahren ausfüllen.[1] Im 12. Jahrhundert wirkt, strebt und stirbt die fünfte, sechste und siebente Generation und wieder wird dieselbe von der achten mit einer fast peinlichen Genauigkeit wolgezählter 200 Jahre nach dem Tode des Stammvaters abgelöst. Diese achte Generation erfreut sich während des ganzen ersten Drittels des 13. Jahrhunderts eines weithin reichenden Ansehens, um in der neunten Generation, also um die Mitte des Jahrhunderts einem raschen Ende zuzugehen. Der unglückliche Friedrich der Streitbare war aber erst auf der halben Höhe seines Lebens angelangt, als er 1246 den Schlachtentod fand.

Die alte Stammtafel der Wettiner ist ja nicht übermäßig sicher, doch zählt sie seit dem Tode des unsichern Dedi († 957) bis zum Tode Konrads des Großen († 1157), d. h. für genau 200 Jahre

[1] Je nachdem man die Wirksamkeit Liutbolds mit 960 oder 965 beginnen lassen will.

sechs Generationen. Schwieriger gestaltet sich die Jahresrechnung bei den alten Billungern, wo man die Wirksamkeit von Hermann Billung mit 953 jedenfalls zu spät beginnen lassen würde und daher bis zum Aussterben des Hauses nach 153 Jahren zu fünf Generationen um etwa 16 Jahre zu kurz kommt. Die kleine Differenz würde sich ausgleichen, wenn man bedächte, daß Hermann Billung, als er Markgraf und alsbald Herzog wurde, sicher schon ein Mann von mehr als 40 Jahren gewesen sein dürfte.

Hierbei kann übrigens nicht unbemerkt bleiben, daß bei den Familien, wo eine ganz außerordentlich lange Generationenreihe in Betracht kommt und der Zusammenhang nachweisbar bis zu achtzehn, zwanzig und mehr Generationen reicht, nicht in jeder Epoche die gleichen Regelmäßigkeiten wahrnehmbar sein können. Es hieße den Zufall gänzlich von den Lebensereignissen jedes Einzelnen ausschließen wollen, wenn man erwartete, daß sich bei jeder Familie in jeder beliebigen Ausdehnung der Generationenreihe dasselbe Gesetz der drei Generationen ausnahmslos bewähren müßte. So außerordentlich schöne Beispiele wie in Hessen, wo der letzte Kurfürst so vernünftig ist, sich fast auf Jahr und Tag zur sechsten Säcularfeier der Thronbesteigung seines Ahnherrn Heinrichs I. depossediren zu lassen und gleichzeitig genau die achtzehnte Generation geradezu nach dem Reglement abschließt, können freilich nicht zu Dutzenden geliefert werden. Selbst im Hohenzollerschen Geschlecht, wo Abergläubische fast einen Zahlenmysticismus, mit dem meine Beobachtungen nicht das leiseste zu thun haben, in einzelnen Ereignissen ausgeprägt finden könnten,[1] fehlt es nicht an Unregelmäßigkeiten; doch steht trotz alledem fest, daß seit dem Tode des ersten Burggrafen von Nürnberg Friedrich I. fast volle siebenhundert Jahre verflossen sind und daß der Kaiser Wilhelm die einundzwanzigste seitdem in Wirksamkeit gewesene Generation der Hohenzollern in Brandenburg und Preußen geschlossen hat. Ich will nachher noch einige Bemerkungen darüber machen, wie sich manche genealogische Unregelmäßigkeiten erklären lassen; hier will ich im Anschluß an meine schon im früheren Bändchen angeführten Beispiele nur noch einige Einwendungen zurückweisen, die gegen das Gesetz der drei Generationen erhoben worden sind.

[1] Siehe oben Bd. I. S. 288.

Bei dieſer Gelegenheit darf ich nun aber doch die Bitte ausſprechen, man möchte ſich durch perſönliche Abneigung gegen den Verfaſſer dieſer Unterſuchungen nicht abhalten laſſen, die Sache ſelbſt ernſt zu nehmen und gewiſſenhaft zu prüfen. Denn wenn beiſpielsweiſe ein Mann, der ſonſt viel gutes über dieſe Dinge ſeinen Leſern zu ſagen wußte, die genealogiſchen Beobachtungen in meiner früheren Abhandlung für Zahlenſpielereien erklärte und meinte, ich hätte Exempel nur eben ausgewählt, wenn ſie für die Sache ſprächen, ſo durfte ſich derſelbe zum Beweiſe deſſen doch wahrlich nicht auf die Capetinger berufen. Ich habe dieſes großen Geſchlechts nur nicht genauer gedacht, weil mir das richtige Verſtändnis ſeines Stammbaums ungewöhnlich leicht erſchien. Aber freilich glaubte ich nicht, daß jemand, der meine Ausführungen geleſen, in den Irrthum verfallen könnte, Generationen mit Regierungen zu verwechſeln. Bei einem fachlich gebildeten Genealogen hätte ſo etwas nicht vorkommen können, aber daß in dieſer Wiſſenſchaft unter den Hiſtorikern ein ſo geringes Maß von Uebung vorhanden ſein möchte, ſetzte ich nicht voraus, und war bei dem Beſtreben, nicht breit und langweilig zu werden, viel zu wenig ausführlich. Man geſtatte alſo, daß ich jetzt manches nachhole.

Ich weiß nicht, ob es nöthig iſt, irgend einen Leſer dieſer Zeilen an die Geſchichte Hugo Capets beſonders zu erinnern. Als ſein Vater, der große Hugo, im Juni 956 ſtarb, waren die Söhne ſehr jung. Als Hugo mit dem Herzogthum Francien belehnt worden war und dann den vom Vater abgewieſenen Plan, die Krone zu erwerben, zu verwirklichen begann, war das dritte Drittel des zehnten Jahrhunderts herangebrochen, der thatſächliche Moment der Erhebung des Herzogs auf den Königsthron (897) iſt bekanntlich von den Chroniſten kaum gewürdigt. Man wird alſo das Zeitalter Hugo Capets etwa mit 960—970 beginnen können, ſein Enkel ſtirbt im Jahre 1060 und ſein Urenkel überlebt den Ausgang des 11. Jahrhunderts um acht Jahre. Die drei Generationen des 12. Jahrhunderts ſind in Ludwig VI. und VII. und in Philipp Auguſt ausgeprägt, aber dieſer erlangt ein ſo hohes Alter, daß er die Regierung ſeines Sohnes Ludwig VIII. faſt vollſtändig vorweg nimmt. Deſſenungeachtet ſchließt das Leben des heiligen Ludwig mit dem Jahre

1270, also fast der Jahreszahl entsprechend, 300 Jahre nach dem ersten Auftreten Hugo Capets. Zählt man nun für die Gesammtzahl dieser Jahre die Generationen, so sind es eben neun, wie zu erwarten war.

Wiewohl nun noch die nächsten beiden Nachkommen Ludwigs des Heiligen auch in ältester Linie die Generationenreihe halten, so ist es ganz richtig, daß die Valois in volle Unregelmäßigkeiten ausarten und der Thron von Frankreich unter vielfach verkommenen Gestalten schwankt. Ich bin natürlich weit entfernt, heute schon Schlüsse auf politische Verhältnisse aus der Geschlechtsschwäche eines Hauses ziehn zu wollen. Aber unter den zahlreichen Nachkommen Ludwigs des Heiligen befand sich ein Zweig, bei dem die volle Regel wiederkehrte, denn das Haus Bourbon zählte bis zum Tode Karls X. von Frankreich siebzehn Generationen, welche im Durchschnitt von 1270 bis 1830 eine 32 jährige Lebensdauer besaßen. Wie man sieht, kann von nichts weniger die Rede sein, als von einem Mangel an Regelmäßigkeit im Hause der Capetinger im ganzen und großen betrachtet. Freilich wer die Genealogie so verstände, daß vom Jahre 1610 bis 1789 in Frankreich vier Generationen gelebt hätten, der würde nur beweisen, daß er von XIII. bis XVI. seine Ludwige zählen kann, aber mit Generationenlehre und Genealogie hätte solche Betrachtung durchaus nichts zu schaffen. Dessenungeachtet bleibt es vollkommen richtig, daß in vielen Familien Geburts- und Sterbeverhältnisse vorhanden sind, die Abweichungen von dem bemerken lassen, was ich in so vielen andern Fällen nachgewiesen habe. Ich glaube daher zu dem Ausdruck „unregelmäßige Geschlechtsfolge" berechtigt zu sein, obwohl ich weiß, daß diejenigen, die sich von dem Gesetz der drei Generationen nicht überzeugen lassen wollen, auch dem Zugeständnis von Unregelmäßigkeiten keinen Sinn beizulegen vermögen werden. Aber so ist es nun einmal in aller Naturgeschichte, zu welcher die Lebens- und Sterbensfrage des menschlichen Geschlechts doch jedenfalls mitgehört, daß alle Regeln Ausnahmen erleiden und daß man deshalb, weil in jedem Schulbuch steht, wie lange ein Pferd zu leben pflegt, sich durchaus nicht versichert halten darf, daß das heute gekaufte nicht morgen todt

ſein wird. Der ſchmerzliche Verluſt des jungen Thieres wird aber doch den Zoologen nicht beſtimmen, ſeine Wiſſenſchaft von dem Alter, das ein Pferd erreicht, zu verändern.

Nichts anderes als die Anerkennung einer ſolchen Regelmäßigkeit im Leben der menſchlichen Geſchlechter ſollte es beſagen, wenn ich von einem Geſetz der drei Generationen als von einem Zeitmaß geſprochen habe. Man hört den Ausdruck Geſetz in der Geſchichte ganz mit Recht nicht eben gerne. Aber der Kürze halber darf man ſich, wohlverſtanden, in ſolchen Dingen dem Sprachgebrauche der Naturwiſſenſchaften anbequemen. Zunächſt iſt in der Genealogie auch nichts anderes als die überwiegend zu machende Beobachtung bezeichnet worden, daß durchſchnittlich drei Lebenswirkſamkeiten ein Jahrhundert ausfüllen.

Schon die Berechnung dieſer Lebenswirkſamkeiten ſelbſt iſt durch die mannigfachſten Ungleichheiten der einzelnen Fälle ſehr erſchwert. Es gibt thatſächlich Lebensthätigkeiten, die früher oder ſpäter begonnen haben als andere normal gedachte. Man wird von Männern wie Karl V. oder Napoleon nicht ſagen wollen, daß ſie erſt in ihren dreißiger Jahren zu ihrer Wirkſamkeit gelangt wären. Umgekehrt gibt es auch ſpätaltrige Lebensthätigkeiten, doch bin ich nicht ſicher, ob man die in den fürſtlichen Familien ſich ergebenden Beiſpiele hierher ziehen könnte, denn wenn auch Thronnachfolger durch die Länge der Regierung eines Vorgängers oft erſt ſpät oder gar nicht zu ihrer Regierung kamen, ſo könnte man doch nicht immer ſagen, daß ihre kronprinzliche Wirkſamkeit nicht ſchon die tiefeingreifendſte geweſen und im Andenken der Welt nachhaltig gewirkt hätte. Der ſchwarze Prinz von England repräſentirt eine thatſächlich vorhandene Generation; ohne daß er ſelbſt am Ruder ſtand, blieb er dennoch unvergeſſen. Daß ſein unglücklicher Sohn ſtatt ſeiner zur Regierung kam, war wider die Natur und bildete eine offenbare Unregelmäßigkeit, die ſich erſt durch die Thronbeſteigung Heinrichs IV. ausglich.

Aus der Nachfolge der Glieder verſchiedener Linien in der Stellung als Familienhäupter ergibt ſich eine zweite Reihe von Unregelmäßigkeiten. Man könnte in dieſer Beziehung weiter gehen und behaupten, daß, wenn in einer Familie, wie in gewiſſen Ländern bei den Bauern das Erbrecht des Jüngſten gelte, die Lebensdauer des

ganzen Geschlechts mehr Jahre zählen müßte, als wenn umgekehrt nach der Zahl der Zeugungen des immer ältesten Sohnes gerechnet würde. Wie man leicht begreift und wie jede genealogische Tafel erkennen läßt, könnten drei Generationen, nach dem jedesmal jüngsten gezählt, leicht um dreißig Jahre länger gedauert haben als nach dem ältesten gerechnet, denn die Zeit der Zeugungen des Vaters fällt unschwer in das 30.—45. Lebensjahr. Würde jeder Vater seinen jüngsten Sohn zum Stammhalter gemacht haben und dieser stets am Leben geblieben sein, so ist klar, daß bei den Enkeln schon ein Altersunterschied von mehr als dreißig Jahren sich herausgebildet hätte und wenn die thatsächliche Genealogie diese Fälle als Regel erkennen ließe, so ist es ebenso sicher, daß alles Reden von historischen Generationen selbst im Munde des größten Meisters der Geschichtswissenschaft eitel, leer und falsch gewesen wäre.

Nun aber zeigt uns die Erfahrung eine höchst merkwürdige und lehrreiche Thatsache, die schon allein geeignet wäre, die natürliche Gesetz- und Regelmäßigkeit der Generationenbildung bei den Menschen zu erhärten. Während nämlich ein Auseinanderfallen der verschiedenen Abstammungen je nach den älteren oder jüngeren Zeugungen erwartet werden könnte, ersieht man aus den wirklichen Stammbäumen, daß die nachweisbaren Reihen stets dieselben bleiben und nach einer gewissen Zeit alle Stufen der Generationenreihe sich immer wieder ausgleichen, so daß fast durchgehends die ganze Linie des Stammbaums im gleichen Schritt marschirt.

Was will dies bedeuten? Im Grunde genommen handelt es sich bei der Erklärung dieser Erscheinung um nichts anderes, als um die Beobachtung, daß ein Stamm, der rechts und links seine Aeste, ältere und jüngere, getrieben, bald diese und bald jene fallen und absterben läßt. Jetzt schreitet die Zeugung in den jüngern und jetzt wieder in den ältern Zweigen fort. So ist denn die Durchschnittsrechnung, die man erhält, wenn man einerseits die jüngsten Zeugungen und andererseits die ältesten lediglich nach dem Durchschnitt zählt, nichts bloß gedachtes, sondern etwas in der Natur selbst thatsächlich gegebenes. Die Generationen schreiten in Wirklichkeit nach einer Durchschnittsziffer fort; die Bestimmung ihrer Länge ist keine bloße zufällige Ansicht des historischen Betrachters. Den Durchschnitt aller

Capetinger seit Ludwig dem Heiligen ergeben die Bourbons, aber die älteren Valois und jüngeren Anjous und Alençons leiden erst an vermehrter Zeugung und sterben alsdann aus.

Thöricht wäre es freilich, zu meinen, daß nun das Verhältnis, welches ja immer eintreten müßte, wenn jeder Geborene ein gleiches Alter erreichen und gleiche Zeugungen besorgen würde, nicht wenigstens zuweilen auch in den Stammbäumen hervorbreche. Es gibt thatsächlich in manchen Familien, und nicht bloß in den fürstlichen, Oheime, die jünger sind, als ihre Neffen, aber wo dies der Fall ist, wird es der gesunde Menschenverstand überall als ein heiteres Spiel der Natur betrachten, obwohl es im Gegentheil als der natürlich begründete Fortgang erachtet werden müßte, wenn nicht jedermann von der Durchschnittsthätigkeit der wirklichen Natur unwillkürlich erfüllt wäre. Während man eigentlich annehmen könnte, daß jede Familie einen jüngeren Onkel haben müßte, so ist uns dennoch das Gefühl für die gleichen chronologischen Hauptlinien aller Generationen einer Familie so selbstverständlich geworden, daß das Gegentheil davon als etwas seltenes, fast komisch zu wirken pflegt.

In den großen Familien, wo seit langer Zeit Eheangelegenheiten unter dem bestimmten Gesichtspunkte dauerhafter Zeugungen betrachtet zu werden pflegen, sind die Fälle ungleicher Generationslinien verhältnismäßig recht selten. Meistens ergibt sich für die verzweigtesten Häuser eine ans wunderbare streifende Gleichheit im Marsch der Generationenreihen; so stehen beispielsweise die jüngsten heute lebenden Nachkommen aller oldenburgischen Linien des im Jahre 1481 gestorbenen Christian I. in der 12. beziehungsweise 13. Generation.

Eine bekannte Ausnahme dagegen zeigt sich in den lebenden Zweigen des sächsischen Hauses und besonders der Nachkommen Ernst des Frommen von Gotha, wo die im vollen Mannesalter stehenden Altenburger die achte Generation bilden, während die Coburger die siebente und die Meininger erst die sechste erreicht haben und daher im Hinblick auf den Gründer des Ernestinischen Gesammthauses gegen die Weimarer und Altenburger, die auf der dreizehnten Generationslinie stehen, um eine, beziehungsweise zwei Generationen zurück sind. Und diese Unregelmäßigkeit ist in diesem Falle um so auffallender, als es nicht der jüngste, sondern der sechste von den zwölf

Söhnen Ernsts des Frommen war, der die späteſtzeugende Nachkommenſchaft erzielte.

Der dauerhafte Durchſchnitt zwiſchen frühgezeugten und ſpätgezeugten Generationen wird übrigens in manchen Familien im Zeitenlauf ſo vollkommen ausgeglichen, daß, wenn einmal eine Unregelmäßigkeit eingetreten war, dieſelbe alsbald ſchon von einem nächſten Geſchlechte zu Gunſten des regelmäßigen Verlaufs corrigirt wird. Hierbei ſcheinen Spätzeugungen raſcher zu einer Reſtauration zu führen, als Frühzeugungen, an denen die Zweige einer Familie oft ſehr raſch zu Grunde gehen. Schlagende Beiſpiele liefern die letzten Prſchemysliden, in deren unreife Heirathen auch das männerſtarke Geſchlecht der Luxemburger verwickelt worden iſt; die letzteren vermochten ſich von den auch bei ihnen ſofort eingetretenen Generationsunregelmäßigkeiten nicht mehr wieder zu erholen. Ueberhaupt iſt es ſehr merkwürdig, daß im 14. und 17. Jahrhundert in der Genealogie viel Unregelmäßigkeit herrſcht.

Glücklicher waren die Habsburger, die gegen Ende des ſogenannten Mittelalters nahe daran waren, in Folge von Spätzeugungen auszuſterben. Obwohl noch das 14. Jahrhundert von den drei Generationen Albrechts I., ſeiner Söhne und Enkel, ordnungsmäßig ausgefüllt wird, tritt ſchon um die Wende des folgenden bei der einen Linie Kürzung, bei der anderen Verlängerung der Lebensdauer ein, ſo daß dort die nächſten 3 Generationen ſchon nach 60 Jahren enden, während bei der jüngeren Linie die Dauer von 3 Generationen ſich zu der unglaublichen Länge von 133 Jahren ſteigert. Das Geſammthaus der Habsburger war auf ſolche Weiſe um eine ganze Generation zurückgekommen, aber im 16. Jahrhundert corrigirte ſich durch eine ebenſo raſche Verſchiebung nach vorwärts die Genealogie ſämmtlicher Linien des Hauſes, ſo daß mit dem Beginn des 17. die regelmäßige Reihe wiederum hergeſtellt und die Zahl von 9 Generationen für die 300 Jahre ſeit dem Tode des Stammvaters Rudolf I. erlangt iſt. Wie ſich dann die gleiche Regelmäßigkeit ergibt, wenn man vom 16. Jahrhundert bis zum Ausſterben des Hauſes zählt, habe ich ſchon früher bemerkt.[1]

[1] S. Band I. S. 289.

Die Plantagenets zeigen eine wundervolle Genealogie bis zu den Söhnen Edwards III., aber deren Nachkommen erschöpfen sich in Früh- und Spätzeugungen und auf die richtige Generationenzahl kommt man nur dann zurück, wenn man die Sommersets verfolgt und vermittelst der Margarethe Tudor die Reihen von Heinrich II. bis Heinrich VIII. zählt, wo sich denn 12 Generationen nahezu bis auf die Jahreszahl richtig auf 400 Jahre vertheilen.

Die Beispiele ließen sich ins massenhafte vermehren, ohne daß ich über die zu erforschenden genealogischen Thatsachen noch viel neues hinzuzufügen wüßte. Denn ich will mich hüten, irgendwelche Schlüsse an die in den Familien nachweislich vorkommenden Unregelmäßigkeiten zu knüpfen. Nur das eine wird wohl noch zu bemerken gestattet sein, daß seit den Merowingern und Karolingern dem Aussterben eines Geschlechtes unregelmäßige Zeugungen fast immer unmittelbar voranzugehen pflegen. Es fragt sich nur, ob man annehmen soll, daß dieses Schicksal einzelner Familien, so zahlreich man es sich auch denken möchte, den geringsten Einfluß auf den Fortgang des ganzen haben kann. Ich glaube nun allerdings, daß man eine Methode finden könnte, wodurch man die Frage im negativen Sinne mit genealogischer Exactheit beantworten könnte, gestehe aber, daß mir zur Zeit der nöthige Apparat zu diesem Nachweis fehlt. Wenn man bei entsprechendem Fortschreiten genealogischer Studien im Stande wäre, ein Tausend Reihen thatsächlich nachzuweisender Generationen wie Ströme nebeneinander laufend darzustellen, so würde sich sicherlich der Beweis empirisch erbringen lassen, daß alle Unregelmäßigkeiten in der Fülle der sofort an die Stelle tretenden nächstangrenzenden Lebenslinien verschwinden und die Mängel der einen durch die Correcturen der andern ausgeglichen werden. Ich muß indessen das Geständnis ablegen, daß ich einen hinreichend gesicherten genealogischen Beweis dafür, daß unsere abendländische Völkerfamilie thatsächlich und immer gleichmäßig nach dem Gesetz der drei Generationen fortschreite, für etwas sehr schwieriges halte. Wenn aber in so vielen einzelnen Fällen die Beobachtung sich bestätigt fand, so darf man es wohl für einen noch innerhalb der Erfahrung erlaubten Schluß ansehn, daß in den tausend und tausend wirklichen Generationen der Menschen sich der Durchschnitt von

30—35 Jahren für die historische Lebenswirksamkeit ein für allemal ergibt.

Die Erkenntnis, zu der man sich mithin gedrängt sieht, ist keine andere, als daß die Generation für die geschichtliche Betrachtung wirklich und thatsächlich ein natürliches chronologisches Maß bietet, so gut wie das Sonnenjahr oder der Meter. Wenn mancher diese Beobachtung wie einen ihn amüsirenden Einfall behandeln zu können meinte, so bewies das nur, wie gänzlich vernachlässigt die genealogischen Studien sind und wie fast das richtige Gefühl für den Zusammenhang derselben mit der Geschichtswissenschaft abhanden gekommen zu sein scheint. Um indessen das genealogische Gesetz für die Auffassung des historischen Verlaufs der Dinge nutzbar zu machen, genügt es heute nicht mehr, den Wunsch Rankes theoretisch festzuhalten und gleichsam im Busen zu bewahren. Man muß endlich zu der wirklichen Ausführung des Gedankens schreiten, den der Meister unter kühner Voranstellung des natürlichen Systems seiner Geschichtsauffassung ausgesprochen hat. Es genügt nicht bloß, das natürliche Zeitmaß als ein wünschenswerthes Princip zu bezeichnen, sondern man muß sich die Lebensläufe selbst in ihrer Wirksamkeit und zwar in namentlicher Bezeichnung vorstellen und die thatsächlichen Generationsreihen an der Hand der Genealogie nachweisen, um darnach eine Grundlage für den Entwicklungsgang der Geschichte zu gewinnen.

Was hierbei herauskommt, ist jedoch als kein allgemeines, ein für allemal giltiges Schema, wie etwa die bisher so beliebten Periodisirungen zu betrachten. Die Bezeichnungen, die der wirkliche Historiker den Generationsreihen geben wird, bleiben vielmehr abhängig von dessen Auffassung von der Geschichte selbst. Aber wie kein Maler seine Farben ohne Grundirung auf die Leinwand setzt, so wird sich auch kein Geschichtserzähler ein richtiges Bild gestalten können, ohne vorher die wirkliche und natürliche Fortpflanzung der Geschlechter mit ihren Ideen und Empfindungen, mit ihren Tugenden und Fehlern erkannt zu haben. Alle Weltgeschichte kann nur auf einem wirklichen Grunde verlaufen und beruht unter allen Umständen auf den durch den Lebenslauf und die Lebenswirksamkeit der Menschen bedingten Erscheinungen.

Was die Generationengeſchichte in der Zukunft leiſten und lehren wird, läßt ſich in drei Worte faſſen: Lebensläufe, Perſonenkenntnis, kein dürres Thatſachenſchema!

IV.

Thatsächliche Generationsreihen.

Rankes Meinung im Jahre 1874 — ich weiß nicht, ob es nicht wenigstens eine Zeitlang seine Absicht war, die bezeichnete Aufgabe selbst durchzuführen — ging dahin, „die Generationen nacheinander aufzuführen", wie sie auf dem Schauplatz der Weltgeschichte zusammengehören und sich von einander sondern. Wenn ich ihn recht verstanden habe, und es kommen mir hierbei meine persönlichen Erinnerungen zu gute, so meinte er nichts anderes, als eine Periodisirung nach Gruppen, die sich an bestimmte Menschen, vielleicht richtiger Lebensläufe, anschließen. Daß die epochemachende Bemerkung des Meisters wirklich in dieser Weise zu interpretiren sei, geht nicht nur aus den Worten hervor, mit denen er dieselben einleitete, sondern auch aus der Stelle, wo er sie chronologisch am besten anzubringen glaubte. „Gleich in den nächsten Jahren", heißt es, „erscheint die Generation", die den Gegensatz zwischen dem spanisch-österreichischen und dem französischen System der europäischen Politik am schärfsten und gewaltigsten repräsentirt. Dieser Gegensatz, bemerkt der Meister ferner, habe die europäische Welt seitdem beherrscht. Er denkt also einerseits an die ganze Epoche bis zu dem Momente des völligen Unterliegens der spanischen und österreichischen Weltstellung durch die französische Revolution und er setzt andererseits den Beginn dieser Epoche in den Wandel der Generationen von vor und nach 1515, mit welchem Jahre seine Erzählung an der betreffenden Stelle abbricht.

Nun kann auch nichts klareres gedacht werden, als der Uebergang, oder wie es Ranke ausdrückt, die „Sonderung" der Alten und der Jungen um das Jahr 1515. Wie eigenthümlich, daß in Frankreich und Spanien ganz junge Herrscher die Zügel in die Hand bekommen, während alle fürstlichen Zeitgenossen Ludwigs XII. noch in den Beginn des 16. Jahrhunderts gewaltig und thätig hineinragten. Wenn der Wechsel der Zeit von dem „letzten Ritter" zu dem größten Schüler Machiavellis hin sich übergangslos zu vollziehen scheint und eine dauernde und nachhaltige Wirksamkeit jener, die, wie etwa Philipp der Schöne oder Cäsar Borgia, der Zwischengeneration angehörten, nicht zur Geltung kam, so gibt dieser Umstand der Bemerkung Rankes gerade an dieser Stelle, und in diesem Zeitpunkt eine besonders lebhafte Bedeutung. Der Gegensatz tritt in denkbar größter Stärke vor die Augen und die Genealogie belehrt uns über die Aufeinanderfolge von Epochen, bei denen man unter verschiedensten Gesichtspunkten eine Wandlung wahrzunehmen vermochte.

Nicht in allen Fällen ist aber der Wechsel in den Generationen so unvermittelt und gleichsam unvorbereitet durch Zwischenglieder und vermittelnde Personen eingetreten, wie im Zeitalter Karls V. und Franz I., wo die neue Zeit gewissermaßen voreilig einspringt und das politische Leben durch kaum zu vollster Mannesreife gekommene Führer repräsentirt wird. Es gibt zuweilen Uebergänge in der Geschichte, die viel stärker und sichtbarer hervortreten und die Gegensätze mehr zu verwischen scheinen, indem eine in ihrem Wirken ganz respectable Generation zu nichts anderm da zu sein scheint, als gründlich und rasch eine Veränderung vorzubereiten, oder, was dasselbe besagt, ihre Söhne zu erziehen. Die Frage, die sich bei der praktischen Durchführung der von Ranke gestellten Aufgabe erhebt, ist nun von doppelter Art. Es handelt sich fürs erste um die Erkenntnis der Personen, die den Generationsepochen wahrheitsgemäß den Namen zu geben vermöchten, und weiter um die Bildung der Reihen, die sich aus den natürlichen Zeugungsprocessen der Menschen entwickeln. Hierbei meinte man es von Seiten einiger Kritiker des natürlichen Systems für unmöglich bezeichnen zu müssen, die Anfänge und Abschlüsse dieser Lebenslinien sachlich und ohne Anwendung jeglicher Willkür festzustellen. Schon an dem Umstande, daß man

doch nicht wisse, mit welcher Person die Ahnenreihe der geschichtlichen Entwicklung zu beginnen sei, müßte die ganze Generationentheorie scheitern. Aber dieser Befürchtung liegt lediglich eine Verwechslung der Begriffe Willkür und Ansicht zu Grunde. Eine Ansicht muß jemand freilich haben, wenn er sich entschließt, den Lauf und die Entwicklung geschichtlicher Dinge von dem Wirken einer oder mehrerer Personen an zu betrachten und zu erzählen. Aber eine Willkür braucht dies deshalb nicht zu sein. Wenn Ranke einen solchen wichtigen Abschnitt von Karl und Franz zählt, so thut er dies nicht aus Laune, sondern nach seiner Erfahrung und seiner Ueberzeugung von dem überwältigenden Wirken jener Männer.

Man kann nun die Generationen vorwärts und rückwärts zählen. Wem es unbequem wäre, sich zu entscheiden, mit welcher er vorn anfangen müßte, der könnte doch schwerlich einem argen Irrthum verfallen, wenn er sich sagte: ich habe doch selbst einiges ganz gewichtige erfahren; wenn ich von Sedan rede, so kenne ich eine ganze Menge von Menschen, die dabei mithandelnd waren. Kaiser Wilhelm, Bismarck, Napoleon, das gibt doch unfraglich den Begriff einer Generation. Man kann ja nun zurückzählen und eine Ahnentafel entwerfen. Des Kaisers Wilhelm Vater stand auf der Höhe seiner Wirksamkeit, da er mit Alexander und Franz I. in Paris einzog, da haben wir die Generation der Väter, deren Väter die blutige Revolution von 1789 gemacht oder gesehen haben, nachdem Friedrich der Große gestorben war. Die Genealogie wird dem Suchenden die rechten Wege weisen und keinen im Stich lassen, die Ahnentafel ist etwas ganz positives und kann keinen Schwierigkeiten unterliegen, zumal man ja nicht den Nachweis aller Ahnen, auf jeder Linie der Generation verlangen wird.[1]

Würde die Reihenbildung von der Gegenwart ausgehn und in die früheren Jahrhunderte hinauf schreiten, so würde jedoch die Er-

[1] Ich habe gefunden, daß den Laien der Unterschied von Stammbaum und Ahnentafel gewöhnlich nicht ganz geläufig ist, ich verbreite mich im nächsten Capitel über die Schwierigkeiten, welche dieses Problem allerdings in vieler Beziehung darbietet. Denn eine Ahnentafel der geschichtlichen Entwicklung ist im vollen Sinne des Wortes allerdings so wenig möglich, als der Begriff der Ahnen erschöpflich ist.

zählung der Dinge etwas erschwert werden. Geht man dagegen von der Vergangenheit aus, so muß man sich entschließen, mit einem großen Manne anzufangen, wobei ein subjectives Moment selbstverständlich entscheidend sein wird. Aber sollte man ein solches nicht als begründet erachten können?

In den gegen meine früheren Ausführungen von mancher Seite erhobenen Einwänden fand ich es unter anderm sogar einmal als etwas willkürliches bezeichnet, wenn man eine Generationenreihe mit unserer christlichen Zeitrechnung beginnen wollte. Welche Verwirrung der Begriffe! als ob die Thatsache, daß seit 1890 Jahren Christen auf der Welt sind, etwas willkürliches wäre. Denn daß der erste Christ gleich von seiner Geburt an ein so wirksames Leben geführt, wie andere erst mit dem Lebensalter, in welchem dieser starb, kann die Genauigkeit der Rechnung doch nur vergrößern; andererseits aber liegt auch freilich ein subjectives Moment in der christlichen Aera, denn wären wir Mohamedaner oder Juden, oder aber Römer und Heiden geblieben, so rechneten wir ja nicht von Christi Geburt. Der Gebrauch unserer Zeitrechnung ist also etwas subjectives und zugleich objectives und wohlberechtigtes. Er besagt, daß wir unser heutiges Sein und Wesen auf eine Reihe von Erscheinungen zurückführen, die im Christenthum wurzeln. Die Genealogie desselben ist zwar vielfach umstritten, aber der Umstand, daß sich weltgeschichtlich das Interesse für sein Wachsthum vorzugsweise im römischen Reiche Ausdruck verschafft, würde der Reihenbildung wirklicher Generationen in einer hochentwickelten Gesellschaft mit deutlich hervortretenden Ideen und Absichten nicht die geringste Schwierigkeit bereiten. Ich gebe mich aber nicht der Hoffnung hin, daß sich die Forschung auf dem Gebiete der römischen Geschichte in naher Zeit irgend welchen persönlichen oder gar geschlechtlichen und genealogischen Interessen freundlich zeigen wird; die große Strömung der Studien bewegt sich augenblicklich auf der abstracten Grundlage der Verfassung und Verwaltung, worin für die Geschichtschreibung zunächst die edelsten Römergeschlechter untergesunken sind, wie Soldaten in den Nummern der Kaserne.

Man wird unter diesen Umständen nicht wünschen können, die Fragen noch zu compliciren, und da ich dem Leser nicht zumuthe,

die ganze Weltgeschichte mit mir zusammen durchzustudiren, so will ich die von dem Meister gestellte Aufgabe auch heute nicht in ihrer Vollständigkeit zu lösen unternehmen, sondern lediglich auf ein kleineres Ziel bedacht sein, und überhaupt erst nur den Versuch wagen, zu zeigen, wie Generationenreihen historisch zu bilden wären.

Um mich aber zugleich strenge an Rankes Lehren zu halten, soll von dem Punkte ausgegangen werden, wo seine Autorität den deutlich zu erkennenden Einfluß verschiedener Generationen ausdrücklich nachgewiesen hat. Man dürfte um so lieber den Zeitmoment, mit welchem Ranke die romanisch-germanischen Völker schloß, zum Ausgangspunkt der Untersuchungen gewählt sehen, als die vielen Liebhaber des „Mittelalters" und der „Neuzeit" vielleicht ein Zugeständnis hierin erblicken werden. Gewiß wird sich ja mancher von diesen Vertheidigern einer so einleuchtenden Sache freuen, wenn er bemerkt, daß der historisch „neuernde" Mensch eben doch vom archimedischen Punkt der Entdeckung von Amerika nicht wegzukommen vermag,[1] und in der That wird jedermann mit Vergnügen anerkennen müssen, welche vortrefflich ausgeprägten Figuren dieses Zeitalter geschaffen hat, um die Generationen recht deutlich unterscheiden zu lassen. Ich will nun von dieser großen Epoche erst nach rückwärts und dann nach vorwärts schreiten, um zu zeigen, daß der Meister der Geschichtschreibung ein allerdings mögliches Verlangen stellte, wenn er „die Generationen aufgeführt sehen wollte, wie sie auf dem Schauplatze der Weltgeschichte zusammengehören und sich von einander sondern."

Der Wechsel der beiden großen, geistvollen, gleich wirksamen und doch in Charakter und Anlagen sehr verschiedenen Generationen, die Ranke bei der epochemachenden Bemerkung in der Geschichte der romanisch-germanischen Völker im Auge hatte, vollzog sich im zweiten

[1] Ich kann bei dieser Gelegenheit zu bemerken nicht unterlassen, daß der mir sonst so entgegenkommende Berichterstatter der Vossischen Zeitung doch irrt, wenn er sagt: es habe noch niemand gegeben, der sein Colleg begonnen habe mit den Worten „ich werde über die Neuzeit lesen, die am 12. October 1492 beginnt." — Ich weiß es nicht, — für unmöglich halte ich es nicht, denn in unzähligen Büchern habe ich gelesen: „Das Mittelalter reicht von dem Sturz des weströmischen Reichs bis zur Entdeckung von Amerika 476—1492." Allerdings, Herr Doctor! 1492! Warum nicht der 12. October auch dabei sein könnte, ist nicht abzusehen; solche Genauigkeit ziert das deutsche Katheder bekanntlich sehr.

Decennium des 16. Jahrhunderts. Nichts ist charakteristischer als der Unterschied, der sich sofort in dem Typus der Jugend gegenüber dem Alter kund gibt. War dieses vorsichtig, erhaltend, vorzugsweise diplomatisirend, theoretisch, geistreich und behaglich, so war die neue Generation vordringend, ehrgeizig und ohne Furcht, zerstörend und unternehmungslustig, realistisch und schmerzensreich; Erasmus und Reuchlin: Luther und Melanchthon.

Macchiavell stellte unter den politischen Gesichtspunkten seiner Zeit Ferdinand den Katholischen mit Ludwig XI. von Frankreich und mit Caesar Borgia zusammen. Gervinus fügte auch Heinrich Tudor in diese Reihe ein; die großen Papstfamilien der Cibó, Borgia und Rovere bringen, man könnte sagen, lauter Typen in ihren Familiengliedern hervor, aber für die Farnese und Caraffa ist die Zeit noch nicht gekommen, sie gehören mit ihrem ganzen stolzen Wesen zu Karl V., Franz I., Heinrich VIII. Selbst in den Gesichtszügen ist die Gutmüthigkeit der alten Herren bekanntlich ganz verschwunden. Der harte Kampf des Lebens, der selbst in dem Antlitz eines Alexander VI. oder Julius II. keinen allzu starken Ausdruck fand, prägt sich in Luther so gut wie in Karl V. aus, obwohl bekanntlich der eine dick und der andere mager war. Die alte Generation ist zwar nicht schwach und friedfertig, aber bedächtig und langstilig, in vielen Exemplaren auch sehr langlebig; die neue Generation ist nervös, realistisch und leichtlebig. Die Religiosität und Frömmigkeit der einen ist hergebracht alterthümlich und skeptisch, die der andern individualistisch, neuernd und heftig positiv.

Indessen will ich hier nicht weiter vorwärts schreiten; denn es handelt sich zunächst ja vielmehr um einen Versuch, zu den Vätern hinauf zu steigen und zu sehen, wie weit sich historiographisch die Vorfahren des Geschlechts von 1515 zu bestimmten greifbaren Gruppen vereinigen lassen. Wenn ich die Unterschiede der Generation vor und nach dem zweiten Decennium des 16. Jahrhunderts etwas näher zu bestimmen suchte, so wollte ich zunächst nur den Rankeschen Gedanken genauer ausführen.

Aelterer Generationencyclus.

Kaiſer Max I., der ſeinen Sohn viele Jahre überlebte, regierte nicht ungewöhnlich lange, aber mit ſeinem Vater erfüllte er faſt volle drei Menſchenalter. Von dem letztern, der ſo alt geworden war, ſagte man bekanntlich im letzten Decennium ſeines Lebens, man könne nichts thun, als ſeinen Tod abwarten, um Beſſerung der Zeiten zu hoffen. Aber in den vollen Mannesjahren des Kaiſers Friedrich III. ſtehen ihm zwei Brüder von Brandenburg zur Seite, die man ſo recht als claſſiſche Typen für die Mitte des 15. Jahrhunderts bezeichnen darf. Dieſe beiden Hohenzollern begannen ihre Wirkſamkeit in dem Jahre, in welchem ſeit jener Zeit faſt in jedem Säculum in der preußiſchen Familie ein wichtiger Generationswechſel ſtattgefunden hat, im Jahre Vierzig des 15. Jahrhunderts. Die Brüder repräſentirten, von dem erſten Burggrafen von Nürnberg an gerechnet, die achte Generation der Hohenzollern, deren ſiebente in Brandenburg einheimiſch geworden war. Von dieſen beiden im zweiten Drittel des Jahrhunderts regierenden Markgrafen kann der jüngere, Albrecht Achilles, als Typus eines Lebensalters deutſcher Geſchichte, wie wol kaum ein anderer, gelten. Wenn einmal, wie es in fünfzig Jahren ſicher der Fall ſein wird, die Geſchichte von niemand ohne Porträtſammlung und Stammbaum ſtudirt werden wird, ſo dürfte es hinreichend ſein, den Namen Albrecht Achilles auszuſprechen, um ſofort zu wiſſen, was die mittlere Generation des 15. Jahrhunderts bewegte. Heute würde die Verſtändigung über die Charaktereigenſchaften gerade dieſes Geſchlechts vielleicht ſchwieriger ſein, weil ſie nicht ſo hervortretend ſind, wie in den Zeitgenoſſen Friedrichs des Weiſen oder Johann Friedrichs. Aber deſſenungeachtet kann man nicht darauf verzichten, nach gewiſſen Grundſtimmungen und Tendenzen in politiſchen und kirchlichen Dingen bei der Generation, der Albrecht Achilles angehört, zu forſchen. In Deutſchland wie in Italien legt dieſelbe wenig Gewicht auf weit geplante politiſche Handlungen und Thaten, alle Welt ſucht ſich häuslich einzurichten. Man verzichtet auf große Unternehmungen und man mag es faſt als Fanfaronaden beſpötteln, wenn einmal ein kühner junger Fürſt von Conſtantinopel ſpricht, oder

ein Papst an die Kreuzzüge erinnert und sich über die deutschen Schlafmützen ärgert. Es ist eine Zeit, in welcher der Sultan Mohamed Constantinopel eroberte, der deutsche Bürger aber die Rede von den Völkern, die unten tief in der Türkei aufeinander schlagen, mit bekannter Wirkung hielt, wie ich dem Zeugnis Goethes aufs Wort glaube, obwol ich allerdings einem seminaristisch gebildeten Kritiker nicht bestreiten könnte, daß Goethe keine ganz „gleichzeitige" Quelle sei.

Die Mitfürsten der beiden trefflichen Söhne des ersten hohenzollerschen Markgrafen waren alle ebenfalls nur mit ihren eigensten Angelegenheiten beschäftigt. Welche Noth hatten doch die sächsischen Fürsten, herauszubringen, wie hoch sich die Einkünfte von ihren Bergwerken belaufen, da ja die Glücksgüter sonst zu ungleich unter den Brüdern vertheilt worden wären. Nicht anders stand es bei den Wittelsbachern, wo unter den vielen Zweigen nur der Landshuter den Ruf des Reichthums hatte, während sich der Münchener mit der Frömmigkeit begnügen mußte. Auch im Norden hat das Welfenhaus fast ganz dem Ehrgeiz seiner Väter entsagen müssen, und wenn es auch eine übelangebrachte Verwendung von Beinamen wäre, zu behaupten, die Generation sei hinkend und friedfertig gewesen, so wird doch kaum etwas gegen eine Charakteristik eingewendet werden können, die in einer Art von haushälterischem Wesen, in einem Trieb, im kleinen groß zu werden, den gemeinschaftlichen Zug fast aller fürstlichen Familien in der Mitte des Jahrhunderts erblickt. Und vielleicht nicht nur bei den Fürsten. Ist nicht ähnliches unter den Bürgerschaften zu bemerken? Es ist wahr, allenthalben waren die Bedürfnisse der Menschen wesentlich gewachsen. Die Zunahme des Verkehrs und Handels steigerte den Werth des Geldes, während der Grundbesitz, auf welchem der hohe Adel fußte, creditlos blieb. Vielleicht erklärt sich zum Theil aus diesen Erscheinungen der Charakter der mittleren Generation des Jahrhunderts, vielleicht auch umgekehrt, denn die Väter dieser Generation waren ungeordnet und verschwenderisch und unter ihnen stand gleichsam als Repräsentant seiner Zeitgenossen ein Kaiser, der es nicht für unwürdig fand, die goldenen Knöpfe an seinem Rock dem Juden zu verpfänden.

Aber noch nach andern Seiten hin darf man nicht unterlassen, den Charakter der Zeitgenossen zu betrachten. In der Stellung der

Menschen zu Religion und Kirche drücken sich oft, wenn auch nicht immer, die persönlichsten Eigenschaften aus, von denen man manchmal meinen dürfte, sie müßten lediglich geerbt und angeboren sein, ohne daß Erziehung und äußere Umstände viel Einfluß genommen hätten. Denkt man sich nun das Geschlecht, welches zwischen den Kaisern Sigismund und Maximilian in der Mitte steht, in seinem kirchlichen Verhalten, so läßt sich dasselbe nach der politischen Seite rasch bezeichnen. Es ist eine Epoche der kirchlichen Friedensschlüsse, des Ausgleichs, der Concordate. Nach der Gefühlsseite betrachtet, kalt und abgestumpft, und von dem Gedanken ernüchtert, daß sich die Väter ihr ganzes Leben lang mit den religiösen Dingen beschäftigt haben und nichts greifbares herausgekommen sei. Bei dieser allgemeinen Enttäuschung war es möglich, daß eine Generation von drei oder vier nahezu gleichalterigen Päpsten hintereinander mit der eigenen Vergangenheit gebrochen, oder in der längst bewährten Abneigung gegen die Discussion religiöser Dinge neu bestärkt, ihr Hauptbestreben dahin richteten, den Fürsten aller Welt es gleich zu thun und ihre Größe in der kleinen Herrschaft des Kirchenstaates zu suchen. Diese Menschen sind total verschieden von der vorausgegangenen Generation der Concilien, an denen Geistliche und Laien ein seit den Zeiten alter römischer und griechischer Kaiser unerhörtes Interesse nahmen. Waren sich beide Generationen darin gleich, daß sie über ihre inneren Angelegenheiten nur zu sehr die auswärtigen Ereignisse vergaßen oder theilnahmslos betrachteten, so waren die Motive doch sehr verschieden. In den Zeiten Kaiser Sigismunds konnten die Türken seit Nikopolis sich Schritt für Schritt in Europa festsetzen, weil die Welt ihr alles an eine große unlösbare Frage setzte; — die Eroberung von Konstantinopel durch Sultan Muhamed dagegen fand in Europa — ich will durchaus nicht sagen: der große Moment ein kleines Geschlecht — wohl aber eine ehrenwerthe Gesinnung innerer und häuslicher Restauration.[1]

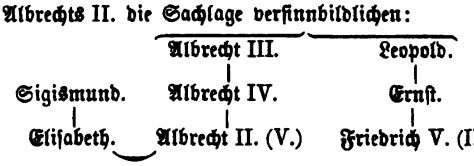
[1] Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, daran zu erinnern, daß bei den Griechen die drei Generationen meist vollkommen zutreffen: Basilios von der Macedonischen Dynastie wurde 866 Mitkaiser, stand aber mindestens schon 10 Jahre früher im vollsten Mannesalter und sein Enkel Porphyrogenetus starb 959. Sehr regelmäßig sind die Komnenen: In der Hauptlinie regieren

Doch will ich den Faden meiner Generationenreihe nicht allzusehr aus dem Auge verlieren, und recapitulire daher, wie die Darstellung unwillkürlich von jenem Moment, wo Ranke zuerst auf den großen eingreifenden Generationswechsel im zweiten Decennium des 16. Jahrhunderts aufmerksam gemacht hat, bis zu den Zeiten hinauf vorgedrungen ist, wo sich alle Welt mit den großen Concilsangelegenheiten beschäftigte und die Kirche und wo möglich auch den Staat zu reformiren suchte. Ob man nun hierbei vom Tode König Ruprechts oder Wicliffs oder Bonifaz IX. zählen will, halte ich für ganz nebensächlich, und muß es offen aussprechen: wer aus der Ungleichheit der Lebenslängen eine Beschwerde gegen die Generationenwirksamkeit erhebt, da ja unter Umständen das Jahrhundert um 6—8 Jahre bald zu viel und bald zu wenig haben wird, der kann sich die weitere Betrachtung ganz ersparen. Darauf ist das Menschenleben nun einmal nicht eingerichtet, sich arithmetisch abzutheilen. Gerade die thatsächlich ungleichen Längen im einzelnen, bei durchschnittlicher Gleichheit, geben die volle Gewähr, daß man mit wirklichen, natürlichen und daher auch geschichtlich wirksamen und meßbaren Verhältnissen und Größen rechnet. Denn anders ist es nicht: Maximilian, Friedrich und Sigismund bilden drei Lebensalter[1] und zwar noch obenein von der denkbar größten Länge, so daß sie für ihre Personen über die erwähnten Zeitpunkte nach vorn und hinten sogar erheblich hinausragen, aber sie haben Genossen, Freunde und Verwandte, die sich mit ihren Lebenslinien regelmäßiger verhalten, so

---

die ersten drei Kaiser genau 100 Jahre und in der längsten Linie von Trapezunt zählt man vom Jahre 1000—1390 12 Generationen. Erst die letzten spätesten Komnenen sind kurz vor dem Aussterben unregelmäßig. Die Paläologen aber haben 7 Generationen bis 1453, obwohl ich glaube, daß sie nur 6 haben dürften.

[1] Da ich schon zu häufig die Erfahrung gemacht habe, daß genealogisch Ungeübte Generationen mit Regierungen verwechseln, so will ich hier wegen der Generationenreihe Sigismunds mit Rücksicht auf die dazwischen liegende Regierung König Albrechts II. die Sachlage versinnbildlichen:



daß doch niemand im Stande sein wird, aus den charakterisirten drei etwa zwei, vier oder fünf Generationen zu machen. Denn da würde der Brandenburger Achilles aufstehn und sagen: mein Vater war einer der wenigen, die die Zeit der großen Concilien verständiger benutzten, als viele andere und meine Kinder haben das volle Ende des Jahrhunderts erlebt. Und die Sachsen würden bemerken können, daß sie sich zwar stattlich und weit vorschauend mit Friedrich dem Weisen ins 16. Jahrhundert hineinbeugen, aber daß sie dennoch innerhalb des 15. Jahrhunderts bei aller sächsischen Zeugungstüchtigkeit es nicht über drei Generationen haben hinausbringen können. Und in denselben Chor würde Albrecht der Weise von München einstimmen und sagen: mein Großvater Ernst hat den Concilienlärm mit angesehen und war froh, gleich zu den ersten Fürsten zu zählen, die sich möglichst neutral hielten; während der Kurfürst von der Pfalz, Philipp der Aufrichtige, bei seinen Tode im Jahre 1508 denken konnte: in zwei Jahren hätte ich das Säculum feiern können, seit mein Großvater Kurfürst wurde, welcher den unglücklichen Huß ins Jenseits befördert hat. Bei allen diesen Familien haben demnach im Laufe des Jahrhunderts drei Generationen gelebt und gewirkt.

Ich bin indessen dem Leser eine noch genauere Charakteristik der Conciliengeneration schuldig geblieben, und namentlich wird noch zu erörtern sein, wie sich diese ihrerseits zu der ihr nächst vorhergehenden Ahnenreihe verhielt. Wenn man nun lediglich auf die geistigen Potenzen der Zeit sehen würde, so könnte man mit Recht hervorheben, daß sich ein gewisser Generationenwechsel unter den ehrenwerthen Vätern der Concilien selbst schon geltend machte, und daß die alten Herren von der Constanzer Zeit schon in Basel, besonders in den letzten Jahren, sofern sie überhaupt noch lebten, in den Hintergrund gedrängt wurden. Aber die Stürmer aus der Baseler Zeit, die über die altliberalen Professoren von Paris zwar gesiegt, aber doch schließlich ein gänzliches Fiasko gemacht hatten, waren fast lauter Leute, die für die Mitte und zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts charakteristischer sind, als für die ersten Decennien, die Enea Sylvio, Heimburg und Cusa, die Retractisten einerseits, die Radicalen andererseits; die Zeit, wo diese aufeinanderplatzen,

unterscheidet sich wahrlich mit massiver Deutlichkeit von der geistigen Generation, deren Typus Gerson gewesen ist. Indessen führt der Lebenslauf eben dieses Mannes unwillkürlich von der conciliaren zur schismatischen Zeit hinüber, er bildet vermöge seiner langjährigen Wirksamkeit gleichsam die Brücke von Heinrich von Langenstein zu Gregor von Heimburg. Die Generation, welche das Schisma hervorbringt und bekämpft, ist im allgemeinen streitbarer, politisch bedeutender, energischer, rücksichtsloser, vielleicht auch illusionsloser als die gesammten Concilienväter.

Das kirchliche Schisma selbst darf als eine Art von Kraftüberschuß aufgefaßt werden, denn was sind es für ganz gewaltige unbeugsame Naturen, die Prignano, Luna, Cossa, und auf der andern Seite John Wycliffe mit seinen neuen Waffen.[1] Um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts lebte ein Geschlecht, das in geistiger Beziehung tief unter seinen Söhnen und Enkeln stand, und mehr durch Energie des Wollens und Vollbringens als durch Feinheit seiner Bildung ausgezeichnet war. Wie in der Baukunst die feinen Formen der Gothik zu immer massiverer Gestaltung gebracht wurden, so entwickelte das politische und sociale Leben der Generation eine Art von rohen Kräften, die seltsam mit den Stimmungen correspondirt, die dreihundert Jahre später Grimmelshausen schilderte.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts mochte noch kaum ein so rascher Verfall einer verfeinerten Cultur erwartet werden, wie sie im Zeitalter Karls IV. oder Eduards III. von Italien weithin über die gebildeten Völker sich verbreitet hatte. Die mittlere Generation des 14. Jahrhunderts wetteiferte in Universitätsgründungen und idealen Bestrebungen, die selbst im politischen Leben zuweilen den Charakter doctrinärer Schwärmereien hervorzubringen vermochten, aber das edlere Vermögen, welches sie den Söhnen vererbte, wurde von diesen in gewaltsam-üppiger That verpraßt. In der Politik herrschte um

[1] Es liegt mir ganz fern, hier die theologisch-kirchlichen Generationen nach der Lehre und innern Entwicklung bestimmen zu wollen, aber rein menschlich betrachtet, kann nicht verkannt werden, daß sich auch in dieser Hinsicht deutliche Reihen bilden lassen: etwa Wycliffe, Huß, Heimburg, Staupitz, Luther, Calvin. Zählt man die Jahre der Wirksamkeit dieser Männer, die sich chronologisch aneinanderschließt, so hat man auch rund zweihundert Jahre.

die Mitte des Jahrhunderts noch die Kunst der besten Diplomaten und selbst im Kriege seine Rittersitte vor, aber die Generation der nächsten Decennien, um die Wende des Jahrhunderts ist gewaltsam, und selbst die besten Menschen sind keine Gentlemen. Vermöge dieses Gegensatzes erscheinen die Väter, die um die Mitte des Jahrhunderts leben, geradezu bedeutend; in den großen Litteraturen erscheinen noch Riesen, die wie einsame Bergesspitzen über die Fläche der nächsten Generation emporzuragen scheinen. In den letzten drei Decennien des 14. Jahrhunderts ist auch der genealogische Verfall von mehreren Familien merkwürdig, die noch um die Mitte des Jahrhunderts kräftige Repräsentanten besitzen. Die Generation Karls IV. und Edwards III. glänzt weniger durch sich selbst als im Gegensatze zu den Nachkommen. Denn bei aller Geschäftigkeit zeigt sie keinen großen politischen Zug und wird in der Leidenschaft der Persönlichkeit, wie in der Wichtigkeit der Thaten von dem Zeitalter Ludwigs des Baiern überragt, dessen Leben den scharf geschnittenen Charakter der ganzen vorhergehenden Generation aufzeigt.

Ist man nun aber an dem Beginn der Wirksamkeit des Kaisers Ludwig angelangt, so zeigt sich wiederum eine merkwürdige Erscheinung, die in chronologischer Beziehung genau mit den Wendepunkten übereinstimmt, die im 15. und 16. Jahrhundert bemerkt worden sind. Denn der große Wechsel der Geschlechter, die für das erste Drittel des 14. Jahrhunderts maßgebend wurden, vollzog sich ausnahmslos um das Jahr 1310—15, ganz ebenso wie in jenen Jahrhunderten. König Albrecht fiel nach 26jähriger Regierungswirksamkeit von Mörders Hand, und sein jüngerer Zeitgenosse Heinrich VII. regierte seit 1288 als er 1313 starb. In Niederbaiern schlossen die Nachkommen Ottos des Erlauchten in dritter Generation regelmäßig 1310 und 1312 und in der Pfalz 1319 ihr Leben. Auch sonst traten neue Generationen hervor. Im Hause der Wettiner endeten die mörderischen Kämpfe zwischen Vater und Söhnen mit dem Tode des Entarteten 1314, in Brandenburg sah das zweite Decennium des 14. Jahrhunderts das Ende des ascanischen Hauses und um dieselbe Zeit erlosch in Braunschweig die dritte Generation nach Kaiser Otto IV. und seinem Bruder Wilhelm, genau hundert Jahre nach diesen beiden. In Frankreich starb Philipp der Schöne 1314 und Edward I. 1307.

Selbst in Castilien trat allerdings unregelmäßig die Thronveränderung von 1312 ein.

Deutlicher konnte sich kaum ein großer Generationenwechsel bemerkbar machen, als hier. Innerhalb zehn Jahren verschwand in ganz Europa die alte Geschlechterreihe, um neuen Menschen Platz zu machen. Und wenn Ranke das plötzliche Hervorbrechen einer so sehr verschiedenen Generation im Anfang des 16. Jahrhunderts bemerkenswerth fand, so konnte er dieselbe Beobachtung genau 200 Jahre früher in gleicher Weise machen.

Geht man nun an die Bestimmung des Charakters der Generation, die um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts thätig war, so ist es bei den allenthalben herrschenden inneren und äußeren Kämpfen nicht eben leicht, ein für allemal giltige Typen zu bezeichnen, doch scheint mir eine Art von ständischem Strebewesen vorhanden zu sein. Alle Welt drängt von unten nach oben, und will zu höherem Rang, Stellung und Geltung gelangen; niemand will recht in seiner Sphäre verharren; Geistliche und Laien suchen, wo sie können, in das Gebiet und die Gerechtsame des andern Theils hinüberzugreifen, die Bauern wollen es den Rittern, die Plebejer in den Städten den Patriciern zuvor thun; die gräflichen Geschlechter drängen zur Ebenbürtigkeit mit den Fürsten. Ich will nicht behaupten, daß dieses Streberthum, von welchem die Stände gleichmäßig erfaßt sind, nicht auch schon früher vorhanden war, aber für die letzte Zeit des 13. und im Beginn des 14. Jahrhunderts ist es ausdrücklich bezeugt. Hieraus ergaben sich allerlei politische Umtriebe und Gegensätze; die Tendenz der Nivellirung der Ständeunterschiede ist nicht wie in späteren Jahrhunderten von oben nach unten, sondern von unten nach oben gerichtet, man will die oberen Stände nicht um Vorrechte berauben, wie in revolutionären Zeitaltern, sondern man will die gleichen Vorrechte der nächst höheren erlangen. Der Unfreie will frei, der Freie ein Edelmann sein, die kleinen Herren verlangen die Landeshoheit der großen und die großen wollen corporativ das Reich regieren. Man kann sagen, daß dieser Charakterzug die meisten Menschen in allen romanisch-germanischen Staaten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts beherrscht und mehr oder weniger entwickelt durch zwei Generationen läuft. Dabei hat sich der späteren Generation,

die um die Wende des Jahrhunderts lebt, ein idealeres Interesse beigemischt, welches sich bald als hervortretender Nationalgedanke, wie in Frankreich und England, bald als zunehmender Ghibellinismus, wie in Italien, äußert.

Von einem gewissen Ehrgeiz und hoch hinausgehenden Streben, welches an manche Erscheinungen unseres jetzigen Jahrhunderts erinnert, läßt sich das Thun selbst der besten und tüchtigsten Geschlechter, die zu Rudolfs von Habsburg Zeit um die politische Macht stritten, nicht frei sprechen. In ihren auf die nächstliegenden Zwecke, auf die Ausbildung der ständischen Vorrechte gerichteten Bestrebungen, wie sie seit dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts im Charakter jedes Einzelnen hervortreten, liegt der Gegensatz des Individualismus und Nationalismus gegen den Universalismus früherer Jahrhunderte. Im Anfang und in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte sich der politische Universalismus zur höchsten Leidenschaft entwickelt, genau wie in den Kämpfen zwischen Karl V. und Franz I., zwischen Napoleon I. und der alten Welt. Auf diesem Gipfel angelangt und bis in diese äußersten Consequenzen verfolgt, waren die Hohenstaufen mit ihrer universellsten Erscheinung, dem Kaiser Friedrich, die Repräsentanten von Ideen, welche die zweite Generation des Jahrhunderts rasch fallen ließ, um der dritten, welche, wie soeben gezeigt wurde, noch bis in das zweite Decennium des 14. Jahrhunderts ihre Wirksamkeit erstreckte, die Wege zu einer vollen Ausbildung landeshoheitlicher, privilegirter, städtischer, fürstlicher Machtstellungen zu gewinnen. Tüchtige Leute, diese Zeitgenossen Albrechts I., die sich auf den Schultern Rudolfs von Habsburg, Ludwigs des Strengen, des prächtigen Hohenzollers von Nürnberg, Heinrichs des Erlauchten, und in England auf einer Königsmacht, die mit den Commons zu rechnen begann, erhoben hatten. So steigt man auf den klar vorgezeichneten Generationsstufen in Fortentwicklung und Vererbung gewisser politischer Ideen und im Gegensatze zu anderen früher herrschenden von den achtziger zu den vierziger Jahren empor, um unter den Vätern einen weithin leuchtenden Typus zu finden, der in Bezug auf Tendenzen, Stellung und selbst Charakter, sowie Lebensschicksal mit Karl V. unendliche Vergleichungspunkte bietet.

Merkwürdig genug, daß auch diese Generation ihre Lebenswirk-

samkeit gerade im zweiten Decennium des angehenden Jahrhunderts eröffnete, und daß der Repräsentant der Zeit in diesem Augenblicke gerade so jung an Jahren war, wie im gleichen Falle Karl V. — Aehnlichkeiten solcher Art belächelt man natürlich als Zufälle, und gewiß mit Recht, indessen braucht selbst ein zum äußersten Skepticismus geneigter Denker nicht zu erröthen, zuweilen einen Zufall höchst charmant zu finden. Hier aber, wo es sich um die mechanische Reihenbildung der Generationen handelt, und wo man schon zufrieden sein kann, die Rankesche Forderung, zusammenzufügen und zu trennen, als durchaus erweislich aufzuzeigen, hier darf man von jeder größeren Periodisirung, die sich vielleicht noch mehr auf sachliche als persönliche Umstände stützen ließe, zunächst gänzlich absehen.

Dagegen glaube ich auf einen Umstand genauer eingehen zu sollen, der bei der Aneinanderreihung der Geschlechter beim Ausgange der Hohenstaufen gewöhnlich übersehen wird und dennoch für den Gang der Dinge sehr wichtig und bezeichnend ist. Auch muß ich zur Vermeidung von irrigen Voraussetzungen in genealogischer Hinsicht auf den Parallelismus der Lebenslinien aufmerksam machen und etwas genauer darstellen, wie sich die Hohenstaufen bei ihrem gewaltsamen Verschwinden aus der Weltgeschichte in den Generationswechsel einfügen, wie ich ihn für das 13. Jahrhundert soeben nachgewiesen habe.

Der frühe Tod der Söhne Friedrichs II. und des letzten unglücklichen Staufers, gibt allen, die nicht generationenweise zu denken pflegen, die völlig verkehrte Vorstellung, als ob zwischen den Zeiten, in denen die Nachkommen Friedrichs und andererseits die Zeitgenossen Rudolfs und Albrechts wirkten, ein Zwischenraum gelegen hätte. Aber Heinrich VII. und Konrad IV. stehen auf derselben Generationslinie wie Rudolf von Habsburg, und Konradin würde der geborene Rivale Albrechts von Oesterreich geworden sein, wenn er gelebt hätte. Wiewohl die letzten Hohenstaufen in schauerlichster Weise dem System von Frühzeugungen anheimgefallen waren und dadurch ihr kräftiges Geschlecht verdarben, so erhielt sich ihre Generationenreihe doch noch so ordentlich, daß König Heinrich VII. nur sechs Jahre älter und dessen Bruder nur sechs Jahre jünger als Rudolf von Habsburg gewesen, während Konradin und Albrecht I. fast gleichalterig waren. So kann man sich nicht wundern, daß ganz ähnliche Tendenzen, wie

sie in der Zeit Rudolfs von Habsburg gezeitigt wurden, eigentlich schon den Gegensatz zwischen Friedrich II. und Heinrich VII. hervorgerufen haben. Es war ja dieselbe Generation, vielleicht auch dieselbe Partei, die sich zu rühren begann, als der Kaiser gegen den Sohn zu Felde zog, und die nachher die Geschäfte Rudolfs von Habsburg besorgte. Zunächst obsiegte der Universalismus des ältern Geschlechts, aber die Jugend blieb anderer Meinung und behauptete das Feld. Die Generation nach Friedrich II. war fürstlich, landeshoheitlich, territorial gesinnt und gab den Impuls zu einer langen Reihe von gleichgesinnten Jahrhunderten.

Ich will hier von den neun Generationen, die sich im vorhergehenden wahrlich ungezwungen feststellen ließen, nicht Abschied nehmen, ohne noch eine allgemeine Betrachtung hinzuzufügen. Jede einzelne unter denselben zeigt doch sicherlich ein deutliches Gepräge, und gegen die meisten meiner Charakterisirungen — ich gebe aber zu, daß sie von Ranke besser gemacht worden wären und ich wünsche nur, daß ein besser Unterrichteter dessen Fußstapfen folgend es künftig besser machte als ich — gegen die Hauptzüge meiner Darstellung der Generationseigenthümlichkeiten wird sich vielleicht nicht allzuviel einwenden lassen; was aber manchem Leser aufgefallen sein mag, dürfte die Außerachtlassung gewisser gemeinsamer Qualitäten sein, die sich in mehreren hintereinander lebenden Geschlechtern gleichmäßig finden. Wenn ich z. B. bei der Generation, die um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts lebte, das größere Wohlgefallen an massiven Formen in der Baukunst hervorhob, so wird man mit Recht eingewendet haben, wie ja dennoch der Geschmack für den gothischen Baustil alle Welt schon seit dem 13. Jahrhundert beherrschte. Und wenn ich des Wechsels der religiösen Interessen zu gedenken hatte, so wird man mit gleichem Recht gesagt haben: dennoch hat das ganze Gemüths- und Geistesleben in der Kirche seit langer Zeit einen gewissermaßen durchgehenden Grundzug.

Und ich finde in diesen Bemerkungen nicht nur keinen Widerspruch gegen meine Einzelausführungen, sondern ich wünschte sehr, dieselben von meinem Standpunkt noch zu unterstützen. Der gothische Grundzug des Baugeschmacks ist eben mit den neuen Generationen des 13. Jahrhunderts siegreich erwacht, wie Religiosität und Kirch-

lichkeit durch die Dominikaner und Franziskaner mit ihrem, ich will sagen, volksthümlichen gelehrten Wesen und ihren starren Lehrsystemen die Welt durch drei Jahrhunderte beherrscht wurde. Wenn man solche durchgehende Charaktermerkmale bei drei, bei sechs und mehreren Generationen aufdeckte, so wäre man eben dahin gekommen, wo sich der Historiker jetzt zu einem neuen Periodenbau der Geschichte gedrängt finden sollte. Aber ich habe nicht die Absicht, die Frage in diesem Zusammenhange weiter zu verfolgen. Hier will ich bloß der Interpret des großen Meisters sein, und thue nichts, als die Generationen an der Hand der wirklichen Genealogieen zu bezeichnen, nach ihrer Zusammengehörigkeit zu vereinen und in ihren Unterschieden zu sondern, nach Rankes nicht oft genug zu wiederholenden Worten: „Es wäre vielleicht überhaupt eine Aufgabe" u. s. w. u. s. w.

Um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts lebte bekanntlich ein ebenso geistreiches Poeten- und Gelehrtengeschlecht, wie in der Humanistenzeit des Kaisers Maximilian, eine im sogenannten Mittelalter vielleicht einzig dastehende Generation, die den Parzival hervorgebracht hat, Naturen von hervorragender Phantasie nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Politik. Wie sich der Kaiser Maximilian in eigenthümlich phantastischen politischen Projecten bewegte, und sein bekannter Versuch, sich zum Papst wählen zu lassen, die Frage nahe legte, ob man es hier mit einem Scherz zu thun habe, so könnte man den Papst Innocenz III. für den geistlichen Antipoden dieses Kaisers bezeichnen, der sich nicht nur die Praerogative des Kaiserthums, sondern auch die Eigenschaften der Sonne im Weltall mit einer alles frühere und alles spätere hinter sich lassenden politischen Phantasie beigelegt hat, und dabei doch nur ein Theoretiker geblieben ist, wie Maximilian ein Projectenmacher. Die Generation, an deren Schlußpunkt der Graf von Trasmondo stand, war, wie dieser selbst würdevoll und hochgesinnt und voll kühner Gedanken, aber bei allem Unternehmungsgeist doch noch gemäßigt und bei lebhaftesten Trieben, wie im sozialen, so im politischen Leben auf ein mittleres Maß bedacht; von Innocenz III. rühmt der Biograph:

medius inter prodigalitatem et avaritiam. Des Papstes Zögling und Mündel dagegen, Friedrich II., nahm von seinem Erzieher viele Eigenschaften des Charakters in seine Zeit hinüber, aber er bildete beide Extreme zu Leidenschaften aus, die Habsucht wie die Verschwendung. Die edle Minne der hochgerühmten Zeiten um die Wende des Jahrhunderts gab dem Leben einen leichten, poesiereichen Ton, der selbst in harten Kämpfen noch den vorzugsweise ritterlichen Sinn erkennen ließ. Und gerade dieser Charakter zeigt sich in seiner starken Ausprägung am deutlichsten, wenn man die durchaus richtigen populären Vorstellungen von den Vätern und von den Söhnen dieser Generation zur Vergleichung heranzieht. Von Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen wird man nicht sagen wollen, daß sie zu den galanten Rittern zählten, und bei seinem Enkel, dem harembedürftigen Friedrich II. bemerkt man Leidenschaften derberer Art. Dazwischen liegt der Typus eines besonders ritterlichen Zeitalters ausgeprägt in den liebenswürdig geschilderten Söhnen des Rothbarts, wie in Richard Löwenherz und Philipp August.

Bevor ich indessen weiter schreite, wird eine genauere Abgrenzung der Generationenreihe in den verschiedenen Familien genealogisch nöthig erscheinen. Die Staufer haben der Weltgeschichte vom Jahre 1212, wo der allerdings außer der Regel junge, eben in Wirksamkeit tretende Friedrich II. sein öffentliches Leben begann bis zum Jahre 1105, wo Herzog Friedrich von Schwaben starb, also für die Zeit von 107 Jahren drei Generationen geschenkt, diejenige Heinrichs VI., Friedrichs und Philipps von Schwaben, die alle so unerwartet früh und der letzte auf unnatürliche Weise starben, ferner die Generation Barbarossas und endlich die Konrads III. und Friedrichs II. von Schwaben. Der Vater der beiden letzten, der erste Herzog von Schwaben, hatte spät geheirathet — vielleicht daß eine Ebenbürtigkeitsfrage im Spiel war, aber wie dem auch sein mag, das Geschlecht hat im ganzen regelmäßig bis zum Ausgang der sechsten Generation (die siebente starb vor der Zeit vollster Mannbarkeit — Konradin 16jährig) zweihundert Jahre gewirkt.

Merkwürdig ist der Gegensatz, mit welchem die Generationen der Staufer von der Wende des 13. Jahrhunderts ab bis in die Mitte des 12. von den Welfen in genauen parallelen Lebens-

linien begleitet werden, jedoch so, daß die letzteren meist um ein Jahrzehnt jünger sind, ohne daß doch der mindeste Zweifel an der Zusammengehörigkeit der betreffenden Paare vermöge ihrer gesammten Lebenswirksamkeit bestehen könnte; die Generationenfolge stimmt auch hier mit der allgemeinen Regel, aber die Opposition der Welfen müht sich fortwährend an einem Geschlechte ab, dessen Repräsentanten für um ein Fünftel oder Sechstel der Lebenszeit erfahrener und man möchte fast sagen klüger zu halten sind; in solchem Verhältnis stehen schon Kaiser Otto IV. und sein Bruder Wilhelm zu den Söhnen Friedrichs I., die in fast gleicher Zahl immer um 6—10 Jahre älter waren, als die Söhne Heinrichs des Löwen, dessen Altersunterschied gegen seinen Herrn und Vetter sieben Jahre betrug, während bei den Vätern, Konrad III., Heinrich dem Stolzen, die Ungleichheit bis zehn und bei den Großvätern, Heinrich dem Schwarzen, Friedrich I. mindestens auf fünfzehn Jahre wuchs. Der alte Welf von Baiern starb wohl erst zwanzig Jahre nach dem Grafen von Büren. Die Staufer waren im elften Jahrhundert anscheinend ein spät zeugendes Geschlecht, doch verliert sich überhaupt hier die Sicherheit der genealogischen Quellen. Für den Parallelismus seiner gesammten Generationenreihen mit denen der Welfen ist aber die Linie der Verwandtschaft, auf welcher Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe stehen, ein für allemal entscheidend, denn sie besaßen beide denselben Großvater.

Indem ich wohl glauben darf, daß diese Betrachtung den genealogischen Grundcharakter der Geschichte des 12. Jahrhunderts ebenso klar gemacht haben dürfte, wie meine Auseinandersetzungen über das 13.—15. Jahrhundert den thatsächlichen Bestand von neun Generationen zeigten, so könnte jetzt nur noch die Frage erhoben werden, ob denn politisch in den drei Generationen des 12. Jahrhunderts irgend etwas gemeinsames zu finden sei. Geht man hierbei von dem größten weltgeschichtlichen Ereignisse aus, das auf Rechnung der Thätigkeit des Lebensalters vom Jahr 1200 zu setzen ist, so befindet man sich auch an einem Wendepunkte in jener großartigen Reihe von Begebenheiten, die mit dem dunkeln Namen der Kreuzzüge bezeichnet zu werden pflegen. Die Gründung des lateinischen Kaiserthums von Constantinopel und mehr noch die Unterwerfung der gesammten grie-

chischen Welt unter den Einfluß abendländischer Staaten und Geschlechter bilden einen epochemachenden Abschnitt der Weltgeschichte, von dem man kaum behaupten kann, daß er noch genugsam gewürdigt worden sei, denn ob man das Ereignis vom Standpunkte der Mittelmeerpolitik, oder vom Standpunkt der orientalischen Frage und der sogenannten Kreuzzüge ansehn will, immer zeigt sich darin der gleich starke Abschluß einer Bewegung, die durch den Ueberschuß der nationalen Kräfte des Westens herbeigeführt wurden.

Das große Bestreben eines Jahrhunderts, die romanisch-germanische Volkseinheit auf die Grundlagen der römisch-griechischen Welt zurückzuführen, hatte den erheblichsten und praktisch einleuchtendsten Erfolg davongetragen. Wenn das, was man die Kreuzzugsbegeisterung unter den Völkern nennen konnte, aus der Sphäre religiöser Stimmung in die praktische Welt der Staatskunst überhaupt zu übersetzen war, so hatten das Kaiserthum in Constantinopel, sowie die Fürstenthümer Griechenlands und Kleinasiens und die leidenschaftlich begehrte Herrschaft in Aegypten ein politisches Bild gezeitigt, das den höchsten Culturaufschwung erwarten ließ. Von dem Gefühle der Befriedigung, welches die romanisch-germanische Welt im Jahre 1204 erfüllte, kann sich jeder historisch gebildete Europäer leicht in sicherer Nachempfindung überzeugen, wenn er sich in die Marcuskirche in Venedig still und andächtig hinsetzt, und je nach Herzensbedürfnis betet oder in Geschichte philosophirt. Bedingung ist freilich nur die, daß er nicht bloß gelernt hat, die Autoren zu vergleichen, sondern auch die Zeiten durchzuleben.

Will man nun das unternehmende, ritterliche, phantasiereiche, staatskluge und culturverheißende 12. Jahrhundert in seiner Totalität kennzeichnen oder jeder einzelnen Generation desselben zutheilen, was ihr besonders eigenthümlich ist, so wird man die auf die orientalischen Angelegenheiten gerichteten Tendenzen ohne Zweifel als das verbreitetste Merkmal der Zeit im ganzen wie im einzelnen erkennen, aber in der Art der Erscheinung dieses durchlaufenden Charakterzuges ist doch ein Unterschied, der sich schon gegen die Mitte des Jahrhunderts hin ankündigt und dann immer stärker hervortritt. Die Kreuzzugsbewegung war, als der Einsiedler von Amiens eine wenn auch noch so beschränkt gedachte Rolle spielte, und als Urban II. in

Clermont erſchien, aus der untern breiten Maſſe des Volkes durch die Erregung kirchlicher und religiöſer Inſtincte hervorgegangen, aber die höheren Stände, die ſich in ſteigendem Maße der Sache bemächtigten, brachten ein politiſches Element dazu, welches ſchon in der zweiten Generation des Jahrhunderts die religiöſen Stimmungen überholte und in der dritten um das Jahr 1200 lebenden eine Neubildung ritterlicher und fürſtlicher Unternehmungen mit der Tendenz auf politiſche Vortheile zeitigte. So wandelte ſich offenbar der Charakter des Großvaters, des Vaters, des Sohnes und des Enkels, ſeit der Epoche, welche Taſſo beſang, ſehr weſentlich ab, und das befreite Jeruſalem wird wenig charakteriſtiſches für die Fürſten bieten, die an den Mauern von Accon und Ptolemais und bei der Belagerung von Damiette untereinander ſtritten. Mit dem Kreuze bezeichnet waren ſie alle. Aber wenn man jemals in einem Jahrhundert die Generationen recht deutlich in ihren generellen und wieder ſpeciellen Eigenthümlichkeiten zu zeichnen vermag, ſo iſt es im zwölften der Fall.

Denn etwas ähnliches, wie in Bezug auf die äußeren Fragen, zeigt ſich auch in der Auffaſſung der innern Angelegenheiten bei den Geſchlechtern des 12. und 11. Jahrhunderts und wiederum innerhalb der drei Generationen jedes der beiden. Die erſte Generation des zwölften iſt durch drei Regierungen in Deutſchland, durch eine Regierung in Frankreich und durch zwei Regierungen in England ausgezeichnet. Aber wenn man alle dieſe Männer, Heinrich V., Lothar, Konrad III., Ludwig den Dicken, Heinrich I., Stephan von Blois, ausgezeichnet findet durch ein friedliches Beſtreben, ſich mit der Kirche auszugleichen, ſo iſt in Heinrich von Plantagenet, genau wie in Friedrich Barbaroſſa und in Heinrich VI., ſowie in Philipp Auguſt das wieder emporgeſtiegene Machtgefühl des Staats- und Königthums vorherrſchend geworden.

Geht man endlich zur Betrachtung der geiſtlichen Kreiſe über, ſo ſtehen die milderen, kampfesmüden, ausgleichsbedürftigen Päpſte am Anfang des Jahrhunderts und ſteigern ſich zu den ſtaatsbeherrſchenden Geſtalten eines Alexander III. und Innocenz III. in der zweiten und dritten Generation. Vielleicht ließen ſich ähnliche Fortbewegungen in der Wiſſenſchaft, in den Schulen von St. Victor oder bei den neuen, mit raſender Eile ſich verbreitenden Ordensbrüdern

von Citeau und Clairvaux beobachten. Was in ziemlich idealer Höhe im 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts geschaffen wurde, wird von energischen Geschlechtern in immer schärferer Ausbildung mit eiserner Consequenz fein, logisch und geistreich fortgesponnen. Es war als ob eine Generation die andere im Wollen und Denken übertreffen wollte.

Ich gehe nun zur genealogischen Construction des 12. Jahrhunderts über. Manchen meiner Leser wird es im ersten Augenblick verwundert haben, daß die Könige Heinrich V., Lothar von Suplinburg und Konrad von Staufen auf einer Generationenlinie stehen sollen. Man ist noch so ungewohnt in der Geschichte, die Menschen, die in der Kinderstube und Schule zusammengesessen haben, als etwas zusammengehöriges zu betrachten, daß die leidige Chronologie der zusammengeflickten Haupt- und Staatsactionen fast alle richtige Auffassung der Charaktere hindert. Trotzdem, daß Lothar älter war als Heinrich V. und dieser älter als Konrad III., so hätten doch alle drei von einem und demselben Hofmeister erzogen werden können, ohne daß dieser würdige Mann irgend etwas zu seiner regelmäßigen Wirksamkeit an Jahren zuzulegen gehabt hätte. Auch starb Heinrichs V. Vater nur ein Jahr später als der von Konrad, und schon die Großväter beider waren zuverlässig Zeitgenossen; indessen soll nicht verschwiegen werden, daß nach der mütterlichen Abfolge in den Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Staufen und Saliern eine Unregelmäßigkeit besteht, denn Heinrichs V. Vater war mütterlicherseits Konrads Großvater, eine im Gegensatz zu den Altersverhältnissen auffallende genealogische Erscheinung, die aber ihre Bedenklichkeit verliert, wenn man sich erinnert, daß Konrads Mutter jene merkwürdige Dame war, die 20—25 Kinder zur Welt brachte; man muß es daher schon verzeihlich finden, wenn durch die österreichische Heilige ungewöhnliche Verwandtschaften herbeigeführt wurden, und darf sich also mit vollem Rechte an die Altersclassen bei den erwähnten Staufern und Saliern halten, die einander in der Regierung folgten und zwischen denen die Regierung Lothars in der Mitte liegt. Die Verwandtschaft zwischen Lothar und Konrad zeigt übrigens, wenn man die weiblichen Linien mit heranzieht, beide auf einer gleichen Generationsstufe, denn der Enkel Lothars, Heinrich der Löwe, hat

väterlicherseits denselben Großvater, wie Konrads Neffe. Doch glaube ich hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, daß subtile Beobachtungen wie diese hier nur aus dem Grunde eingefügt werden, weil es gar zu nöthig ist, den Verächtern der Genealogie die volle Uebereinstimmung zwischen den Generationen und thatsächlichen Stammbäumen zu beweisen. Doch betrachten wir nun die aufsteigende Ahnenreihe des 11. Jahrhunderts.

Die Kampfgenossen und Theilnehmer an den ungeheuern Ereignissen des Kirchenstreits, dessen Folgen niemanden unberührt gelassen, starben fast alle rasch hintereinander noch vor Ablauf des ersten Jahrzehnts des 12. Jahrhunderts: Herzog Friedrich von Schwaben 1105, Herzog Welf von Baiern 1101, der letzte Billunger 1106, im selben Jahre wie Heinrich IV. selbst. Auch der ihm treue Böhme war vor dem Schlusse des Jahrhunderts dahingegangen; der heilige Babenberger, Heinrichs IV. Schwiegersohn und einer der ersten, der di Friedensschalmeien blies, kam schon 1096 zur Regierung, und Lothars des Sachsen Schwiegervater starb 1101. Berthold von Rheinfelden und Berthold von Zährigen, des Kaisers Gegner, folgten nach kaum zwei Decennien dem Vater und Gegenkönig im Tode nach, und von den berühmtesten Kampfprälaten, wie Gebhard und Thimo von Salzburg, Altmann von Passau, Gerhoch von Reichersberg, erreichte keiner den Beginn des neuen Jahrhunderts; nur im kaisertreuen Lüttich überlebte Otbert Heinrich IV. Victor III. und Urban II. waren den heiligen Satanen der mittleren Generation mit der Wende des Jahrhunderts ins Grab gefolgt, und Paschal II. war der erste der vertragsuchenden, friedenersehnenden Päpste des 12. Jahrhunderts. Es ist klar und auch dem Blindesten sichtbar, daß um das Jahr 1110 alles todt war, was für oder gegen den Kaiser, für oder gegen den Papst gestritten; ganz andere Menschen lebten, der Generationswechsel war auf der ganzen Linie zum Abschluß gekommen. Hierbei wird es freilich auch damals in der Welt vorgekommen sein, daß irgendwo ein steinalter Herr noch am warmen Ofen gesessen und von der Schlacht an der Elster erzählt haben wird, und von der abgeschlagenen Hand des Königs Rudolf, und ich bin ganz gefaßt darauf, daß ein gelehrter Urkundenforscher kommen und sagen wird, die ganze Generationentheorie taugt ja doch nichts, denn im Kloster St. Alban

haben ganz alte Leute gelebt, welche noch 1117, ja 1130 die Chronik vom Investiturstreit ab-, aus- oder eingeschrieben haben; ja Hugo von Flavigny, auf dessen „zeitgenössische" Quellenweisheit kein redlicher Geschichtsforscher ohne bittere Thränen Verzicht leisten könnte, ist viel später gestorben als Kaiser Heinrich IV. Ich könnte nun solchen Opponenten die beruhigend ablehnende Antwort geben, daß doch Marianus, ohne ein ungewöhnliches Alter erreichen zu müssen, sich dem allgemeinen Zug seiner Zeitgenossen hätte anschließen und recht leicht die ersten Jahre des 12. Jahrhunderts hätte erleben können, und daß Sigebert von Gembloux, um der Generation sozusagen den genau eingeschachtelten Geschichtschreiber nicht zu entziehen, wirklich im Jahre 1112 hochbetagt starb; aber mit solchen Argumenten will ich meine Gegner durchaus nicht ermüden, es versteht sich ja von selbst, daß die, welche den Nachweis erwarten, daß alle historischen Personen auf Tag und Stunde ein gleiches Alter erreicht hätten, für die Generationenrechnung verloren sind, und was mich anbelangt, so gebe ich sie gerne verloren. Alle Naturerkenntnis beruht auf der Ueberzeugung, daß im Unregelmäßigen das Regelmäßige verborgen ist, und von diesem Standpunkt zeigt die historische Natur des Menschengeschlechts eine fast unbegreiflich sich entwickelnde Gesetzmäßigkeit, denn wenn das Zeitalter Heinrichs IV. und seiner Kämpfe mit den Fürsten und der Kirche eine geradezu ideal abgegrenzte Lebenslänge erkennen lassen, so ist die mittlere Generation des 11. Jahrhunderts durch den Typus Heinrichs III. so deutlich bezeichnet, daß man sich in der That enthalten kann, in das Detail der Charaktere einzugehen. Für jemanden, der sich gewöhnt hat alle Ereignisse nach der trockenen Mechanik der Jahreszahlen anzusehen, erscheint es vielleicht auf den ersten Blick auffallend, daß der specielle Kampf Heinrichs IV. gegen Gregor VII. durchaus kein Streit von Zeitgenossen, sondern der Kampf der Jungen gegen die Alten, des Sohnes gegen den Vater, die Reaction gegen die Ideenentwicklung sein mußte, die Heinrich III. mit seinen doctrinären deutschen Bischöfen auf dem Stuhl Petri zur höchsten Entfaltung gebracht, und durch die Künste Hildebrands und Damianis zum Ansturm gegen den Staat gestachelt hat. Die meisten Darstellungen des Investiturstreits übersehen die Altersverhältnisse, und nehmen, wie in aller Geschichte, so

auch hier die Dinge in einer Abstraction, die jeder Wahrheit entbehrt. Hier handelt es sich um einen alten Praktiker, Lehr- und Zuchtmeister, der einen jungen Menschen auf die Bahn des Vaters zurückzuführen entschlossen ist. Dieser Vater selbst ist — nach meiner Ueberzeugung für ihn höchst glücklicherweise — zu jung gestorben, um die ungeahnten Consequenzen seiner doctrinären Staats- und Kirchenlehre selbst gezogen zu sehen. Die Söhne, die theils in der Schule fanatisirt, theils im Unglauben an die Allmacht des Princips herangewachsen waren, traten in jenen Kampf, der bei der Ueberlegenheit und Ererbtheit des Gegensatzes vielen als Erhebung gegen Unterdrückung, als ein Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit, hier der Kirche dort des Staats erscheinen mußte.

Doch darf ich voraussetzen, daß so gewaltige Typen, wie sie im 11. Jahrhundert hervortreten, stärkere Meinungsunterschiede kaum zulassen werden; auch die erste Generation des Säculums, welcher die beiden Kaiserregierungen Konrads des Saliers und Heinrichs II. zuzurechnen sind, ist charakteristisch und leicht zu fassen. Der höfliche Biograph des Kaisers Konrad bemerkt an einer Stelle seines Buches, daß Konrad im Princip mit den Tendenzen der kirchlichen Reform immer einverstanden, in der Praxis aber zuweilen sündlich gewesen sei. Dasselbe kann man von dem heiligen Heinrich sagen, der offenbar noch viel öfters gegen die Doctrinen der neuen „Kirchenreinheit" verstieß, als man von der fränkischen Familie erwarten mochte, die längst dem geistlichen Einfluß verfallen war und eben diesem die Krone dankte. Heinrich II. ist genau wie Konrad Typus jener soldatisch geistlichen Verbrüderung, der man öfters in der Geschichte älterer und neuerer Zeiten begegnet, und der in immer veränderten Formen, bald jesuitisch, bald puritanisch, bald ordensritterlich, bald hugenottisch, doch immer als der stolze Ausdruck einer Staat und Gesellschaft erhaltenden Macht sich darstellt. In den neueren Zeiten erscheinen die Typen dieser Verbrüderung von kürzerer Lebensdauer, als in den älteren, und selten charakterisch für ganze Lebensalter, vorübergehend innerhalb gewisser noch größerer allgemeinerer Strömungen, — Marcelle unter den Propheten.

Indessen darf ich nicht unterlassen, über die hier vorausgesetzte Einreihung Heinrichs II. und Konrads II. in dieselbe Generation noch

einiges zu bemerken. Beide Könige waren dem Alter nach höchstens um eine halbe Generation unterschieden. Es wäre also ebenso gerechtfertigt, Konrad II. der mittleren Generation des 11. Jahrhunderts zuzutheilen, wie der ersten; genealogisch würde sich aber weder das eine noch das andere strenge rechtfertigen lassen. Merkwürdigerweise findet sich im fränkischen Hause im 10. Jahrhundert eine solche Fülle von Frühzeugungen, daß sich die kürzere Lebensdauer der sämmtlichen Salier, die langen Vormundschaften und die rasch erfolgte Armuth an männlicher Nachkommenschaft nur zu leicht erklären lassen. Von der Ungleichförmigkeit der Generationenreihen von Saliern und Sachsen wird man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß Kaiser Otto I., der etwa 17 Jahre vor der Geburt Konrads II. starb, dessen zweiter Urgroßvater war und also in der Familie seiner Tochter noch seinen Urenkel, den Vater Konrads, als Kind gesehen hat. Eine so ungewöhnliche Erscheinung, die voraussetzt, daß alle Generationen der fränkischen Familie vor dem 24. Jahre erzeugt wurden, erklärt zur Genüge die Unmöglichkeit, Konrad II. genealogisch einzureihen, er müßte in eine Generation gesetzt werden, die erst zur Welt kam, als er schon todt war. Es ist daher einzig und allein möglich, sich an sein persönliches Alter und an seine persönliche Wirksamkeit zu halten, wenn man seine Zeitgenossen bestimmen will. Nun verheirathete er sich aber spätestens im Jahre 1016 und sein Sohn gehört sicher der Mitte des Jahrhunderts an, wie sein Enkel dem Ende desselben, es fällt seine Wirksamkeit also in das zweite, dritte und vierte Decennium, oder in das erste Drittel des Jahrhunderts, gleich der Heinrichs II., der nur um 15 Jahre früher starb.

Weniger Schwierigkeiten macht es, die Generationenreihe des 10. Jahrhunderts genealogisch festzustellen, denn die sächsische Familie zählt von Heinrich II. bis zu Heinrich I. drei Generationen[1] und die

[1] Generationen der Sachsen

I.	Liudolf	Beginn der Wirksamkeit wahrscheinlich † 866—33 = 833.
II.	Otto	
III.	Heinrich	Darnach Summe der historischen Lebensdauer 192 Jahre.
IV.	Otto — Heinrich	
V.	Otto — Heinrich	
VI.	Otto — Heinrich	

Regierungswirksamkeit des letzteren als Herzogs von Sachsen, führt bis in das Jahr 912 zurück. Obwohl in der älteren Linie des sächsischen Hauses ein rascheres Sterben eintrat und die normalen Generationsreihen lediglich durch die jüngere Linie der Heinriche bestimmt werden, so dürfte dies doch keineswegs verhindern, bei der Bestimmung des psychologischen und moralischen Charakters der Generationen des 10. Jahrhunderts auf die jungen, frühreifen, eigenartigen und typisch ausgeprägten Nachkommen des Kaisers Otto I. mehr Gewicht zu legen, als auf den jüngeren, aber genealogisch regelmäßigeren Zweig der Heinriche. Otto II. würde, wenn er die Wende des Jahrhunderts erlebt hätte, wie es zu erwarten war und in der Natur der Dinge gelegen hätte, ein ausgesprochenerer Repräsentant seiner Zeit geworden sein, als sein junger Sohn, dessen persönliche Bedeutung außerordentlich überschätzt zu werden pflegt. Daß man der jugendlichen, romantischen Erscheinung ein so bedeutendes Interesse entgegenbringt, schreibe ich dem Umstande zu, daß Otto III. einen hervorstechenden Zug des Zeitalters in einer interessanten und einseitigen Weise persönlich ausprägte; aber im übrigen besaß er weder in kirchlicher noch in politischer Beziehung etwas typisches, weder für die Zeit vor dem Jahre 1000, in welcher er verfrüht gelebt hat, noch für die Zeit nach dem Jahre 1000, die sein Vetter Heinrich II. besser verstand, als er sie verstanden hätte, wenn er auch zu seiner Manneswirksamkeit gelangt wäre. Otto III. hatte die größte Aehnlichkeit mit König Ludwig II. von Baiern, der eine der größten und schönsten Zeitströmungen nicht nur vertrat, sondern auch förderte, im übrigen aber doch schwerlich als ein Repräsentant unserer Zeit bezeichnet werden könnte. Otto II. dagegen war durchaus charakteristisch für die Bildung wie für die Politik seiner Zeit, für die großen Anläufe auf beiden Gebieten und für die litterarische Renaissance, die das letzte Drittel des Jahrhunderts auszeichnet.

Die Regierung seines Vaters dagegen breitet sich über das ganze mittlere Drittel des 10. Jahrhunderts, ähnlich wie diejenige Heinrichs III. und Friedrichs I. in den nächsten Jahrhunderten, in typischer Weise aus und gleicht in Dauerhaftigkeit und Nachwirkung derjenigen des letzteren Kaisers. Daß man den Charakter des Lebensalters Ottos I. im Gegensatz zu dem seines Vaters Heinrichs I. als universalistisch

und von kaiserlichen Tendenzen erfüllt sehen wollte, wodurch der mehr nationale Anhauch der früheren Generation gestört worden sei, ist eine Auffassung, der viel Beifall gezollt worden ist, von der ich aber nicht glauben möchte, daß Ranke sie getheilt hat. Wie dem auch sei, ein typischer Generationsunterschied zwischen Otto und seinem Vater Heinrich I., der sich im politischen und geistigen Leben auf das einschneidendste kund gibt, bestand, wie Herr von Sybel seinerzeit schlagend und scharfsinnig zeigte, doch ohne alle Frage.

Dieser Heinrich I. begann nun seine politische Lebenswirksamkeit im Jahre 912, also genau dreihundert Jahre, bevor Kaiser Friedrich II. persönlich wirkungsvoll hervortrat. Für diesen Zeitraum konnten, wie man sieht, neun aufeinander folgende Generationen in schärfster genealogischer Begrenzung in dreimaliger Wiederholung von Vätern, Söhnen und Enkeln nachgewiesen werden. Weitere neun ebenfalls genealogisch nachgewiesene Generationen führen bis zu dem Momente, wo Karl V. seine universalen Absichten gegen Franz I. begründete und vertheidigte. Hier besteht also keine weitere Frage über Geschichtseintheilung und Periodisirung, sondern eine naturwissenschaftliche Thatsache der Genealogie, daß vom Jahre 912 bis 1212 neun Söhne ihre Väter in ihrer Lebenswirksamkeit abgelöst haben und daß desgleichen von 1212 bis 1516 wiederum neun Generationen gelebt und gestrebt und gewirkt haben.

Als einen merkwürdigen Zufall darf man es wohl im Gedächtnis behalten, daß in demselben Moment, wo die Sachsendynastie mit Heinrich I. ihre königliche Lebenswirksamkeit eröffnete, die ostfränkischen Karolinger gänzlich ausgestorben waren; dagegen ist dem Todesjahr des Kindes Ludwig, genealogisch betrachtet, gar keine Bedeutung zuzuschreiben. Es wollte nur gleichsam bekunden, daß für die neuen Geschlechter, die jetzt in Europa auftraten, durch das Verschwinden der alten Platz geschaffen sei. Denn ein mächtiger Wechsel der leitenden Familien vollzog sich in Deutschland wie in Frankreich, wo die letzten Generationen der Karolinger ebenso unregelmäßig geworden waren, wie in Deutschland. Will man die wahren Gene-

rationenreihen feſtſtellen, ſo muß man ſich dort an die Ahnen Hugo Capets wie hier an die des Königs Heinrich halten. Bei den Karolingern bricht die geordnete Reihenfolge mit den Enkeln Ludwigs des Frommen ab; freilich durften ſie als erſchöpft betrachtet werden, da ſie durch dreihundert Jahre eine faſt an das unglaubliche grenzende Gleichmäßigkeit der Generationenfolge aufzuweiſen hatten.

Soll man die entſprechenden Typen für die beiden letzten Generationen des 9. Jahrhunderts ſuchen, ſo muß man ſich an Otto den Erlauchten und an deſſen Vater Liudolf wenden. Auch in Baiern führt die Ahnenreihe der Herzoge zum Grafen Liutbold an der Wende des 9. und 10. Jahrhunderts. Faßt man aber erſt in dem Stammbaum der Karolinger feſten Fuß, ſo laſſen ſich die Generationen der Menſchen aus der Genealogie dieſer männerſtarken Dynaſtie gleichſam wie in einem Buche nach paginirten Seiten ableſen. Hier ſteht man auf ſo ſicherem Boden, daß ich mich auch ganz kurz faſſen und alles, was zur Charakteriſtik jeder einzelnen Generation in den nächſt vorhergehenden Jahrhunderten zu ſagen wäre, getroſt dem eigenen Gedächtnis des Leſers überlaſſen kann.

Auf der ganzen Linie der zahlreichen Enkel Ludwigs des Frommen war im dritten Drittel des 9. Jahrhunderts ein, man möchte ſagen, epidemiſches Sterben eingetreten, von welchem nur noch ein einziger unechter Zweig durch wenige Decennien verſchont blieb. Unter den Söhnen Ludwigs des Frommen ſelbſt überſchritten zwei die Grenze des dritten Drittels des Jahrhunderts, zehn Jahre ſpäter waren alle ihre Söhne bis auf einen todt, der aber auch ſchon 888 ſtarb. In der Mitte der ſiebziger Jahre war ſeit dem Tode Ludwigs des Frommen ein volles Menſchenalter verfloſſen, dieſer ſah ſeinen Vater in ſeinem 37. Lebensjahre ſterben und Karl der Große war der dritte der Nachkommen Pippins von Herſtall, welcher ſeinerſeits genau 100 Jahre vor ſeinem Urenkel ſtarb. Von dieſem Jahre 714 zählten die Pippiniden mithin bis zum dritten Drittel des 9. Jahrhunderts fünf Generationen. Von 714 aber zurück gerechnet bis an den Beginn des 7. Jahrhunderts umfaßten dieſelben gleichmäßig in männlicher und weiblicher Ahnenreihe wiederum drei Generationen, und Pippins beide Großväter, Pippin von Landen ſowohl, wie Arnulf von Metz, ſtarben wiederum genau 200 Jahre vor Ludwig dem

Frommen, welcher seinerseits der sechste Nachkomme der Stammväter war. Da wahrscheinlich im zweiten Jahrzehnt des siebenten Jahrhunderts, wohl um 614, die Thätigkeit der stammväterlichen Majordome einsetzte, so gaben von diesem Zeitpunkt bis 877 die Pippiniden der Welt acht Generationen in einer wahrhaft militärischen Regelmäßigkeit. Vom Tode der Söhne Ludwigs an gerechnet, vollendeten zwar Karl der Dicke und seine Vettern ihren Lebenslauf vor der Zeit, aber niemand kann verkennen, daß zwischen 877 und 912 der Zeitraum eines historischen Menschendaseins liegt. Und dieses Generationsbild, welches thatsächlich in Otto dem Erlauchten, als dem Stammvater der nächsten Geschlechterreihen gegeben ist, erscheint wiederum als das neunte in dem Zeitraum von 300 Jahren. Von c. 610—20 bis 1510—20 sind mithin 27 Generationen thatsächlich auf genealogischem Wege nachzuweisen.

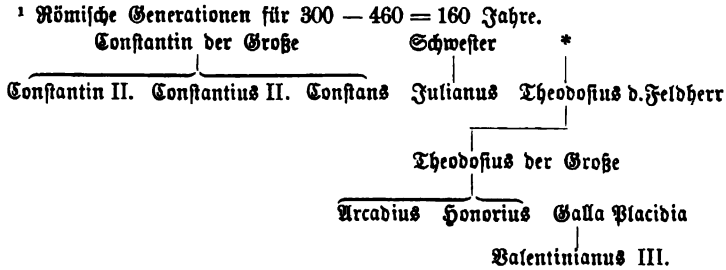
Ich weiß nicht, ob es darnach nothwendig oder auch nur erwünscht wäre, in die früheren Jahrhunderte hinaufzusteigen. Daß die Thesis von der Identität der Generationenrechnung und der Genealogie der historisch wirksamen Geschlechter als bewiesen anzusehen sei, möchte wohl jetzt schon hinreichend anzuerkennen sein, indessen hat es einen gewissen Werth, zu untersuchen, wie weit die gefundene Regel auch noch in jenen Zeiten bestätigt wird, wo man mit Stammbäumen nur sporadisch zu rechnen im Stande und die Kenntnis von dem Fortgang der Geschlechter gleichsam nur bruchstückweise zu gewinnen ist. Deßhalb möge es noch gestattet sein, eine Generationenreihe für weitere 300 Jahre festzustellen.

Als die Stammväter der Pippiniden lebenskräftig auftraten, regierte in Frankreich Chlotar II.; sein Vater Chilperich starb 584 und dessen Vater Chlotar wurde 511 zu Soissons und 524 zu Orleans König, nachdem Chlodowech 511 gestorben und 466 geboren worden war. Das sechste Jahrhundert und das dritte Drittel des fünften bewahrte mithin den genealogischen Typus von vier Generationen für etwa 130 Jahre und ohne Zweifel repräsentirt Chlodowech den Charakter einer regelmäßig folgenden dritten Generation nach Childerich und einem Großvater, der genealogisch nicht zu bestimmen ist.

Wenn man mit dieser Reihe aber die Entwicklung der römischen Verhältnisse in Verbindung bringt, so liegt es klar am Tage,

daß von Juſtinianus bis zu Mauritius Tode drei Generationen zu rechnen ſind, da Juſtinus II. und Tiberius II. unfraglich volle Zeitgenoſſen waren und dieſer der Schwiegervater des Mauritius, wie jener der Schweſterſohn des Juſtinianus war. Und wenn man von dem Vater des Theodoſius des Großen an bis auf Valentinian III. rechnet, ſo würde ein Jahrhundert ohne Zweifel voll geworden ſein, wenn der 419 geborene Valentinian zu ſeinen Jahren gekommen und nicht vorzeitig, 1455, ermordet worden wäre. Es war aber Theodoſius der Große ſein Großvater und Theodoſius der Feldherr ſein Urgroßvater. Iſt es nun auch ſchwer, bei den Verhältniſſen des römiſchen Reichs auf die Genealogie der Kaiſerdynaſtien zu bauen, ſo wird doch für das vierte Jahrhundert kaum etwas dagegen einzuwenden ſein, daß Conſtantin der Große, ſeine Söhne und ſein Neffe, und jener Sohn des Zeitgenoſſen Julians, des Feldherrn Theodoſius, Theodoſius der Große, den genealogiſchen Typus von drei Generationen wirklich repräſentiren.[1] Jedenfalls darf als genealogiſch geſichert betrachtet werden, daß Conſtantin und Julian für den Charakter des erſten und zweiten Drittels des Jahrhunderts ſo bezeichnend ſind, wie Theodoſius für das dritte. Sehr merkwürdig iſt daneben, daß im römiſchen Reich der große Kaiſer, der durch die Religionsgeſetze von 311, dann durch Nicaea und Conſtantinopel in einziger Weiſe charakteriſirt wird, auch in den erſten beiden Decennien des Jahrhunderts ſeine rieſenhafte Wirkſamkeit begann, in welchen faſt in jedem ſpäteren Säculum die entſcheidendſten Wendepunkte eintraten. Damit ſoll aber ebenſowenig etwas zahlenmyſtiſches hervorgehoben ſein, als mit der Beobachtung, daß die Jahre 10—14, 38—40 in vielen Genealogieen ſich auffallend häufig wiederholen. Ich halte es

[1] Römiſche Generationen für 300 — 460 = 160 Jahre.



für nöthig, mich ausdrücklich gegen solche Meinung zu verwahren, weil es auch nicht an solchen fehlte, die mir dergleichen zu unterschieben Lust hatten. In dieser Erscheinung liegt durchaus kein geheimnisvoller Tiefsinn, sondern nur eine natürliche Folge davon, daß man in jedem Jahrhundert von 1—100 zählt, und zugleich eine Bestätigung dafür, daß die natürliche Lebensdauer sich durchschnittlich in einem Jahrhundert auf drei Generationen vertheilt. Wenn also in einer durch lange Zeiträume bekannten Familie einmal begonnen wurde, im Jahre 14 oder 40 eines Jahrhunderts zu sterben, so wiederholt sich diese Ziffer ein paar mal, weil eben der Durchschnitt keine bloße Fiction, sondern thatsächlich vorhanden ist. Selbstverständlich geschieht es aber denen, die in solchen Familien aus der ominösen Zahl einen Aberglauben formuliren wollen, daß sie zwar das Sterbejahr ihrer Ahnen fürchten und viel davon reden, aber dann doch schon ein paar Jahre früher oder auch später sterben müssen. Nicht für den kundigen Genealogen sind diese wiederkehrenden Zahlen irgendwie auffallend oder mysterienhaft, sondern für jene Kritiker bezeichnend, die von Entsetzen über das Zahlenspiel ergriffen wurden und nur bewiesen, daß sie nicht die mindeste Kenntnis von Genealogie besitzen und vielleicht kaum jemals Stammbäume und Ahnentafeln gründlich zu lesen gelernt haben.

Neuerer Generationencyclus.

Die Liebhaber der formalen Periodeneintheilung sollten Ranke nicht genug Dank wissen, daß er, indem er dieselbe aus der Weltgeschichte feierlich hinausgeworfen hat, doch wenigstens der sogenannten „neueren Geschichte“ eine Art von Rettung brachte. Er hat zwar nirgends behauptet, daß die neuere Geschichte bei der „Reformation“, vermuthlich Luthers, begönne; auch die Entdeckung von Amerika meinte er weder im Hinblick auf die erste noch auf die zweite Reise des Columbus als den Jahresbeginn einer neuen Weltanschauung bezeichnen zu sollen; aber was er klar und deutlich erkannt hat, das war die Thatsache, daß um das Jahr 1514 ein ganz außerordentlich starker, entscheidender Personenwechsel in Europa vor sich ging,

daß die alten Acteure auf der Bühne mit einem Male sämmtlich verschwanden und einem neuen Schauspielerensemble Platz machten. In dieser historischen Beobachtung liegt nichts willkürliches, sie ist, um den beliebten Ausdruck zu gebrauchen, ganz objectiv. Sie vermag auf jede Untersuchung darüber zu verzichten, ob der eine der Reformation der Kirche eine entsprechende Bedeutung beilegt oder nicht, ob der andere dem Columbusei die größere welthistorische Wirkung zuschreibt; was unsererseits festgestellt erscheint, ist eine genealogische Erscheinung, über die niemand zweierlei Ansichten haben kann. Wer sich an solche natürliche Vorgänge, an solche allgemeine Grundereignisse des menschheitlichen Daseins in seinem Denken hält, genießt zunächst den Vortheil und den Segen jeder naturwissenschaftlichen Erkenntnis: die Thatsache ist ihm unbedingt gegeben.

Dem großen Generationswechsel, den Ranke im Beginne des 16. Jahrhunderts nachweist, habe ich in meinen, noch zu Rankes Lebenszeit geschriebenen Aufsätzen, die eingehendste Würdigung zu Theil werden lassen. Ich habe auch in diesem Punkte keinen Widerspruch erfahren, und wenn ich jetzt dazu schreite, die Generationenreihe, statt wie für die früheren Jahrhunderte in aufsteigender, nunmehr in absteigender Linie zu verfolgen, so darf ich (vgl. oben S. 216) die Charakteristik der Reformationsgeneration, besonders in Deutschland, als wohlverstanden erachten. Die bedeutendsten Zeitgenossen Luthers haben fast sämmtlich ihr Leben bis zur Mitte des Jahrhunderts und darüber hinaus ausgedehnt. Auch in Frankreich und England trat die Wirksamkeit der zweiten Generation dieses Jahrhunderts bei einer Anzahl hervorragendster Politiker und Fürsten ungewöhnlich spät ein. Wie die Reformation in kirchlicher und politischer Beziehung die Gemüther lange und anhaltend und in gleichmäßigster Weise beschäftigte, so ragten Karl V., Ferdinand I., Johann Friedrich von Sachsen, Franz I., Heinrich VIII., Gustav Wasa, Luther selbst, auch persönlich in die Zeiten hinein, wo die Söhne schon längst in voller Manneskraft und Lebenswirksamkeit standen. Maximilian II. war alt und fast ermüdet, als er endlich eine selbständige Wirksamkeit zu erlangen vermochte. Aber mit ihm waren unzählige Zeitgenossen bereits auf den Plan getreten und fochten für eine Auffassung, die den Kämpfern der ältern Lebenslinie durchaus widerwärtig erschien.

Das eigenthümliche der Epoche beruht auf dieser erheblich verlängerten Wirksamkeit von Männern in großen Stellungen, die gleichsam den Kampf ihrer Jugend nicht mehr aufzugeben vermochten. Die großen Ideen, um welche dieses Geschlecht gerungen, stählten gleichsam die Thatkraft, wenn sie auch nicht die Lebensdauer auffallend zu verlängern vermochten. Aber die Zeiten waren politisch und kirchlich so voll von großen Antrieben und auf Jahrhunderte hinaus wirkenden Tendenzen, daß für das einzelne Leben der specielle Generationstypus fast verloren ging. Jetzt maßen in so mannigfaltigem Streite die Alten und die Jungen ihre Kräfte, daß fast die Einheit des Wollens verloren ging und die Generationen im bunten Wechsel sich zu vervielfältigen schienen. In dieses Gewirr bedeutender Menschen von allen Lebensaltern eine Art von Ordnung und Folgerichtigkeit zu bringen, mußte daher von jeher als eine historiographische Aufgabe der schwersten Art erscheinen.

Genealogisch betrachtet bieten die österreichisch-deutschen Habsburger verhältnismäßig im 16. Jahrhundert die besten Generationstypen dar: Ferdinand, Maximilian, Rudolf und seine Brüder. In Spanien und in England waren in der zweiten Hälfte Spätzeugungen maßgebend geworden, so daß die regelmäßige Generationenfolge in diesen Häusern von dem Hauptzweige auf die Nebenzweige übersprang. Dennoch würde das spanische Haus ganz gesetzmäßige Fortpflanzung aufgewiesen haben, wenn Don Carlos nicht mißrathen und vom Zweige abgefallen wäre. Denn immerhin hatte der unglückliche Prinz volles Anrecht, bis in das zweite Decennium des 17. Jahrhunderts in der Vollkraft zu stehen, so daß seine und die Wirksamkeit des Vaters und Großvaters dann zusammen genau der genealogischen Regel entsprochen haben würden. Statt dessen verdarben alle männlichen Zeugungen Philipps II., bis er spät und bei viermaliger Ehe einen Sohn gewann, der nun fast mehr der zweitnächsten als der nächsten Generation zugezählt werden muß, und seinem Alter und Charakter nach recht gut des Vaters Enkel hätte sein können, ein Spiel der Natur, welches lediglich durch den genealogischen Fortgang der jüngern österreichischen Nachkommen Philipps des Schönen ausgeglichen zu werden vermochte.

Ganz ähnlich gestaltete sich das Schicksal der Tudors in ihren Zeugungen während des 16. Jahrhunderts. Unter Heinrich VIII. zweigte sich die schottische von der englischen Linie ab. Hierbei konnte es noch als eine besondere Ironie betrachtet werden, daß der galanteste, leidenschaftlichste, liebebedürftigste, dabei kräftigste und auf seine Kraft noch obenein stolzeste Ritter seiner Zeit ein so unglücklicher Ehemann war und mit allen seinen Zeugungsversuchen bei sechs Frauen bekanntlich die dürftigsten Resultate erzielte. Nachdem er in der fanatischen Maria zwar der zweiten Generation des Jahrhunderts eine sehr würdige Repräsentantin für die jesuitisch-römische Mobilmachung geschenkt, ward er schließlich von Anna Boleyn als grau gewordener Verehrer abgewiesen, und als er sie heiratete, von ihr nicht „contentirt", so daß die zwar geistreiche, aber seit früher Jugend den alten Vater im Aussehen und Wesen verrathende altjungferliche Tochter lediglich in die dritte Generation des Jahrhunderts gerechnet werden konnte und auch ein Geschlecht zu regieren berufen schien, welches im Denken und Fühlen, wie ihre „Schwester" von Schottland, die thatsächlich ihre Nichte gewesen, viel jünger und feuriger war als die gelehrte Frau und sehr unbequeme Geliebte. Der einzige Sohn Heinrichs VIII. war eine Spätzeugung und Frühgeburt zugleich, er hatte eigentlich von vornherein kaum den Anspruch auf eine lange Lebenswirksamkeit, aber es ist wahr, wenn er bis in die siebziger und achtziger Jahre regiert hätte, wie er sollte, so würde durch seine verständige und mäßige Gesinnung den englischen Zeitgenossen des Kaisers Maximilian II. ein ohne Frage besserer Religionsfrieden wie in Deutschland zu Theil geworden sein. Da die Natur nun aber ihr Possenspiel mit den sonderbaren Heiligen der englischen Reformation getrieben hatte, so war das englische Reich im 16. Jahrhundert nur von zwei Generationen regiert worden, von Heinrich VIII. und seinen Kindern.

Indessen hatte sich in Schottland die regelmäßige Genealogie ein stilles Plätzchen ausgesucht, um dann im Triumph der Wissenschaft des Königs Jakob, als eigentlichen Vaters der entsprechenden Generationsreihe, das große Königreich zu erben. Denn Heinrich VII. war wirklich der Urgroßvater Jakobs I., wie es sich von einem Manne ziemte, der im Jahre 1509 das Zeitliche gesegnet hatte und

also dem Jahrhundert noch drei Generationen schuldig war, die er auch leistete, da Jakobs Mutter die Enkelin seiner Tochter war.

Betrachtet man die genealogischen Verhältnisse von Frankreich, so hat man es im 16. Jahrhundert hier bekanntlich mit einem verdorrenden Aste des Familienstammbaumes zu thun, aber man könnte sagen, der jüngste Zweig der Valois ist ehrenvoll und in strahlender Schönheit, nicht ohne Kampfesmuth und geistige Kraft, nicht verkrüppelt wie Merowinger oder wie die letzten Capetinger des 14. Jahrhunderts gefallen. Es war als hätten die Valois in den Angoulêmes noch eine hellleuchtende Blüthe treiben wollen, um von dem Schauplatz der Welt mit glänzenden Erinnerungen abzutreten. Den genealogischen Typus des Jahrhunderts hatten noch ihre Zeugungen voll bewahrt, als verfrüht, in der Fülle männlicher Kraft, wie ein Verhängnis des Hauses, der mörderische Dolch den letzten lebenden Sprößling Philipps VI. und Johanns von Angulême traf. Er und seine Brüder hatten kurze Regierungen geführt, nachdem der Vater auch viel zu früh ins Grab gesunken war. Nur der Großvater hatte eine volle Lebenswirksamkeit entfalten können. Dennoch würde Heinrich III. weit über die Wende des Jahrhunderts haben regieren können. Sein Tod bezeichnet daher nichts weniger als einen Generationenwechsel. Ein König starb, für welchen der Ersatzmann schon seit vielen Jahren in Krieg und Frieden sich erprobt hatte. Der Vetter bestieg den Thron.

Heinrich IV. selbst war der vollkommenste Generationstypus einer deutlich begrenzten Epoche, den es jemals gegeben hat, denn seit unvordenklichen Zeiten hatten sich seine Väter von 100 zu 100 Jahren in je drei Generationen mit einer fast erstaunlichen Regelmäßigkeit fortgepflanzt. So hatten denn auch im 16. Jahrhundert Sohn, Vater und Großvater wie drei granitene Wegweiser für die Entwicklung der denkwürdigen Zeit dagestanden. In demselben Jahre, in welchem Franz I. König wurde, war Graf Karl von Vendôme Herzog geworden, er erlebte den brausenden Einbruch des calvinistischen Stroms in Frankreich nicht mehr, aber hatte noch Kenntnis genommen von den Vorboten protestantischer Tendenzen im Süden, nach welchem sich der Sohn mächtig hingezogen fühlte. Was König Anton und seine Gemahlin Johanna als Herzenssache gepflegt, in

friedlichem Streite errungen, war dann dem Sohn zum politischen Problem und Kampfmittel geworden, ein mächtiger Phönix, der sich erhoben, um allem Frankreich, soweit die französische Zunge reichte, seine nationale Wiedergeburt und Größe als höchsten Glaubensartikel aufzuzwingen. In diesem fortschreitenden Charakter liegt eine Gewalt des Eindrucks von Generationenwirksamkeit, daß es fast unnöthig erscheinen dürfte, noch etwas weiteres zur Kennzeichnung der großen und allgemeinen Grundzüge der Geschichte des 16. Jahrhunderts zu bemerken. Fast nur als ein Curiosum möchte ich hinzufügen, daß demselben der genealogische Typus der Dreitheilung selbst bei den kleinen emporkommenden Familien, wie bei den Oraniern, nicht fehlte, wo sich Moriz neben Heinrich IV. stellte, wie dessen Vater, der Schweigsame, mit Heinrich II. und Max II. gleichalterig war, während Wilhelms I. Vater den Lebenslauf Karls V. auf Jahr und Tag begleitete.

Als wichtiger für die deutsche Geschichte dagegen erscheint der Mann, der um die Mitte des Jahrhunderts im politischen Leben am entscheidendsten für die große Wendung eintrat, die sich in den Reichsfriedensschlüssen aussprach. Da ist nun Moriz von Sachsen in der That, neben Max II. gestellt, in jeder Beziehung der Repräsentant der zweiten Generation des Jahrhunderts, obwohl er zu früh starb und es seinem Bruder überlassen mußte, einigermaßen ein chronologisch richtiges Verhältnis zu den Lebensläufen der Väter und Söhne herzustellen. Ebenso schließen sich die Lebensläufe der Baiern Wilhelms IV., Albrechts V. und Wilhelms V. auffallend genau an diejenigen der Oesterreicher an und das gleiche gilt von den Braunschweigern, die sich genau demselben genealogischen Typus einfügen, wo Heinrich II. 1514 seine Wirksamkeit beginnt, um mit Sohn und Enkel bis 1613 zu regieren. Auch in Lüneburg haben die Söhne Heinrichs des Mittleren, welche die Reformation einführten, mit den Nachkommen Ernsts des Bekenners wenigstens in der Hauptlinie bis zum Tode Ernsts II. parallele Lebensläufe; in den jüngeren Linien des Hauses, in welchen die Zeugungen eines Vaters nicht selten durch 20 Jahre ununterbrochen fortliefen, traten dagegen selbstverständlich die schon in einem früheren Capitel als nothwendig erkannten Unregelmäßigkeiten ein. In Württemberg ver-

theilte sich die Wirksamkeit der Herzoge Ulrich, Christoph und des kinderlosen Ludwig I. genau auf den Zeitraum eines Jahrhunderts, aber das Enkelgeschlecht von Ulrichs jüngerem Bruder Georg reichte mit 15 Köpfen natürlich schon bis tief in den dreißiggjährigen Krieg hinein.

Es dürfte gestattet sein, mit diesen zahlreichen Beispielen die genealogische Lage des 16. Jahrhunderts als hinreichend aufgeklärt betrachten zu können, und wenn es gelänge, mit gleicher Sicherheit die Quellen des großen Säculums über Stimmungen, Tendenzen und politische Absichten der drei Generationen so sprechen zu lassen, wie die Stammbäume deutlich Geburts- und Sterbejahre bezeichnen, so wäre die Aufgabe des Geschichtschreibers keine so schwere, als sie, wie schon bemerkt, allen Zeiten gegolten hat. Hier aber stellt sich der schlichten Zusammenfassung der gemeinsamen Merkmale jeder einzelnen Generationenreihe mehr als in irgend einer andern Epoche — von unserer Zeit vielleicht abgesehen — ein Durcheinanderwogen vieler verschiedenartiger Stimmen entgegen, wie in einem Chor, der aus den Fugen gerathen, und den der Kapellmeister nicht mehr zur vierstimmigen Harmonie zurückzuführen vermag.

Der Grund dieser Erscheinung liegt aber weniger in dem Mangel, als vielmehr in der Fülle der Gesichtspunkte, von denen die drei Generationen des Jahrhunderts sämmtlich und gemeinschaftlich beherrscht wurden. Es ist viel leichter, den Charakter des ganzen Jahrhunderts zu bezeichnen, als die Zeiträume innerhalb desselben zu sondern. Vom 15. und 17. das 16. Jahrhundert zu unterscheiden, fällt in keiner Beziehung, wie in der Kunst und Wissenschaft, so auch nicht in den Charakteren der Menschen, ihren Trachten und Moden, selbst nicht in ihren Physiognomien jemandem schwer, aber noch weitere Eintheilungen zu machen, ist den politischen wie den Kunsthistorikern nur dadurch möglich geworden, daß sie sich an äußerliche Thatsachen klammerten: an Friedensschlüsse oder Kriegsbeginn. In der Kunstgeschichte bilden die „Schulen" die unterscheidenden Merkmale; in der Wissenschaft scheint sich alles nur nach den sich entwickelnden Fächern sondern zu lassen.

Ranke hat in seinen unendlich geistreichen Plaudereien[1] über die

[1] Causerieen; aber heutzutage muß man sich aus Furcht vor den Sprachreinigern dem Verdachte aussetzen, als wollte man etwas weniger hochschätzendes

italienische Malerei die Bemerkung gemacht: „Wäre das Lebendige auf ein Princip zu reduciren, so würde die Anschauung der Dinge an sich möglich sein. Wir sind weit entfernt, alle die menschlichbildende Kraft, welche sich in den Kunstbemühungen so vieler Jahrhunderte gezeigt, auf ein paar Formeln bringen zu wollen." Indem er sich aber bemühte, den „unverkennbar großen Fortgang" in dem Nebeneinander der Kunstwerke aufzuweisen, war es ihm doch nur möglich, auf gewisse große Gegensätze zurückzukommen, die sich im Laufe der Jahrhunderte ablösten, indem bald die „Idee", bald das „Reale des Mittels" vorherrschte. Wenn nun Ranke, der am meisten geneigt und geeignet war, auch in dieser Beziehung die verschiedenen historischen Perioden zu scheiden, daran scheiterte — namentlich als Laie —, der großen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts mit den Kategorien der idealen Entwicklung beizukommen, so lag der Grund sicher darin, daß den Kunstwerken ein gleichsam in ihnen lebendes Entwicklungsprincip zugedacht ist, während es der Geschmack der verschiedenen Zeiten und Generationen zu sein pflegt, der das Kunstwerk beeinflußt, und ohne dessen Wechselwirkung es nicht bestehen würde.

Nimmt man aber für den Wandel der Geschmacksrichtung gewisse allgemein verständliche Erscheinungen, wie das zunehmende Interesse für das Porträt, für die Einführung des Nackten, und dann wiederum für die Landschaft, so lassen sich die Grenzen des Geschmacks ohne Zweifel auch für ganze Generationen bestimmen, und die Einschnitte, welche die Kunstgeschichte etwa mit dem 1387 geborenen da Fiesole und dem 1475 geborenen Michelangelo u. s. w. machte, werden doch wohl auch auf den Charakter der Generation einen Schluß ziehen lassen. Dazu kommt, daß die neueste Kunstforschung die Bedeutung der localen Zusammenhänge der Künstler und ihrer Werke immer mehr festzustellen vermochte, so daß es heute auch dem laienhaftesten Beobachter kaum mehr denkbar scheint, den Künstler von seinem Publikum zu trennen. Wenn übrigens Ranke die Grenze der großen Kunstepoche in einen Parallelismus mit dem

---

von Rankes Kunstkenntnissen sagen, was durchaus nicht meine Meinung ist. Er war ein ausgezeichneter Kunstkenner und Kunstgelehrter, aber er war weit entfernt, den Gegenstand im Sinne der heutigen Kunstwissenschaft zu behandeln.

zeitlichen Zusammentreffen des Ursprungs der modernen Philosophie bringt, so wird ihm darin vielleicht von manchem gerne beigestimmt werden. Ich möchte es aber nicht wagen, etwa die Baconische Philosophie mit der Zunahme der Genremalerei in irgend eine Verbindung zu setzen.

Ich glaubte dieser kurzen Abschweifung nicht entbehren zu können, weil alle historische Generationenbetrachtung an der Achillesferse einer Periodisirung idealer Richtungen gar zu leicht in das Absurde gezogen werden kann, wenn nicht die Grenzen deutlich bezeichnet werden, die hier gesteckt sind. Kunstsinn und Geschmack sind etwas so individuelles und andererseits etwas so bestimmt vererbtes, daß nichts lächerlicher wäre, als eine greifbare Sonderung von Vätern und Söhnen überall hier zu erwarten. Dennoch aber wird es vergeblich sein, jemandem, der auch nur einigermaßen mit den Kunstwerken vergangener Tage vertraut ist, seine Vorstellungen vom 16. Jahrhundert in der Malerei zu bestreiten oder zu nehmen.[1] Wollte man nun aber weiter gehen und behaupten, man vermöchte nicht nur einen Tizian und Paolo Veronese von einander zu unterscheiden und wieder die Söhne Caliaris von dem Vater, sondern auch alle venetianischen Bilder in dieser Weise nach Lebensaltern einzutheilen, so gehörte dazu wenigstens eine ungeheure Kenntnis, deren ich mich nicht rühmen möchte. Es dürfte doch auch dem Historiker als solchen nicht wohl zugemuthet werden, seine Sonderungen auf dem Gebiete der darstellenden Künste bis in die Lebensläufe der einzelnen großen Meister allzuscharf zu verfolgen, wenn auch schon zwischen einem Rafael und Caravaggio selbst dem ungeübtesten Auge ein Generationenunterschied erscheint.

Viel weniger Schwierigkeiten bietet es, das wissenschaftliche Leben in seinen generationenweise sich erhebenden Abstufungen im 16. Jahrhundert zu kennzeichnen. Hier ist der allgemeinere Charakter der ganzen Zeit durch den Humanismus des 15. Jahrhunderts, welcher

[1] Der Aerger darüber, daß ich mir erlaubt hatte, etwas auszuführen, was (freilich unbemerkt) eigentlich Rankes Meinung war, ist bei manchen der Herren Fachgenossen so hoch gestiegen, daß von solcher Seite sogar das cinque cento, obwohl der betreffende wahrscheinlich gar wenig davon weiß, als bloßer Gemeinplatz und vage Redensart ungeschulter Leute erklärt wurde. Sancta simplicitas!

die Wende des sechzehnten bei weitem überschritt, grundlegend gegeben. Die Geist und Herz erhebende Bewegung griff in alle Gedankenthätigkeit hinein. Sie erfüllte die Philosophie und Theologie mit neuem Inhalt und mit neuen Methoden. Das einfache Vorhandensein einer mächtigen Litteratur, die nur geahnt war, und die volle Uebernahme derselben in Fleisch und Blut von drei oder eigentlich sechs Generationen vorher hatte den verhärtetsten Thomismus schließlich doch erweicht und an Stelle des scholastischen den classischen Aristoteles gesetzt. So schien denn das sechzehnte Jahrhundert eine Vereinigung von classischer und christlicher Bildung zu ermöglichen, um alsbald in den starren Dogmatismus überzugehen, für den schließlich der Humanismus bei Protestanten und Jesuiten gleichmäßig nur zum schulmäßigen Hilfsmittel herabsank. Der Humanismus, welchen die Ratio studiorum pflegte, war sicherlich ebensosehr ein Erbtheil von, wie ein Gegensatz zu Laurentius Valla und Erasmus. Der Wandel der Anschauungen läßt sich hier von Generation zu Generation verfolgen. Er ist gegenüber der Luther-Melanchthonschen Zeit ein Produkt des Confessionalismus der Jesuiten seit 1540 und seit Aquavivas Generalat einerseits und seit Flacius und Johannes Sturm andererseits. Die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts ist in jeder Beziehung im politischen, wie in der Wissenschaft confessionell und zanksüchtig, ohne daß es möglich scheint, die großen Gegensätze an irgend einer Stelle durch höhere Ideen zu überwinden.

Allein in Frankreich tritt der Mann auf, der dem nächsten Jahrhundert seine Richtung geben wird. Noch steht der Bourbonenkönig mit seinen Ausgleichsversuchen zum Zwecke nationaler Staatserhebung allein und kaum verstanden da, aber seine Erbschaft wird bereits von so vielen Händen begierig aufgefaßt, daß man verlegen sein könnte, die erste Generation des 17. Jahrhunderts auf einen bestimmten Namen zu taufen. Allein beim Tode Richelieus, sogut wie nach dem Hintritt Ferdinands II., zeigt selbst der schrecklichste der Kriege, die Europa sah, eine völlig veränderte Gestalt. Der diplomatisch geleitete Staat hat mit vollem Uebergewicht alle inneren Gegensätze religiöser und ständischer Art überwunden, das Zeitalter der großen Staatsmänner hat begonnen, Oxenstierna, Mazarin, Trautmannsdorf und Pufendorf. Der Staat, bald nationaler,

bald territorialer Absolutismus, nimmt alle Kräfte, wo und wie er sie nur findet, in seinen Dienst. Die Kunst, die Wissenschaft, die Religion und Kirche muß dem Monarchen dienstbar werden, man befindet sich im Jahrhundert Louis XIV. Es ist in dem Augenblick vorhanden, wo die Monarchen Europas die Ministermacht in die eigene Hand genommen haben, so gut in Frankreich, wie in England, wie in Oesterreich.

Dies sind die großen Grundzüge der generationenweisen Stufenfolge der Entwicklung des 17. Jahrhunderts. Befragt man die Genealogien der großen Häuser, inwiefern sie die diesem Gang der Dinge entsprechenden Typen erkennen lassen, so ist die Gleichförmigkeit der Generationenfolge hier fast überraschend. In Spanien wie in Oesterreich drei scharf gegliederte, unter sich wesentlich verschiedene Regierungen von Vätern, Söhnen, Enkeln, in Frankreich ein Vater und ein Sohn, dessen lange Lebenszeit die Regierungsdauer des Enkels vollständig in sich schließt und dadurch Anlaß gibt, daß man von seiner Zeit wie von einem ganzen Jahrhundert sprechen darf. In England hält sich die Reihenfolge der Regierungen, von Cromwells Zwischenreich abgesehen, an den Sohn und an die Enkel Jakobs I., welche seit Heinrich Tudor eine vierte, fünfte und sechste Generation bilden, denn Jakobs II. Sohn gehört dem 18. Jahrhundert an. Den großen Dynastien schließen sich jetzt in genauer Regelmäßigkeit diejenigen an, die bestimmt sind, immer mehr die Führung künftiger Generationen auf sich zu nehmen, wie in Preußen: Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm, Friedrich; in Hannover aber schiebt sich der Sohn des ersten Kurfürsten bis in das Jahr 1727 vor. So läßt sich auch in Schweden der genealogische Typus in Gustav Adolf, dessen Neffen und Neffensohn kaum verkennen, wenn auch eine Reihe anderer Häuser, wie etwa die sächsischen, vermöge der auf 20—25 Jahre ausgedehnten Zeugungen jeder einzelnen Generation in diesem Zeitraum Unregelmäßigkeiten herbeiführen.

Derselbe Grundzug pflanzt sich jedoch im 18. Jahrhundert so deutlich fort, daß ich es für überflüssig halten darf, ausführlich die bekannten genealogischen Verhältnisse zu besprechen. In Frankreich lebte im Beginn des Jahrhunderts eine Generation, deren königlicher Chef nie zur Regierung gekommen, sondern zwei Jahre vor dem Groß-

vater ſtarb, deſſen ſpaniſcher Bruder aber das Intereſſe der Bourbonen hinreichend vertrat, um auch im Hauſe ſelbſt den genealogiſchen Faden nicht zu verlieren. Der geiſtreiche Regent, der die Regierung nach Ludwig XIV. übernahm, war um eine Generation älter, als der Herzog von Burgund und Philipp V. von Spanien, der Herzog von Anjou. Ludwig XV. und deſſen Enkel repräſentiren vom Tode jenes Regenten, 1723—1830, eine Regierungsdauer von 107 Jahren. Unfraglich iſt aber Ludwig XV. der richtige Zeitgenoſſe Friedrichs des Großen und Maria Thereſias, und ſteht nicht auf der Linie der Söhne Leopolds oder Friedrich Wilhelms I. In Oeſterreich folgen auf Maria Thereſia die kurzen Lebensläufe ihrer Söhne, wie in Preußen die gleich kurze Regierung Friedrich Wilhelms II., um in beiden Ländern der langen Wirkſamkeit der Alliirten von Leipzig Platz zu machen. In England füllt die Zeit Georgs II., des Prinzen von Wales, und deſſen Sohnes Georg III. zwar ein Jahrhundert bis auf wenige Jahre, doch kommt die Regierung der beiden Könige nur für das zweite und dritte Drittel des Jahrhunderts in Betracht. Die Generationenreihe gleicht ſich erſt im hannoverſchen Hauſe durch das lange Leben der Königin Victoria zu durchſchnittlicher Regel aus.

Doch iſt es nicht meine Abſicht den Leſer noch weiter zu ermüden. Er wird aus dem Verſuch, die Reihen auf der Grundlage der Genealogie zu bilden, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Geſetz der drei Generationen im einzelnen auf jedes Jahrhundert angewendet durchaus Stich hält, und daß die Typen der Entwicklungsſtufen nicht etwas willkürliches, ſondern etwas unbedingt aus den natürlichen Zeugungsverhältniſſen der Menſchen hervorgegangenes ſind.

Das aber muß noch am Schluſſe der Betrachtung ausdrücklich hinzugefügt werden, daß die Zuſammenſtellung der Gruppen, welche ſich an die genealogiſchen Typen ſchließen laſſen, unter allen Umſtänden das Werk der ordnenden Hand ſein wird, die man den Geſchichtſchreiber nennt, nicht bloß deshalb, weil die eingreifendſten und wichtigſten Perſonen genealogiſch oftmals auf urkundlicher Grundlage gar nicht feſtzuſtellen ſind, ſondern vorzugsweiſe deshalb, weil der Parallelismus der verſchiedenen zeitgenöſſiſchen Generationen kein bloß natürlicher, ſondern auch ein geiſtiger und idealer iſt, für deſſen Bemeſſung alle bekannten Naturgeſetze der Welt nicht ausreichend ſein

würden. Der Beobachter der Geschichte hat es hier mit dem Unwägbaren zu thun, das ihn auf ein ganz anderes Gebiet hinüberführt.

Was durch die natürliche Grundlage, die seine Methode jetzt beherrschen wird, gewonnen werden kann, ist nur der sichere Ausgangspunkt, die beruhigende Gewißheit, daß im einzelnen wie in der Gesammtheit alles und alles auf den Lebenswirksamkeiten, auf merkbaren, realen Durchschnittstheilungen eines Jahrhunderts, und nicht auf den zwischen den verschiedenen Geschlechtern gleichsam herumwandelnden und irrlichtelirenden Ideen beruhe; ferner, daß diese Ideen in irgend einer Generation entsprungen und gelebt, und daß daher die Ideen nicht die Menschen, sondern die Menschen die Ideen besitzen, demgemäß auch vererben oder die vererbten abstoßen. Lediglich dazu ist es der Mühe werth, sich auf diese genealogische Grundlage zu stellen, damit der Historiker aus dem wirklichen Leben der Geschlechter schöpfe. Verschieden werden sich ihm die Gruppen bilden, die er zu beschreiben hat, aber die Hauptsache ist, daß er sie bilden wird, weil ihn das natürliche System der Eintheilung der Geschichte dazu zwingt.

Zeitgenossen in einem Saal, oder auf einem Bild, oder in Erz zusammen zu stellen, war ein Bedürfnis großer Geister und denkender Beobachter seit lange, und herrliche Beispiele bietet die Kunst für diese reale Philosophie der Geschichte. Aber merkwürdigerweise will die Geschichte selbst sich bis heute nicht recht entschließen, wie es Ranke wollte, Geschlechter zusammenzustellen und zu sondern; die Grundbedingung aller historischen Erkenntnis, den Gegensatz und Kampf der Meinungen und Absichten der Menschen mit den natürlichen Verhältnissen der Abstammung und Vererbung in Einklang zu bringen, ist kaum noch in ernste und systematisch durchgeführte Erwägung genommen worden.

V.

Genealogie und Vererbung.

In der heutigen Geſchichtswiſſenſchaft tritt zuweilen die Perſönlichkeit ſo ſehr in den Hintergrund, daß man meinen kann, Sitten, Gebräuche, Rechte und Verfaſſungen hätten in der Welt beſtanden, ohne daß überhaupt ein Menſch von unſerer Natur und Beſchaffenheit exiſtirte. Und in der Allgemeinheit des Begriffs von Zuſtänden geſellſchaftlicher Art iſt gegen dieſe Vorſtellungsweiſe gewiß nichts einzuwenden, denn die Descendenzlehre weiſt eine lange Stufenleiter von Vergeſellſchaftungen lebender und ausgeſtorbener Arten nach, die auch geſellſchaftlich noch vermittelſt der Aehnlichkeiten begriffen werden können, die zwiſchen Menſchen und Thieren beſtehen. Was man aber von der in dieſen Dingen ſorgfältiger zu Werke gehenden Naturwiſſenſchaft lernen könnte, iſt der Nachweis, daß der Affenſtaat, der Bienenſtaat oder der Vogelſtaat in genaueſter Beziehung zu den biologiſchen Eigenthümlichkeiten dieſer Thiere ſteht. Der Zoolog beſchreibt das Thier, aus deſſen Anpaſſungsbedürfnis ſich die Zuſtändlichkeiten — die Verfaſſungen — entwickeln.

Die Geſchichtsforſchung geht zuweilen einen anderen Weg; ſie ſucht Geſellſchaftseinrichtungen zu erforſchen und auszudenken, deren individuelle Träger zoologiſch ſchlechterdings nicht beſtimmbar oder nachweisbar ſind. Darin liegt entſchieden ein Mangel, der die Wirkung haben muß, daß die Naturforſchung mehr Vertrauen erweckt als die Geſchichte. Dieſe bewegt ſich in Hypotheſen, wo jene den Beweis des Augenſcheins darbietet. Die Grenze beider Gebiete iſt und bleibt, wie es ſcheint, umſtritten; aber auf gleichen Wegen der

Forſchung begegnen ſich die verſchiedenen Wiſſenſchaften ohne Zweifel da, wo ſie ſich die Aufgabe ſtellen, das Individuum ſelbſt zu beſchreiben und in ſeiner Art zu kennzeichnen. Herder und Schloſſer haben allerlei Brücken von der Zoologie zur Geſchichte gebaut, aber die Naturwiſſenſchaften haben davon kaum irgend einen Vortheil und kaum eine Kenntnis gezogen. Ranke zeigte darin im Grunde genommen mehr naturwiſſenſchaftliche Beobachtungsgabe und Denkungsart, daß er erkannte, wie ſich mit hiſtoriſchen Mitteln über Zeiträume durchaus gar nichts erforſchen laſſe, die über dem überlieferten Schriftthum der Welt zurückliegen.

Der hiſtoriſch überlieferte Menſch iſt zwar ein complicirterer Gegenſtand der Erforſchung als der Höhlenbär oder der Ichthioſaurus, aber er iſt unter allen Umſtänden ein vollendeter Menſch. Der Grund der Schwierigkeit, ihn zu verſtehen und zu begreifen, liegt nicht in den Veränderungen ſeiner ſichtbaren Natur, ſondern in der Abhängigkeit ſeiner Handlungen von Urſachen, die ſich der Demonſtration entziehen. Will der Hiſtoriker dieſen Uebelſtand überwinden, ſo kann er jedenfalls auf keine andere Weiſe zum Ziele kommen, als der Naturforſcher, indem er von der gegebenen Erſcheinung des Individuums ſeinen Ausgangspunkt nimmt und in der vollen Erkenntnis und Kennzeichnung desſelben das Verſtändnis ſeiner Wirkungen zu erlangen ſucht. Die Genealogie iſt das naturgeſchichtlich unmittelbar Gewiſſe, das gegebene Element des hiſtoriſchen Geſchehens; es iſt die Vorausſetzung für alle Handlungen, die in der Geſchichte in Betracht kommen, und nichts, was geſchichtlich geworden iſt, kann ohne die Thatſachen gedacht werden, deren äußerlichſte Umriſſe der Stammbaum verkündigt.

Die große Frage, die ſich bei dieſer ſo einfachen und unleugbaren Wahrheit ergibt, iſt aber die, was und wieviel der Stammbaum lehren kann, was die Geſchichtswiſſenſchaft aus dieſer erſten und natürlichſten Grundlage ihrer geſammten Erfahrung zu erforſchen und zu erzielen vermöchte und was gethan werden kann, um den Stammbaum ſprechen zu machen. Denn darüber kann kein Zweifel ſein, daß die Genealogie in ſich eine Reihe von Thatſachen verbirgt, die den Cauſalzuſammenhang vieler geſchichtlicher Dinge einzig und allein aufzuklären vermögen. Man könnte wohl Bedenken tragen,

die Geheimnisse der Genealogie noch unter die geschichtlich wirksamen Kräfte zu zählen, man könnte die Behauptung aufstellen, daß die Geschichtsforscher von den Thatsachen des Stammbaums füglich absehen dürfen, aber den Zusammenhang zwischen den Handlungen des Individuums und seinen ihm eingebornen Eigenschaften kann offenbar niemand läugnen, wenn er nicht überhaupt auf die Vorstellung der menschlichen Natur als einer Einheit ein für allemal Verzicht leistet.

Hier aber ist der Vorgang einer Reihe von Nachbarwissenschaften bereits entscheidend gewesen. Es gibt kaum mehr eine Entwicklungswissenschaft, die nicht auf die Frage der Vererbung begründet wäre; weite Gebiete der Psychologie stehen unter der vollen Herrschaft der Abstammungstheorien, selbst die Rechtslehre operirt mit dem Begriff der Vererbung, und wenn man von Kunst spricht, so gebraucht man vielleicht andere Bezeichnungen und Namen für das Entstehen und Vergehen des göttlichen Funkens, aber man vermag doch keine einzige Erscheinung ohne die Ahnentafel des Künstlers wissenschaftlich zu begreifen. Die Geschichtswissenschaft im engeren Sinne des Wortes, der die Sache am nächsten gelegen hätte, ist merkwürdigerweise die einzige Disciplin, die sich starrsinnig hinter den Fortgang der abstracten Ideen verschanzt, ohne ihren Zusammenhang mit der Genealogie, d. h. vielmehr ihre Abhängigkeit von den lebenden Individuen zugestehen zu wollen.[1]

Für einen sehr beachtenswerthen Versuch, gewisse Entwicklungsgesetze in der Geschichte zu erkennen, halte ich die geistvollen Erörterungen des Herrn Professors Brückner in Dorpat, der sich in einer Reihe von Schriften über die Nothwendigkeit einer Verständigung aussprach, die in Bezug auf die principiellen Fragen der Geschichte endlich gesucht werden müßte. Herr Professor Brückner ging bei diesen Gelegenheiten auch auf den Inhalt meiner Aufsätze über die Bedeutung der Generationen in der Geschichte tiefer ein, und ich darf mir gestatten, an diesem Orte einige Mißverständnisse aufzu-

[1] Sehr merkwürdig ist übrigens doch, daß man in neuester Zeit im Buchhandel alle Augenblicke einen Stammbaum irgend einer Wissenschaft findet. Die deutsche Litteraturgeschichte, die Philosophie, — kurz alles hat neuestens Stammbäume nöthig. Mir scheint in dieser leider etwas dilettantenhaft betriebenen Darstellungsweise ein sehr beachtenswerther Fortschritt.

klären, bevor ich auf die Idee von Entwicklungsgesetzen zu sprechen kommen will, wie sie sich Herr Professor Brückner selbst gedacht zu haben scheint.

In Bezug auf meine eigenen Versuche über die Aufgaben der Geschichtswissenschaft scheint nun aber mein gelehrter Kritiker aus der Aehnlichkeit gewisser Urtheile, die uns beiden über den gegenwärtigen Betrieb der Geschichte gemeinsam sein mögen, eine Folgerung gezogen zu haben, der ich mich nicht anschließen könnte. Ich hatte nicht die Absicht, irgend welche Gesetze der geschichtlichen Entwicklung aufzustellen, ich bin also auch nicht auf halbem Wege stehen geblieben. Ich habe bloß eine Beobachtung genealogischer Art den Geschichtsfreunden vorgelegt und daran die Frage geknüpft, ob es nicht gescheidter wäre, an die Stelle der gänzlich unwissenschaftlichen Eintheilungen der heutigen Geschichtsbücher sachgemäßer die Generationen zu setzen. Im übrigen lag es mir ferne, irgend eine die Entwicklung der Geschichte erklärende Theorie aufzustellen oder überhaupt auch nur über die Möglichkeit einer solchen handeln zu wollen. Herr Professor Brückner hat eben mein Buch unter der falschen Voraussetzung zur Hand genommen, daß es etwas enthalten könnte, was dem von ihm erwarteten „System" der Geschichtswissenschaft sich annähern werde; deshalb schien es ihm erwünscht, daß meine Aufsätze Bemerkungen enthielten, welche die „Theorie der Geschichte" förderten, und unerwünscht, daß ich im ganzen und großen auf die möglichste Einschränkung des geschichtlichen Stoffes hindrängte und deshalb auch eine Definition von Geschichte aufgestellt habe, die, wie ich wohl weiß, die Universalculturgeschichtsforscher allesammt schwer gekränkt hat.

Ein volles Mißverständnis aber scheint es mir zu sein, wenn Brückner einen Widerspruch darin sehen will, daß jemand das Forschungsgebiet des Geschichtsforschers im engern Sinne auf das gesellschaftlich-staatliche Leben beschränkt und dabei doch von Wagner und Gluck, Newton und Huygens gesprochen habe; aber ich habe doch nicht behauptet, daß der, welcher politische Geschichte schreiben wollte, deshalb ein Unwissender in allen übrigen Dingen sein muß. Wenn ich die Vererbungsgesetze in der Wissenschaft und Kunst schon in meinen früheren Aufsätzen gestreift habe, wie ich auf den folgenden Blättern noch einiges weitere über dieselben zu sagen beabsichtige, so

brauchte ich mich dabei doch nicht des Irrthums zu verſehen, daß jemand glauben werde, ich empfehle das Studium der Wagnerſchen Opern, um dadurch zum Verſtändnis der Geſchichte des Kaiſers Wilhelm zu gelangen. Wenn man den Fortgang der Ideen in den Geſchlechtern oder die Vererbung zu beweiſen unternimmt, ſo iſt es doch natürlich, daß man vor allem ſolche Beiſpiele ſucht, die völlig einleuchtend ſind, denn die natürliche Grundlage des Fortgangs der Dinge in den Generationen iſt etwas allgemeines, der politiſche Geſchichtſchreiber wird ſelbſtverſtändlich davon einen anderen Gebrauch machen als der Muſikgeſchichtſchreiber. Mir lag es aber ganz ferne, hierbei eine allgemeine oder beſondere Theorie finden zu wollen; worauf ich hinwies, war nichts, als eine Beobachtung, wie ſie die Naturforſcher jeden Tag machen.

Herr Profeſſor Brückner wird ſich nachträglich überzeugt haben, wie ſchwer es iſt, ſelbſt für eine ſo beſcheidene Meinung, wie die von mir vorgetragene, bei den Hiſtorikern Eingang zu finden, wenn ſie auch nur im entfernteſten an etwas erinnert, was als ein allgemeiner Gedanke bezeichnet werden müßte. Wenn er ſich aber ſelbſt mit meinem Buche ſo viel dankenswerthe Mühe gab und mit einer Aufmerkſamkeit, Liebe und Sachkenntnis, die demſelben nur ſelten zu Theil wurde, die Reſultate desſelben wiederholt beſprach, ſo vermag ich ſchwer zu begreifen, wie er es über ſich bringen konnte, gerade dem Generationenproblem aus dem Wege zu gehen, da es doch das einzige iſt, was überhaupt als eine wirkliche Beobachtung von mir angeſehen und daher allerdings mit Fleiß in etwas ſtärkeren Ausdrücken erhoben worden iſt.[1] Wenn die genealogiſche Grundlage

[1] Nordiſche Rundſchau VI, 1, 47 ff. Feſtrede zur Jahresfeier der Stiftung der Univerſität Dorpat. 1886. Früher ſchon hat Brückner in Nord und Süd ſeine Fortſchrittstheorie entwickelt, ſpäter desgleichen in der Nordiſchen Rundſchau VII, 2. Das Buch von Karejew, auf welches er häufig verweiſt, kenne ich nicht. Eine Anzahl von Anwürfen Brückners gegen meine Verſuche muß ich unerwidert laſſen. Einige erledigen ſich von ſelbſt, wie der Bauernkrieg, deſſen Urſprung doch nicht ins 16. Jahrhundert gehört, oder der Irrthum von der ſtatiſtiſchen Durchſchnittsziffer des Lebensalters. Einige Worte mag mir Herr Brückner geſtatten, in Bezug auf ſeine Behauptung, es ſei ein Widerſpruch in dem Verlangen, den Individualismus der Handlungen zu betonen und gleichzeitig doch den Generationen die Hauptwirkſamkeit zuzuſchreiben. Ich weiß nur nicht, worin da der Widerſpruch liegen ſollte, als ob eine Handlung weniger

des geschichtlichen Geschehens nicht angenommen werden könnte, so ist selbstverständlich alles übrige, was aus dem Zusammenhange meiner Aufsätze hervorgeht, ohnehin haltlos. Vielleicht überzeugt sich indessen Herr Professor Brückner doch noch aus meinen voranstehenden Untersuchungen, daß das Gesetz der drei Generationen seine Richtigkeit habe. Darin liegt nicht viel, aber doch eben ein etwas, ein kleiner Anfang gegenüber dem vollen nichts von Wissenschaftlichkeit, welches Schopenhauer im geschichtlichen Betrieb bemerkt und wohl auch nachgewiesen hat.

Was ich aber in Folge der Discussion mit Herrn Professor Brückner jetzt als durchaus nothwendig erachte, ist eine Untersuchung, oder vielmehr bestimmte Erklärung darüber, was nach meiner Ansicht die Geschichtswissenschaft unter allen Umständen nicht erreichen kann, nicht sich zur Aufgabe setzen darf, nicht zu lösen im Stande ist und niemals anstreben sollte. Mein verehrter Kritiker sagt: „Leider aber bleibt es bei so unvollkommenen Ansätzen zu einer Theorie der Geschichte. Es ist, als habe der Verfasser das erlösende Wort auf der Zunge gehabt und dann wieder vergessen.“ Durchaus nicht! Der Verfasser hat nie an die Möglichkeit einer Theorie der Geschichte geglaubt, so wenig Leopold Ranke daran geglaubt hat. Ich werde im folgenden den Versuch machen, zu zeigen, daß sich die Möglichkeit einer allgemeinen Theorie der Geschichte wahrscheinlich in ganz exacter Weise, ebenso wie seit kurzer Zeit die Quadratur des Cirkels positiv leugnen lassen dürfte; hier will ich nur noch bemerken, daß ich die Fortschrittsfrage mit guter Ueberlegung eine dunkle genannt habe, und dadurch ein für allemal glaubte, vor dem Mißverständnis ge-

---

individuell aufgefaßt sei, wenn man die Motivirung derselben aus der Uebereinstimmung vieler herleitet. Auf diese Weise kann man jede Auffassung geschichtlicher Dinge ins unendliche erschweren; wozu, ist nicht einzusehen. Die getadelte Vorstellung ist eine Sache, die man jeden Tag in der Kirche erlebt, wenn einer vorsingt und die andern mitsingen. Aber natürlich, wenn der Vorsänger mit der Orgel allein sänge, so wäre es kein Kirchengesang, sondern ein Concert. Ganz so verhält es sich auch mit dem Individualismus der Handlungen und mit der Theilnahme der ganzen Generation. Es ist doch auch bei der Entdeckung von Amerika, wie bei der Entdeckung der Eisenbahnen thatsächlich so gewesen. Wenn Herr Professor Brückner lieber an den Cotillon denken will, wo einer vortanzt, die andern aber auch tanzen, so ist nichts dagegen zu erinnern.

ſichert zu ſein, daß meine Erörterungen irgend eine Löſung dieſer verwickelten und für den Hiſtoriker zunächſt ganz nebenſächlichen Frage verſuchen könnten.

Profeſſor Brückner iſt ſeinerſeits dagegen ein ſcharfer Vertreter der Fortſchrittsidee in der Geſchichte, und er kann ſich nicht denken, daß jemand bei geſchichtlichen Dingen manches ähnliche überlegt wie er ſelbſt, und ſich doch nicht die Piſtole an die Bruſt ſetzen läßt: Entweder du bekennſt dich zur Fortſchrittstheorie, oder du verſinkſt in Schopenhauers Peſſimismus. Brückner hat übrigens noch ein drittes in Bereitſchaft, das er allenfalls für möglich hielte, „einen ewigen Kreislauf, wie ſich etwa Vico denſelben dachte". Erſt ein vierter Weg ſei nicht vorhanden. Aber warum nicht? Vielleicht ſogar ein fünfter, — vielleicht iſt in allen Dingen ein bischen Fortſchritt, ein bischen Einerlei ein bischen Kreislauf; warum die Geſchichte der Menſchheit abſolut darauf eingerichtet ſein ſoll, nur nach einem Syſtem zu laufen, iſt doch ſchlechterdings nicht einzuſehen. Iſt man denn von vornherein verpflichtet, als Teleolog gelten zu müſſen? Wo iſt denn der Beweis, daß hier überhaupt ein Zweck verborgen liege?

Aber wohin gerathe ich! Faſt nimmt es den Anſchein, als ſollte mich die Discuſſion mit Brückner bis zu den äußerſten Grenzen der ganzen Philoſophie hinaustreiben, und ich habe doch nur behauptet daß drei menſchliche Wirkſamkeiten ein Jahrhundert ausmachen und in 300 Jahren neun Generationen lebten und immer noch einen gewiſſen Grad von einheitlichen Anſchauungen und Ueberzeugungen erkennen laſſen. Und wie ſonderbar iſt doch unſer wiſſenſchaftlicher Zuſtand! Während ich wegen dieſer überaus kecken und leichtſinnigen Meinungen bei den einen ſchon als eine Art von Drohne unter den Hiſtorikern gelten muß, beweiſt mir Herr Brückner, daß „der Lotſe keinen Compaß hatte und der Leſer meines Buchs nicht in den Hafen gelangt".

In welchen Hafen ſollte man denn auch kommen, könnte ich den Herrn Kritiker fragen, in den Himmel oder in die Hölle, aber ich will durchaus nicht den Schein erregen, als wollte ich die Idee des Fortſchritts in jeder Form läugnen. In der Art und Weiſe, wie ſie namentlich vom Profeſſor Brückner in einer Reihe von Schriften

exemplificirt worden ist, könnte man vielmehr erstaunt sein, daß er in den Geschichtswerken der neueren und neuesten Zeit derselben nicht genug gethan meint. Denn wenn es sich bloß darum handelt, daß ein gewisser Fortgang der Dinge aufgezeigt werde, wie ein Staat entstanden ist, wie viele Einwohner in Zeit von fünfhundert Jahren zugewachsen, welche Verbesserungen im Reisen gemacht sind, welche neuen Medicamente gegen das Fieber seit der Zeit des Hippokrates angewendet wurden, so sind das Dinge, die eigentlich überall berücksichtigt werden. Die Frage ist nur die, ob man dadurch, daß Thatsachen dieser Art zu einer gewissen Reihe verbunden werden sollen, irgend einen Zweck erfüllt, der dem Wissen der Geschichte die von Schopenhauer verlangte Subordination des Gewußten verschaffen könnte.

Das, was Brückner mit seinen Thatsachenreihen erreicht, ist nichts als eine Abstraction von den handelnden Subjecten der Geschichte, die für jedes echte historische Gefühl immer beschwerlich ist, aber auch dem Philosophen durchaus nicht genug Aufklärung gibt. Sobald Herr Brückner überdies das Gebiet des ethischen Fortschritts betritt, so vermag er schließlich in einer Frage des Rechts mit dem ganzen Apparat der Rechtsgelehrsamkeit und mit aller Hilfe Iherings doch nur zu beweisen, daß die Geschichte des Strafrechts das Absterben der Strafe zeigt, aber von der Veränderung der Gesinnung des Menschen dabei, auf die es doch jedenfalls bei etwas ethischem ankommt, erfährt man durch alle Veränderungen des Strafverfahrens gar nichts.

Wenn ich recht überlege, so hat die Fortschrittsidee überhaupt kaum einen größeren Feind als denjenigen, der sie auf die Abstraction der Thatsachen zu begründen sucht. Denn entweder nimmt man an, daß das Fortschreitende im Subjecte der Handlung liegt und dann muß der Fortschritt am Subject nachweisbar sein, und nachgewiesen werden, oder aber der Fortschritt liegt außerhalb des Subjects und dann müßte auch die Ursache des Fortschritts außerhalb desselben liegen, alles Dinge, welche von Fichte, Hegel, Humboldt und so vielen anderen, schon so vortrefflich abgehandelt worden sind, daß der Historiker dabei gar nichts mehr zu thun hat. Die von Brückner so eifrig begehrten Thatsachenreihen sind längst gebildet worden, und wenn sie ihre Entwicklung aus der Logik der

ihnen zu Grunde liegenden Ideen erhalten haben, so hatte man wenigstens die Befriedigung zu sehen, daß die „Idee" munter und vergnüglich fortschreitet oder sich „entwickelt". Die Zufälligkeiten, auf die daneben der Historiker sein Augenmerk richtete, konnten bei dieser Wissenschaft, wie man weiß, entbehrt werden. Rußland hat, wie eine fast heitere Rechnung beweist, in 400 Jahren an Areal so zugenommen daß der tägliche Gebietszuwachs, nach Brückners Mittheilungen und Versicherungen 123 Quadratkilometer betrug. Liegt es also im Begriff von Rußland, täglich um 123 Quadratkilometer zu wachsen, so ist es gänzlich nebensächlich, daß Peter der Große dabei mitgewirkt hat. Jeder Mensch bemerkt aber die Verödung, die durch solche Thatsachenreihen in der wirklichen Geschichte angerichtet wird, und muß dann erst recht zu der Ueberzeugung gelangen, daß in dem, was die Historie betreibt, auch nicht ein Titelchen einer Wissenschaft liegt.

Jede abstracte Behandlung des historischen Stoffes treibt den Denker unvermeidlich in die Schopenhauersche Ueberzeugung, daß das, was die Menschen gethan und nicht gethan haben, nichts als Zufälligkeiten sind, die für das doch ein für allemal bestehende Fortschrittsgesetz völlig gleichgiltig sein müßten. Wenn irgend jemand einen solchen Fortschritt nachweisen kann, so ist doch klar, daß für diese seine Wissenschaft die wirkliche Geschichte höchstens eine Sammlung von Merkwürdigkeiten vorstellt, die ebensogut weggelassen werden können. Ich begreife nicht, wie man denken könnte, daß sich meine Gedanken über Geschichte jemals in dieser Richtung bewegten, und ich gestehe, nun die Empfindung zu haben, daß ich mich in dieser Beziehung in meinen früheren Versuchen wirklich sehr undeutlich ausgedrückt haben müsse.

Meine genealogischen Betrachtungen hatten vielmehr den gerade entgegengesetzten Zweck im Auge. Ich glaubte, daß die Genealogie das einzige naturwissenschaftlich begründete Mittel sei, den Historiker von aller und jeder philosophischen Abstraction zu entfernen, und ihm jede aus der Idee geschöpfte Folgerung gründlich zu verleiden. Wenn sie diese Wirkung im Betriebe der historischen Wissenschaften hätte, so würde ich darin den allergrößten Fortschritt erblicken, der überhaupt gemacht werden kann, ohne mich deshalb dem Wahn hinzugeben, daß

dieser Fortschritt in der historischen Empirie jemals zu irgend einer Lösung der großen Welträthsel führen könnte. Daß die Historie dazu dienen könne, ein solches Ziel zu erreichen, halte ich von vornherein für gänzlich ausgeschlossen und daß dieselbe in diesem Sinne zum Range einer Wissenschaft erhoben werde, — dies anzunehmen, möchte ich für mein geringes Theil nicht nur für einen Rückfall in ein überwundenes Zeitalter, sondern auch für ein wahres Unglück halten. Die Erfolglosigkeit eines solchen Strebens stände mir auf jeder Seite der tausend Bücher geschrieben, die ich als Leitsterne meiner ganzen historischen Weisheit verehre.

Wenn ich sorgfältiger gewählte Gesichtspunkte historischer Betrachtungen, ein bewußteres Vorgehen zur Erreichung einiger verhältnismäßig sehr kleiner Ziele als wünschenswerth erachtete, so hatte und habe ich dabei gar nichts im Sinne, als das, was auf andern, der Geschichte ungemein verwandten Gebieten schon längst mit Erfolg angebahnt ist und wirklich geschieht. Bei meinen früheren Ausführungen habe ich leider vorausgesetzt, daß der Begriff der Vererbung den Historikern etwas geläufiger sei, als thatsächlich der Fall zu sein scheint. Ich werde mich vielleicht dadurch verständlicher machen, daß ich jetzt die Richtung ausdrücklicher kennzeichne, an welche ich angelehnt zu sein glaubte, wenn ich von der Zukunft tieferer genealogischer Forschungen sprach.

Die Litteratur darüber liegt ja vor, man braucht nur darnach zu greifen. Wenn man beispielsweise das herrliche und großartige Werk von Th. Ribot, „Die Erblichkeit", lesen wollte, so würde man vielleicht von Seiten meiner harten Beurtheiler eher geneigt sein, meine Ausführungen als Plagiate zu verketzern, anstatt sie als geistreiche Einfälle und Curiositäten zu behandeln. Man hätte sich doch wenigstens dann das Ansehen geben können, daß man in der Litteratur dieser Dinge einigermaßen bewandert sei. Aber davon keine Spur. Ich habe wirklich nie soviel unverdientes Lob erhalten, als von denen, die gemeint haben, daß alles das, was ich über das natürliche System der Generationen sagte, lediglich aus meinem Kopfe entsprungen sei.

Wenn ich nun aber demgegenüber das Bekenntnis machen muß, daß wirklich eigentlich mehr und entscheidenderes schon in Ribots

Darstellung der Erblichkeitslehre zu finden ist, als der Leser meiner Abhandlungen vermuthen mochte, so will ich jetzt auch das nicht verschweigen, daß der treffliche Franzose zur Geschichtsforschung ganz genau ebenso steht, wie ich und fast mit denselben Worten die Aufgaben bezeichnet hat, die ich hervorhob.

In dem Capitel über die Erblichkeit der Volkseigenthümlichkeit sagt Ribot: „Bei der eben vollendeten Durchsicht der Geschichte haben wir eine Menge für die geistige Vererbung wichtiger Fälle in den Familien der Künstler, der Gelehrten, der Schriftsteller, Staatsmänner und Kriegsleute kennen gelernt. Betrachtungen dieser Art sind den meisten Geschichtschreibern so fremd, daß ihre Werke dabei nur eine mäßige Unterstützung gewähren.[1] Wenig um Einzelheiten bekümmert, die der Majestät der Geschichte unwürdig sein sollen, haben sie kleine, bestimmte alltägliche Thatsachen, die uns trotzdem mehr über einen Charakter lehren, als zehn Seiten voll Redensarten, vernachlässigt. Mehr lehren Lebensbeschreibungen und Denkwürdigkeiten, trotzdem sie die philosophische Grundlage vielfach außer Acht lassen. Vielleicht wird man künftig diese Art, Geschichte zu schreiben, weniger gering schätzen und häufiger zur Anwendung bringen, wenn man erst allseitig einsehn gelernt hat, daß das unendlich Kleine in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit dieselbe geheime und ununterbrochene Arbeit vollführt, wie in derjenigen der Natur, und dann wird die Geschichte, ohne ihren Zweck, die Darstellung und Verkettung der großen Begebenheiten, aus den Augen zu verlieren, auch den Seelenkundigen zahlreiche und genaue Belehrungen darbieten. In Ermangelung solcher ins einzelne gehende lange und doch fruchtlose Nachforschungen erfordernder Vorarbeiten haben wir nur in allgemeinster Weise die Rolle zeigen können, welche die Erblichkeit als philosophisches und psychologisches Gesetz in der Geschichte spielt. Wir mußten uns darauf beschränken, sie

[1] Einem Geschichtschreiber scheint hier Ribot ein wenig Unrecht zu thun: Michelet, der doch gerne die Vererbungsverhältnisse bespricht. Aber wahr ist es, daß zu derartigen Untersuchungen alle reichen Geldmittel französischer und deutscher wissenschaftlicher Institute selbstverständlich nicht verwendet werden. Ich hoffe, daß diese historischen Studien mit der Zeit von den naturwissenschaftlichen Classen der Akademieen werden in die Hand genommen werden.

außer Zweifel zu setzen; denn wir können nur auf eine unbestimmte Weise darthun, in welchem Maße diese oder jene Eigenschaft von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, ob und warum sie eine Umwandlung erlitten hat."

Fürwahr, deutlicher und bestimmter kann man nicht das bezeichnen, was von der Geschichtsforschung unbedingt verlangt werden muß. Mein einziges kleines Verdienst setze ich neben einem so gediegenen Ausspruch lediglich in den Umstand, daß ich — was dem Historiker nahe genug lag — die Ausgangspunkte einer methodischen Betrachtung dieser Dinge fachmäßiger bezeichnen konnte. Ribot hat ganz recht, wenn er von der falschen Majestät der Geschichte spricht, die sich um das natürlichste und einfachste auf ihrem Ideenthron zuweilen nicht bekümmerte, aber dieser geflickte Purpurmantel kann nur fallen, wenn man auf den Ursprung alles Geschichtsstudiums zurückgreift und wieder von neuem mit der Genealogie beginnt, die, unter den Gesichtspunkt der Erblichkeit gestellt, noch zu ganz anderen Resultaten führen muß als früher.

Daß man sich aber von Seite der Historiker heute nicht recht in die Gedanken einer genealogischen Auffassung zu finden vermochte und meinen Erörterungen darüber mit Erstaunen oder Lächeln begegnete, beweist doch wohl, daß man die berühmten Quellenforschungen der deutschen Wissenschaft mit seltener Einseitigkeit betreibt. Daß die Aerzte schon seit längster Zeit nach der Maxime verfuhren: Silente morbo in genitore dum ex avo derivatur in nepotem und daß Goethe doch keinen Scherz gemacht habe, wenn er sich aus Vater und Mutter, Urahnherrn und Urahnfrau zusammengesetzt schildert, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ribot hat sich mit unendlichem Fleiß angelegen sein lassen, eine unglaubliche Zahl von Familienvererblichungen in Kunst, Wissenschaft und Kriegswesen nachzuweisen. Auf den Stammbaum Tizians, in dessen Familie neun Maler in ganz richtiger Generationserbfolge verzeichnet werden, hat schon Galton aufmerksam gemacht. In Bezug auf die Familie Bach verweist jetzt Ribot auf die trefflichen Arbeiten von Spitta. Es gibt 29 ansehnliche Tonkünstler, lauter Verwandte von Sebastian Bach innerhalb eines Zeitraums von 200 Jahren; und in derselben Familie zählt man überdies über 50 Musiker. In der Wissenschaft steht die Fa-

milie Bernoulli als ein ebenso merkwürdiges Beispiel der Vererbung physikalischer und mathematischer Talente da wie die Familie De Jussieu in Bezug auf Vererbung botanischer Gelehrsamkeit. Doch scheint es völlig überflüssig, auf diese fundamentalen naturwissenschaftlichen und psychologischen Lehrsätze hier noch weiter einzugehn, es versteht sich ja doch von selbst, daß, wenn von Seite der Geschichtsforscher eine größere Berücksichtigung dieser Dinge erwartet werden darf, es nur auf Grund eines ernsteren Studiums der allgemeinen wissenschaftlichen Fragen, die von Galton und Ribot völlig erschöpfend behandelt sind, möglich sein wird.

Ich bin in meinen früheren Abhandlungen über die Generationenentwicklung etwas zu rasch und unvermittelt gleich zu einer Erörterung übergegangen, die die volle Kenntnis des Vererbungsprincips voraussetzte, die aber durch die Erfahrung noch nicht gelöst ist. Was die Vererbungspsychologie nachweisen kann, ist das Fortleben gewisser Eigenschaften, Fähigkeiten, Gewohnheiten in einer Reihe von Generationen. Galton ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat die Wahrscheinlichkeit berechnet, die für gleiche geistige Veranlagungen vermöge Verwandtschaften gegeben ist. Das aber, was für die Erkenntnis der Geschichte fast das wichtigste wäre, ist auf empirischem Wege so gut wie gar nicht sichergestellt worden. Die Ueberlieferungen beweisen zwar mit voller Gewißheit, daß zwei, drei und auch mehrere Generationen von einer und derselben Tendenz erfüllt sind, etwas zu thun, zu wünschen und anzustreben und daß sich auch gewisse Gedanken und Ueberzeugungen vom Vater auf den Sohn oder vom Großvater auf den Enkel übertragen, aber in welcher Art und Weise diese Vererbungen vor sich gehen oder unter Umständen wieder zurückgestoßen werden, dies ist eine Aufgabe, die nur auf dem Wege genealogischer Forschung zu einem Resultat führen kann.

Einzelne bedeutende Gelehrte scheinen der Ansicht zu sein, daß man dieser umständlichen Methode oder dieses Umwegs durch die Genealogie gar nicht erst bedürfe, um mittelst der Vererbungstheorie die wichtigsten Erklärungen für die historischen Erscheinungen geben zu können, dennoch dürfte eine biologische Erörterung über Fragen des Rechts oder der Politik leicht den Eindruck eines bloß geistreichen Spiels machen, wenn dabei nicht der that-

ſächliche Vererbungsproceß in den Generationen zur Anſchauung gebracht wird. G. de Lapouge hat ſchon im Jahre 1885 einen Verſuch gemacht, das Erbrecht biologiſch zu erklären, und ſeine Arbeiten auf dem Gebiete der Geſellſchaftswiſſenſchaften ſind von einer wahrhaft bewunderungswürdigen Schärfe und Feinheit der Beobachtung. Beſonders lehrreich ſind ſeine Betrachtungen in der von ihm gehaltenen Antrittsvorleſung von 1886—87 über die Anthropologie und die politiſchen Wiſſenſchaften, wo er mit größtem wiſſenſchaftlichen Muthe die Conſequenzen der geſellſchaftlichen Zuchtwahl für die geſchichtliche und ſtaatliche Entwicklung nachweiſt.[1] „Les conclusions nécessaires de la biologie appliquée aux sciences sociales sont dures, inflexibles, impitoyables“ — bemerkt der unerſchrockene Mann, und wenn er dann noch hinzufügt: „Qu' importe, si elles sont vraies? L'humanité dans sa marche n'avance pas sur des tapis de roses — ſo mag man ſehr bereit ſein, die Energie zu bewundern, mit welcher der geiſtvolle Mann die Entwicklungsgeſetze des Pflanzen- und Thierreichs auf die Geſellſchaftslehre anwendet, aber man hat doch in allem den Eindruck, daß hier mehr mit Analogieen und Hypotheſen, als mit wirklich naturwiſſenſchaftlichen Beweiſen vorgeſchritten wird. Was den Erörterungen des franzöſiſchen Denkers zu mangeln ſcheint, iſt überall die genealogiſch-hiſtoriſche Unterſuchung und Grundlage, durch welche das Problem der Erblichkeit zur Erfahrungswiſſenſchaft geſtempelt werden müßte. Deſſenungeachtet kann aber keinen Augenblick verkannt werden, daß auch durch die ſpeculative Methode, die Mr. de Lapouge in virtuoſeſter Weiſe zu handhaben verſtand, eine Reihe von Geſichtspunkten gewonnen worden iſt, die vielleicht zu dem bedeutendſten gehören, was für die Geſchichtsauffaſſung ſeit den Berchtesgadener Vorleſungen Rankes überhaupt geleiſtet ſein mag. Hierher gehört vor allem der epochemachende Artikel L'hérédité dans la science politique.[2] Daß dieſe Veröffentlichungen dem Umſtande zu

[1] Revue d'Anthropologie par P. Topinard 1887. 16. Jahrgang II. 136 ff. L'Anthropologie et la science politique.

[2] L'hérédité dans la science politique; Révue d'Anthropologie 1888 p. 169. Von größter Wichtigkeit für die politiſche Geſchichte iſt der Aufſatz De l'inégalité parmi les hommes 1888 p. 9, der ſich an die ſchon 1886 erſchienene Abhandlung L'hérédité anſchließt, vgl. Revue d'Anthrop. 1887 p. 519.

danken sind, daß in Frankreich diese Wissenschaft an den Facultäten bereits zum Gegenstand von Vorlesungen geworden ist, dürfte in Deutschland umsomehr Beachtung verdienen, als es sich hierbei um Grundprincipien handelt, die den populären Meinungen des politischen Radicalismus durchaus entgegengesetzt sind, indem Mr. de Lapouge muthig die Lehre verkündigt: „L'égalité, messieurs, est un rêve ou un mensonge et la realité c'est l'inégalité, l'inégalité naturelle et héréditaire. On ne cesse de parler ensuite du progrès et de l'amélioration des masses: autre chimère, contraire à la loi de concurrence, et contre laquelle proteste toute la théorie de l'évolution."

Daß die sociale Zuchtwahl im wesentlichen nichts anderes ist, als der historische Proceß der Weltgeschichte, darüber kann wohl kein Zweifel sein, und gern wird man sich Herrn de Lapouge eine Strecke seines Weges weit anschließen. Jedenfalls sollte bei der historischen Schilderung der Zuständlichkeiten von den socialen Grundfragen nicht abgesehen werden. Sofern es sich aber um die Erkenntnis geschichtlicher Thatsachen handelt, die durch das handelnde Subject allein bewirkt worden sind, kann nur die Untersuchung des Individuums selbst in Bezug auf seinen Vererbungsbestand zu irgend einem Resultat führen. Das Problem, welches sich in diesem Falle für die Generationenlehre ergibt, ist kein allgemeines, sociales, sondern ein rein individuelles.

Die individuelle Untersuchung des Charakters und beziehungsweise des Vererbungsbestandes einer Generation unterscheidet die Geschichte im engeren Sinne von jeder andern wissenschaftlichen, auf die Erforschung der Vergangenheit gerichteten Disciplin. Kein anderes Naturwesen außer dem Menschen gestattet eine historische Betrachtung seiner inneren Vorgänge, weil nur dieser im Stande ist, von denselben einem nachfolgenden Geschlecht Kenntnis zu geben. Wenn man bei geschichtslosen Menschenmassen oder bei Thieren Vererbungsverhältnisse feststellt, so leistet dies die Anthropologie und Zoologie auf Grund von Erfahrungen, die von Seite des Beobachters gemacht

---

les sélections sociales. Wenn man diese Arbeiten der Franzosen und Engländer, unter denen Galton die geschichtlichen Fragen am meisten mit herangezogen, in Betracht zieht, so ist schwer begreiflich, wie die deutsche Geschichtsforschung alle diese Dinge auf die Länge ignoriren kann.

und gesammelt worden sind. Der Pferdezüchter verfolgt durch Generationen die Erblichkeitsverhältnisse seines Gestüts mit größtem Fleiß und Eifer, aber nur der historische Mensch überliefert in bewußter Selbsterkenntnis den Nachkommen das Abbild seines eigenen Wesens; die Aufgabe der Geschichtsforscher findet mithin als solche ein Material, welches dem Naturforscher gänzlich mangelt, und man könnte fast meinen, dieselbe wäre daher leichter zu erfüllen, als die des letztern.

Daß dem nicht so ist, hat seinen Grund nicht nur in der feineren und complicirteren Natur des Menschen selbst, sondern auch in der viel größeren Schwierigkeit der Herbeischaffung des gesammten zur Erkenntnis des historischen Individuums nöthigen Materials. Und von diesem Standpunkte aus dürfte es wohl verstanden werden können, wenn man behauptet, daß die Genealogie allerdings die höchste und größte Leistung aller geschichtlichen Forschungen zu bedeuten hätte, wenn sie im ganzen Umfang ihres Begriffs aufgefaßt würde; aber man wird sich dessenungeachtet darüber nicht täuschen können, daß sie in ihrer höchsten Vervollkommnung immer nur ein frommer Wunsch bleiben wird.[1] Wenn man bei jedem in der Geschichte auftretenden Menschen nachweisen könnte, was er psychisch und physisch von den Vätern ererbte und was er von seiner Erbschaft abgestoßen, so würde auch der Antheil zu ermessen sein, der seinem eigenen individuellen Sein in den historischen Wirkungen gebührt, die von ihm ausgingen. Man besäße von jedem Individuum seine exacte historische Analyse und die Handlungen derselben würden unter ein Causalgesetz gebracht werden können, gegen welches es keine Einwendungen gäbe.

---

[1] Es darf indessen nicht unbemerkt bleiben, daß die Franzosen und Engländer große Anstrengungen machen, um die genealogischen Untersuchungen zu vertiefen. Sehr interessant sind die Arbeiten über die Lebensdauer der französischen adeligen Familien, welche Benoiston de Chateauneuf durchschnittlich auf 300 Jahre berechnet hat. Das werden manche „curios und paradox" finden, aber die Beobachtung ist nicht von mir gemacht, wie ich meinen Recensenten einschärfen möchte; vgl. Mémoire sur la durée des familles nobles en France. Sehr ausgezeichnet sollen nach Berichten die Arbeiten von Asher über die englische Gentry und von Burke über die Genealogie der englischen Familien sein. Ich bedaure, daß ich dieselben noch nicht kennen gelernt habe.

Hier wäre indessen alle Hoffnung eitel; wie die Erfahrung, die für diese Dinge sich darbietet, bloßes Stückwerk ist, so wird unsere Wissenschaft immer nur Stückwerk bleiben. Aber soll man deshalb das wenige, was sich noch auf eine gesicherte Weise als natürliche Grundlage geschichtlicher Erkenntnis gewinnen läßt, immer bei Seite liegen lassen? Und wird nicht durch die bestimmte und faßbare Kenntnis des handelnden Individuums, wie unvollkommen sie auch immer sein möchte, jeder andere von der Geschichte zu erreichende Zweck besser und kräftiger erreicht, als auf Grund der vagen Allgemeinheiten von Entwicklung, Ideengang und Ideenwirkung?

Die genealogische Forschung findet ihre Grenze bei der Feststellung der persönlichen Ahnentafel bekanntlich außerordentlich rasch und was dem Historiker als ein Mangel seiner Quellen erscheint, ist etwas, was die medizinische Statistik und die Psychiatrie jeden Augenblick und auch bei dem lebenden Menschen schmerzlich empfindet. Wird der Arzt deshalb auf den Nachweis des Erblichkeitsbestandes verzichten und die Sache lieber ganz aufgeben, weil sie doch nicht vollkommen gelöst werden kann? Die Genealogie besitzt ja für die Feststellung des Stammbaums oder der Descendenz ein sehr reiches Material, aber was ihr am meisten gebricht, ist die Ahnentafel.

Eine rasche Ueberlegung muß nun aber jedermann sofort belehren, daß die Ahnentafel nicht nur etwas ist, was sich vermöge des äußern Mangels der Quellen nur in der unvollkommensten Weise herstellen läßt, sondern leider auch schon aus allgemeinen Erkenntnisgründen nicht erfaßt und erkannt werden kann. Denn da jede Ahnentafel eines einzelnen Menschen in die Unendlichkeit fortschreitet, so ist sie verstandesmäßig nicht faßbar. Hierin liegt sozusagen der objective Grund dafür, daß die Vererbungsverhältnisse von der Geschichtsforschung nie vollständig und allseitig festgestellt und nachgewiesen werden können. Dennoch aber führt die allgemeine Betrachtung über die Ahnentafel der Menschen wieder zu sehr merkwürdigen Resultaten, die in letzter Auflösung doch nur zu Gunsten einer genealogischen Betrachtung der Geschichte sprechen werden.

Nicht unbekannt ist es, daß jeder einzelne Mensch scheinbar eine unendliche Zahl von Ahnen haben müßte, wenn man die unbeschränkte Zahl von Generationen, die jeder von sich aus zurück zählen kann,

als eine mathematiſche Potenz von zwei betrachten würde. Auf dieſe Weiſe gelte für uns heutige zur Zeit von Chriſti Geburt die Formel von 2 der 57. Potenz, und man müßte alſo annehmen, daß jeder Deutſche in der Zeit, als Tacitus ſeine Germania ſchrieb, weit mehr Ahnenväter und Ahnenmütter gehabt hätte, als damals überhaupt Einwohner in Europa gelebt haben. Wenn nun auch dieſe Rechnung falſch wäre, ſo iſt doch aus ihr zu erſehen, daß es ein recht hoffnungsloſes Unternehmen wäre, auf die Ahnentafel irgend eine hiſtoriſche Unterſuchung individueller Art zu bauen. Man wird ſich unter allen Umſtänden mit den Descendenzen begnügen müſſen, die uns die Geſchichte in recht ergiebigen Maſſen vorführt. Dennoch aber iſt das Problem der Ahnentafel für die allgemeine Generationenlehre und für die Frage der Erblichkeit keineswegs unbedeutend, und es ſcheint erwünſcht, die Betrachtung darüber in dieſer Beziehung noch um einige Schritte weiter zu führen.

Die zahlloſe Menge der Ahnen eines Individuums in irgend einer weiter zurückliegenden Zeit iſt ſelbſtverſtändlich nur etwas ſcheinbares. In Wirklichkeit muß angenommen werden, daß ſchon die fünfte und ſechſte Generation, die vor der Perſon lebt, auf welche die Ahnenprobe angewendet wird, eine vorherrſchende Menge von doppelter, dreifacher ja zehnfacher Ahnenſchaft enthält. Die Zahlen in den großen Linien der Ahnenreihen werden nicht thatſächlich potenzirt, ſondern ſchmelzen nach Verlauf einer gewiſſen zurückliegenden Zeit wieder zuſammen. Meine vor hundert Jahren lebenden ſechzehn Ahnen hatten in Wirklichkeit lauter gemeinſchaftliche Großväter und Urgroßväter, das Blut iſt nicht von ſo vielen tauſenden von Vätern und Müttern auf den einen ſpäten Enkel zuſammengeſtrömt, ſondern die Generationen haben vermöge der Inzucht ſchon im ſechſten, ſiebenten und achten aufſteigenden Glied alle mit einander in Blutsverwandtſchaft geſtanden.

Sollte nicht dieſe Beobachtung eine weſentliche Unterſtützung der Idee gewähren, daß ſich naturnothwendig in den Generationen eines Volkes oder Stammes ſoviel gemeinſchaftliches Blut befindet, daß ſich die Vererbungen auf geiſtigem Gebiet ganz von ſelbſt erklären? Wird nicht die Berechtigung, nach den Generationen zu zählen, zu voller Sicherheit geſteigert, wenn man durch das Problem der Ahnenprobe

den Beweis mathematisch erbringen kann, daß die Verwandtschaft der Anschauungen, Stimmungen, Bestrebungen in einem Volke durchaus nichts bloß bildlich gedachtes ist, sondern ihre ganz reale Grundlage in der stattgefundenen Vermischung der vorhergegangenen Ahnenreihen findet? — Auf diese Weise erklärt sich die Vererbung in den Generationen aus natürlichen Gründen, ohne daß es nöthig wäre, den Erblichkeitsbestand für jeden einzelnen Fall individuell nachzuweisen. Wenn der genealogische Grundzug geschichtlich nur nicht außer Betracht geblieben ist, so wird an der Richtigkeit der historischen Folgerungen aus der Vererbung wie des Charakters, so auch der Bestrebungen der Generationen auch nicht der mindeste Zweifel bestehen können.

Ribot hat in seinem trefflichen Werke die Erblichkeit der Volkseigenthümlichkeiten eben aus dem Zusammenhange der Generationen erklären können, und ebenso zutreffend bestimmt er auf dieser Grundlage das was den Nationalcharakter hervorbringt: „Das Dasein des Organismus ist in ununterbrochener Aneignung und Entäußerung der Molecüle, einbegriffen dasjenige des Staates, in fortwährendem Erwerbe und Verluste von Einzelwesen. Aber mitten in diesem ewigen Strudel, der ihr Leben darstellt, beharrt ein unverkennbares etwas, was die Grundlage ihrer Einheit und ihres Selbst ausmacht. Bei einem Volke nennen wir diese Summe seelischer Kennzeichen, die in ihrer ganzen Geschichte, allen Einrichtungen und allen einzelnen Zeitabschnitten immer wieder zum Vorschein kommen, den Nationalcharakter.“ Und weiter: „In der Regel erklärt man die Geschichte eines Volkes aus seinen Einrichtungen; das ist aber nur in einem Sinne wahr, obgleich jene nur eine Folge sind. In der Gesellschaft, im Staate erscheinen Wirkungen und Ursachen nicht wie in der Physik in einer einfachen Reihe; vielmehr kann man in ihren Wirkungen eine Gegenseitigkeit bemerken. Der Volkscharakter erzeugt die Einrichtungen, die wieder ihrerseits auf die Bildung des Charakters Einfluß gewinnen, und zwar geschieht das in so gründlicher Weise, daß beide nach Jahrhunderten zur Einheit verschmelzen, indem die Einrichtungen in der That nichts sind, als der in die Erscheinung getretene und zur Befestigung gelangte Charakter. Dabei aber darf man nicht vergessen, daß die Einrichtungen nur eine äußere, durch

eine tiefer liegende, innere getragene Urſache ſind, und das iſt die wahre, ſich ſelbſt durch Vererbung fortpflanzende Eigenart."

Was das Gedächtnis der Menſchen für die Erkenntnis dieſer Vererbungen thun und laſſen kann, iſt eigentlich der verborgene Grund aller Ueberlieferung deſſen, was geſchehen iſt, was gehandelt worden und ſich ereignet hat, es iſt das geſchichtliche Bewußtſein ſelbſt, die Inventariſirung der Erbſchaft, die eine Generation der andern überläßt. Wenn man darnach die Aufgaben bezeichnet, die der Geſchichtſchreiber zu erfüllen unternimmt, ſo wäre es falſch, zu meinen, daß es je eine hiſtoriſche Auffaſſung gegeben hätte, der dieſer Zweck fremd geweſen wäre. Ranke hatte ganz recht, wenn er ſagte, daß die Geſchichte von Thukydides ſo vollkommen verſtanden ſei, als von irgend einem neueſten Geſchichtſchreiber, und daß von einem weſentlichen Fortſchritt dieſer Erkenntnis nicht die Rede ſein könne. Nur die Genauigkeit, mit der der große Vererbungsproceß geſchildert werden ſollte, macht vielleicht noch das beſſere denkbar. Und wenn man heute eine vollkommenere Kenntnis der pſychologiſchen Natur des Menſchen überhaupt beſitzt, ſo wäre zu erwarten, daß dieſer Umſtand auf die Behandlung und Betrachtung des geſchichtlichen Lebens des Menſchen zurückwirken müſſe.

Und in der That! Eine natürliche Grundlage für die Veränderungen der politiſchen Ideen und Abſichten der Jahrhunderte zu gewinnen, dies war es, was im Geiſte des großen Meiſters der deutſchen Geſchichtſchreibung den Wunſch nach einer generationsweiſen Darſtellung der Vergangenheit gleichſam mit Gewalt hervorgetrieben hat. Dieſe ſelbſt aber läßt ſich erfahrungsmäßig nur auf das genealogiſche Schema aufbauen, ohne deſſen Berückſichtigung überhaupt gar kein realer Zuſammenhang geſchichtlicher Dinge denkbar wäre.

Auch mit dieſen von der Erfahrung an die Hand gegebenen Mitteln wird indeſſen die Geſchichtswiſſenſchaft nicht zu der Erfüllung der höchſten Forderungen jener Disciplinen gelangen, die den urſächlichen Zuſammenhang durch das Experiment beweiſen. Das, was man als die wahre Wiſſenſchaft in der Geſchichte zu ſuchen pflegt, wird unter allen Umſtänden recht wenig ſein, aber die Gewißheit, mit realen Factoren zu rechnen, wird doch durch die genealogiſche Betrachtung gewonnen, und der Zweifel an der Wirklichkeit deſſen,

was man als zu Grunde liegende Ideen, nicht nur von Seite der Fichte und Hegel, ſondern auch, wo möglich, noch beſtimmter von Seite Rankes zu faſſen ſuchte, kann wenigſtens durch die Anwendung der Vererbungslehren innerhalb der genealogiſch gegliederten Generationen erheblich vermindert werden.

III. Abſchnitt.

Forſchungslehre und Unterricht.

I.

Zur Abwehr und Verständigung.

Rankes Thätigkeit auf dem Gebiete der Geſchichtsforſchung hatte außer ſeinen Werken noch eine andere Folge, die mit ſeinem ungewöhnlichen und eigenartigen Lehrtalent zuſammenhing. Er beſaß eine einzig in ihrer Art daſtehende Gabe, eine große Anzahl von jüngeren Männern, nicht ſowohl durch die ihn ſelbſt hauptſächlich beſchäftigenden Fragen und Aufgaben, als vielmehr durch eine allſeitige Anregung und Aufmunterung zu eigener wiſſenſchaftlicher Production an ſich zu ziehen, zu fördern und für den Betrieb der hiſtoriſchen Studien ganz beſonders geeignet zu machen. Eine ſolche auf ſchriftſtelleriſche Hervorbringungen unmittelbar gerichtete Unterweiſung in Geſchichte war bis dahin an den Univerſitäten etwas unbekanntes. So viele treffliche Männer in Deutſchland Geſchichte lehrten, ſo hatte doch nicht leicht jemand die Abſicht erkennen laſſen, eine Schule in dem Sinne gründen zu wollen, wie man bei Künſtlern, Philoſophen oder Aerzten von einer ſolchen zu ſprechen gewohnt war. Einzelne Fachgenoſſen verwahrten ſich förmlich dagegen, und wenn Schloſſer und Gervinus den ſtärkſten Gegenſatz gegen dieſe Beſtrebungen laut werden ließen, ſo machte ſich hierin eine Art von Zweifel nicht nur an der Zweckmäßigkeit, ſondern auch an der Berechtigung deſſen geltend, was in der Geſchichtswiſſenſchaft durch ein Schulſyſtem geleiſtet werden könnte. Es fehlte nicht an Meinungen, wonach in der ſo energiſch betriebenen Unterweiſung in geſchichtlicher Production eine Gefahr für den freien Betrieb und die freie Auffaſſung des Gegenſtandes erblickt werden ſollte.

Die allgemeinen Strömungen in der Gelehrſamkeit des neunzehnten Jahrhunderts kamen indeſſen der Rankeſchen Richtung viel zu ſehr entgegen, als daß der Kampf gegen die „Schule“ ſelbſt unter der Fahne eines ſo freien, großen und edlen Mannes wie Gervinus von Erfolg hätte ſein können. Die Rankeſche Schule gedieh nicht nur ſelbſt, ſondern erzeugte ſo viele Kinder, daß man ſchließlich wieder dazu kam, zu fragen, was denn eigentlich die Rankeſche Schule ſei. Die Geſchichte der Malerei in Europa hat indeſſen bewieſen, daß man ſelbſt in einer Sache, wo der Begriff der Schule eine handgreifliche Bedeutung beſitzt, niemals im Stande war, die Herrſchaft eines Meiſters lange aufrecht zu halten, und die großartigſten Inſtitute dieſer Art, wie die franzöſiſche Akademie, hatten ihre Verfallszeiten und ihre Kriſen. Dann geſchah es wohl, daß ſich die freie Kunſt, das Recht der Individualität, wohl auch zuweilen das wirkliche Genie gegen dieſe Malerakademieen mächtig erhoben.

Auch in der Geſchichtswiſſenſchaft wird die Schule unter allen Umſtänden mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, das Urtheil des Schülers mit Sicherheit aus dem Lehrſtoff zu entwickeln. Alle Künſte und Wiſſenſchaften, in denen der Begriff der Schule das überlieferte iſt, erblicken in der Bildung eines gemeinſamen, feſtſtehenden Urtheils über den Gegenſtand der Unterweiſung das Erkennungszeichen der Zuſammengehörigkeit; in der Geſchichte dagegen kann ſich ein Lehrer jahrelang mit ſeinen Schülern über die wichtigſten Urkunden unterhalten, ohne noch zu bemerken, daß er es vielleicht in allen Dingen, die dem Hiſtoriker weſentlich am Herzen liegen, mit ausgeſprochenen Gegnern zu thun hatte. Die thatſächlichen Gegenſätze des Urtheils, für deſſen Bildung und Lehre es in der Geſchichtswiſſenſchaft an jeder denkbaren Methode gebricht, werden in der Schule nicht ſelten die Wirkung haben, daß ihr Beſtand als etwas äußerliches erſcheint.

Das Bewußtſein Rankes von dem Beſitz einer „Schule“, deren Mitglieder er in den weiteſten Kreiſen Deutſchlands verbreitet wußte, war dagegen ein außerordentlich ausgeprägtes, und ich, der ich nicht dazu zählte, erinnere mich noch manches heitern Mißverſtändniſſes, das dem Meiſter wohl begegnete, wenn er in einer Art von alles vereinender Freundlichkeit manchmal Leute als ſeine Schüler vorſtellte, von denen ich nachher erfuhr, daß ſie kaum ein Colleg dauernd bei

ihm gehört hätten. Aber auch in dem anſehnlichen und großen Kreiſe von ausgezeichneten Gelehrten, die unzweifelhaft durch die beſten Erinnerungen ihrer Lehrjahre dem Meiſter der Geſchichtſchreibung ewig verbunden blieben, mußte man den perſönlichen Beziehungen weitaus das größte Gewicht zuſchreiben. Es hatte etwas unendlich liebenswürdiges, wenn Ranke in ſeiner lebensheitern Art als der wandelnde Sokrates oft unter ſchon alten Herren einherging, in denen er nichts als ſeine Schüler ſah und zu hören glaubte, und unter denen er ſich ſelbſt vergnügt als der „Meiſter“ der „treuen Schaar“ bezeichnete. Hätte jemand aber ſagen ſollen, welche Grundſätze, Lebensanſchauungen, Glaubensartikel, politiſche Meinungen, Methoden, Darſtellungsabſichten oder Kunſtüberzeugungen es eigentlich wären, die der Schule des Meiſters gemeinſam ſeien, ſo wären Lehrer wie Schüler gleich verlegen um die Antwort geweſen.

Hätte man ſich bloß an das Merkmal gehalten, daß alle diejenigen, die in der Geſchichtsforſchung, wie es Ranke zuweilen ſelbſt ausdrückte, aus originalen Berichten zu ſchöpfen wünſchten, ſeine Schüler ſein müßten, ſo wären ſie wohl nach tauſenden zu zählen geweſen, die auch zum größten Theil ſchon vor ihm gelebt haben mögen. Für den geiſtvollen trefflichen Meiſter war der Begriff der hiſtoriſchen Schule eben etwas ganz anderes, unmittelbareres, freieres, als das, was die hiſtoriſche Litteraturgeſchichte daraus zu machen befliſſen war. Es kam dazu, daß Ranke ſelbſt ſehr zurückhaltend in der Annahme deſſen war, was zuweilen unter dem Titel ſeiner Grundſätze oder ſeiner Lehrmethode in die Welt ging. Es war durchaus nicht nach ſeinem Geſchmack, ſich für alle möglichen Reſultate der kritiſchen Forſchung mitverantwortlich zu machen. Gewöhnlich hatte er immer noch etwas beſonderes — und meiſt ja ſehr zutreffendes im Hintertreffen, wobei dann herauskam, daß wenn er eben irgend eine Frage behandelt hätte, die Sache doch ganz anders gerathen wäre. Ein wahrhaft claſſiſches Beiſpiel von dem Unterſchied, den Ranke zwiſchen ſich ſelbſt und ſeiner Schule zog, lieferte er noch in ſeinen letzten Lebensjahren.[1]

Zur Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer ſchrieb Ranke einen Anhang,

[1] Siehe auch oben S. 39.

worin er ſein Verhältnis zu den „Jahrbüchern“ in einer patriarchaliſch ſo liebenswürdigen Weiſe darlegte, wie dies nur ihm gelingen konnte. Man muß ſich aber die ganze Stelle gegenwärtig halten. Nachdem er auseinandergeſetzt hatte, wie ihn die Darſtellung dieſes Theils der Weltgeſchichte lebhaft an die Studien alter Zeit erinnerte, wo er „das Glück hatte, eine Anzahl den Studien mit Leib und Seele hingegebener, überaus fähiger, gerade in fruchtbarer Entwicklung begriffener junger Männer“ um ſich zu ſehen, fährt er fort: „Indem ich nun die Fragen erwog, welche uns damals beſchäftigten, habe ich gleichſam den Erörterungen jener Zeit wieder beigewohnt. Es waren Männer von verſchiedener Begabung, alle von Talent; ich hörte, während ich ihre Schriften durchſah, gewiſſermaßen aufs neue ihre Discuſſionen. Als der Altmeiſter dieſer Uebungen fühle ich mich jedoch auch in Verlegenheit; denn, indem ich die Ergebniſſe, die ſich damals in der Peripherie (!) bewegten, zu einer centralen Anſchauung zu erheben ſuchte, bildeten ſich in mir Anſichten aus, die doch nicht immer mit dem übereinſtimmten, was ſpäter im Streite der Meinungen die Oberhand behalten hat.“

Wenn ich das recht verſtehen ſoll, ſo hatte der Altmeiſter demnach eine verſchiedene centrale Anſchauung von den ſächſiſchen Kaiſern, während die „Schule“ ſich in der Peripherie bewegte. Und in der That, was die Weltgeſchichte mittheilt, ſteht in der ganzen Grundanſchauung vielfach im diametralen Gegenſatz zu dem, was die „Schule“ feſtſtellte, mindeſtens ein Beweis, daß der alte Meiſter die von ihm angeblich herrührenden exacten Grundſätze und Lehranweiſungen nicht für unantaſtbar erachtete. Jedenfalls hat die auf ſeinen Unterricht zurückgeführte Methode ihn nicht abgehalten, in ſich „Anſichten auszubilden“, die von denen ſeiner Schule verſchieden waren.

Es thäte mir leid, wenn ich durch die Hervorhebung dieſes Gegenſatzes abſichtlich oder unabſichtlich mißverſtanden würde, und ich ſehe mich genöthigt, hier ein offenes, perſönliches Wort auszuſprechen, zu welchem ich durch die Erfahrungen genöthigt werde, die ich noch jüngſt gemacht habe, als ich mich in der dritten Auflage meiner „Geſchichtsquellen Deutſchlands“ ganz kurz und ohne Nennung jedes Namens, ohne die mindeſte perſönliche Abſicht gegen gewiſſe Grundſätze ausgeſprochen habe, die bei der Herausgabe der Monumenta

Germaniae historica schon seit einem halben Jahrhundert gebräuchlich geworden sind.

Daß man mir in Folge dieser kurzen Aeußerungen die Ehre erwiesen hat, mit größter Umständlichkeit und überraschendem Eifer in ausführlichen Schriften die entgegengesetzten Ansichten zu vertheidigen und meine bescheidene Meinung von dem vielen Ueberflüssigen, was bei der Herausgabe der Monumenta zu geschehen pflegte, zu widerlegen, wäre für mich nur erfreulich gewesen und könnte kein Grund sein, auf die Sache zurückzukommen, wenn sich in den leidenschaftlichen Anwürfen gegen meine Person[1] nicht das Bestreben gezeigt hätte, den Glauben zu erregen, als hätte ich besonders denjenigen von den Schülern Rankes verunglimpfen wollen, dessen intime und tiefgemüthliche Beziehungen zu dem Meister gerade auch der eben erschienene letzte Band der sämmtlichen Werke in glänzendster Weise darthut.

Indem ich mich nun anschicke, im folgenden manches darzulegen, was durchaus im Widerspruch mit der Art und Weise überhaupt steht, in welcher sich die Aufgaben der Geschichte nach Ranke, oder, wie man zu sagen pflegte, in seiner Richtung entwickelten, so halte ich es wenigstens für meine Pflicht, die loyale Erklärung vorauszuschicken, daß mir jede persönliche Absicht gänzlich fern liegt, wie sie mir auch in dem fern lag, was ich über die Grundsätze der Monumentenherausgabe gesagt habe. Wenn ich dort bemerkte, daß man sich demnächst lieber an die alten in jeder Beziehung bequemeren Ausgaben der Autoren werde halten müssen, so hat diese Weissagung eine unerwartet rasche Bestätigung durch das Erscheinen der castrirten

[1] Bezeichnend für die persönliche Wendung, durch die man meine völlig objectiven Ausführungen in der Vorrede zur dritten Auflage der Geschichtsquellen Deutschlands anzugreifen strebte, sind schon die Titel der gegen mich gerichteten Schriften. Der Verfasser von „Ottokar Lorenz und Georg Waitz" müßte sich doch selbst gesagt haben, daß man solche unwürdige Trümpfe nicht gegen jemanden ausspielt, mit dem man seit 35 Jahren in dem besten persönlichen und schriftlichen Verkehr gestanden hatte. Ich sage dies nur, um die folgenden Ausführungen ein für allemal gegen ein ähnliches Verfahren zu schützen. Wenn ich die heute herrschenden Richtungen der Geschichtschreibung bespreche, so brauche ich mir nicht gefallen zu lassen, daß mir eine Feindseligkeit gegen Waitz oder Giesebrecht oder irgend jemanden untergeschoben wird.

Ausgaben der engliſchen Quellenſchriften erlangt, die weder Monumenta Germaniae ſind, noch auch dem Bedürfnis eines Hiſtorikers, der den Autor kennen lernen will, jemals entſprechen können. Wenn irgendwo, ſo zeigt ſich hier, daß ſich die kritiſche Auffaſſung Rankes von derjenigen der Spätern ganz außerordentlich ſtark unterſchied, denn nichts könnte der Methode des Meiſters mehr widerſprechen, als der Gedanke, daß man einen Autor aus Excerpten beurtheilen ſollte oder könnte, die irgend ein Herausgeber zufällig veranſtaltet hat. Wer jemals eine Rankeſche Schriftſtellerkritik geleſen hat, wird die Empfindung haben, daß hier auch das Kleinſte aus der Auffaſſung des Ganzen herausgefloſſen iſt, wie ich dies in dem Abſchnitt über des Meiſters kritiſche Richtung nachzuweiſen ſuchte.

Wenn nun in der Herausgabe eines großen Werkes jetzt die gerade umgekehrten Grundſätze geltend gemacht werden, ſo erlaube ich mir nach wie vor meine abweichende Meinung, trotzdem daß man ſich auf die Ueberlieferungen der „Schule“ berufen möchte, öffentlich auszuſprechen, beſtreite dabei auch jedermann das Recht, mich irgend einer perſönlichen Kränkung des letzten Direktors der Monumentencommiſſion zu beſchuldigen. Wäre ich jemals der Meinung geweſen, daß Georg Waitz die Richtung der Geſchichtsforſchung, der ich mich entgegenſtelle, ein für allemal zu verantworten hätte, ich hätte mich doch keinen Augenblick beſonnen, ihn auch ausdrücklich zu nennen und je nach Bedarf als Herausgeber oder Schriftſteller anzugreifen. Es hätte dazu wahrlich keines beſondern Muthes bedurft. Daß ich auf den folgenden Blättern die Grundſätze der Kritik und Methode, die in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vielfach als die geltenden betrachtet werden, zu bekämpfen ſuche, verhindert mich nicht, die geiſtige Arbeit von Männern hochzuſchätzen, die ſich mehr oder weniger in perſönlicher Anlehnung an Ranke entwickelten, aber ich ſchreibe keine Geſchichte der Hiſtoriographie und handle bloß von den Principien, deren Erörterung frei von jeder perſönlichen Rückſicht oder Abſicht iſt und bleibt. Wenn ich mich gegen irgend jemanden zu wenden hätte, ſo wären es im Grunde genommen nur die, welche ſich wie Lord Acton darin gefallen, von einem Fortſchritt der Geſchichtswiſſenſchaft zu ſprechen auch da, wo der Vorwurf Friedrichs des Großen gegen die deutſche Geſchichtſchreibung, daß ſie wichtiges und

unwichtiges nicht zu unterscheiden verstände, fast mehr der jetzigen als seiner eigenen Zeit gemacht zu sein scheint. Doch will ich auch in dieser Beziehung mir nur eine rein objective Betrachtung des Gegenstandes ohne jeglichen Hinweis auf Personen gestatten.

Wenn ich hierbei nun aber von den Richtungen ausgehe, die die Geschichte der Historiographie in der sogenannten Schule Rankes wohl zu unterscheiden hätte, so dürfte man vor allem bemerken, daß der eine Theil seiner Nachfolger eigentlich mehr auf den Wegen seiner litterarischen und schriftstellerischen Muse einherschritt, während der andere den Studien treu blieb, die Ranke in seinen Uebungen betrieb. In Folge dessen wendeten sich auch die einen mehr der neuern und neuesten Geschichte zu, während die andern ihre Arbeiten in fruchtbringendster Weise über das ganze Gebiet des Mittelalters ausdehnten. Auf diesem letztern Felde war aber merkwürdigerweise im Laufe weniger Decennien eine gewisse Einseitigkeit und Einerleiheit des ganzen Betriebs so maßgebend geworden, daß man mit Recht die Frage erheben konnte, ob die Aufgaben der Geschichtswissenschaft hierdurch als erschöpft zu betrachten sein werden. So wenig es auch irgend einem Besonnenen beikommen konnte, das was man anstrebte und zum guten Theil auch erreichte, zu unterschätzen, so war doch nicht zu verkennen, daß durch die Herstellung eines gleichsam allgemein verbindlichen Kanons der Geschichtsforschung die Eigenart und Ursprünglichkeit der Geschichtsdarstellungen beschränkt wurde. Der Versuch, die gesammten Studien in gewisse Schulregeln einzuschnüren, wurde daher von vielen Seiten bekämpft, aber die auf den sogenannten „Grundsätzen der Kritik" beruhende Richtung herrschte allenthalben vor. Wer eine unparteiische Geschichte der deutschen Historiographie im 19. Jahrhundert einst schreiben wird, dürfte nicht unterlassen zu bemerken, wie Gfrörer, Sugenheim und viele andere zum Theil in sehr heftigen Angriffen die allein geltenden Principien längst zu durchbrechen suchten, aber thatsächlich einer so festgegliederten Schulherrschaft begegneten, daß es lange Zeit hindurch unmöglich war, die allgemeineren Fragen, sei es in Bezug auf die kritische Forschung, sei es in Betreff der Darstellung der Geschichte auch nur in eine fruchtbare Discussion zu stellen.[1]

[1] Ich verweise hier auf die Vorrede zum dritten Bande der Geschichte des

Indem man sich tiefer und tiefer in den kritischen Kanon versenkte, nahmen die Studien eine Gestalt an, die an die Meisterschulen der Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts erinnern konnte. Alles wurde nach Regeln, die man festgestellt und verbucht hatte, betrieben; es fehlte nicht an den wohlbestellten Merkern, die die Verstöße sorgfältig notirten. Meistersängerlich wurden die Verächter des kritischen Kanons von den Nürnbergern auf den Sand gesetzt. Dabei blieben die Regeln selbst gewissermaßen ein Zunftgeheimnis, und wenn man hie und da auch bemerkte, daß sich ein und der andere Hans Sachs nicht eben allzu ängstlich an dieselben hielt, so war es in den Meistersängerschulen doch nicht gerne gesehen, über den Kanon der neuen historischen Kritik sich zusammenhängend zu äußern oder besondere Lehranweisungen drucken zu lassen. Wenn von andern „Schulen", etwa von Droysen oder Gervinus, systematische Kunde von der Methode gegeben wurde, so pflegte man zu sagen, der Gegenstand sei hier nicht erschöpft oder in das wahre Geheimnis der zuverlässigen Geschichtsforschung nicht tief genug eingedrungen.

Von Ranke galt die Vorstellung, daß er eigentlich nur einen

---

deutschen Volkes und seiner Cultur von S. Sugenheim, übergehe dabei die persönlichen Anwürfe gegen Waitz, und hebe nur das sachliche hervor, was von demselben treffend bezeichnet wird. Indem er das Unvermögen, wichtiges und unwichtiges zu unterscheiden, als den Grundfehler unserer historischen Erziehung erkennt, sagt er: „Von den besonders in unserer Zeit unbedingt nöthigsten Tugenden des Geschichtschreibers, von denen der Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung, die es über sich gewinnen, die Resultate langer Studien auf einem einzigen Druckbogen zusammenzudrängen, haben nur äußerst wenige unserer zünftigen Historiker eine Ahnung." Als Beispiel werden außer G. Waitz, Jürgen Wullenweber („die Bewältigung des gutentheils unbedeutenden, mitunter selbst ganz werthlosen Materials in diesem Waitzschen Spreuhaufen, um die darin vergrabenen beziehungsweise wenigen Weizenkörner herauszufinden, ist selbst für den in solchen Arbeiten geübtesten Mann von Fach eine wahre Pönitenz"), auch die Jahrbücher des deutschen Reichs angeführt: „Bibeln, deren Verfasser sich ebenfalls in unendliches, zum Theil ganz werthloses Detail verlieren und eben deshalb nicht selten wesentliches übersehen." So schreibt schon 1867 ein gelehrter Mann und beruft sich auf seine 30jährige Erfahrung; was würde er heute nach weitern dreißig Jahren, wo es immer so fortging, sagen! Es ist aber doch nöthig, daß die Geschichte der Historiographie solche Dinge aufbewahrt. Man kann doch die Nachwelt nicht glauben machen, die Vertreter der „kritischen Schule" hätten ihr seltsames Wesen immer nur unter dem einstimmigen Beifall der ganzen Nation entfaltet!

ersten schüchternen Anfang gemacht hätte, die richtigen Grundsätze zu gewinnen und zu zeigen. Wenn dieselben in seinen Schriften noch zu wenig scharf und gleichmäßig hervortraten, so erhielten sie im Laufe eines Menschenalters eine mächtige Vermehrung und sogenannte Vertiefung. Dabei war aber die Erörterung von Fragen, die dem Altmeister gleichsam als Besonderheit seiner Natur und seines genialen Wesens hingehen mochten, so gut wie ganz ausgeschlossen. Was seine Bücher an Erwägungen und Beobachtungen über den großen Zusammenhang der Ideen und Zeittendenzen enthielten, sollte nicht eigentlich im strengsten Sinne zu den Principien der exacten Forschung gerechnet werden. Von dem Capitel seiner Geschichtschreibung, welches ich oben unter der Ueberschrift der Ideenlehre zusammenfassen zu sollen meinte, enthielten die neuen Methoden nie ein leisestes Wort. Kam man dagegen auf die Quellenanalyse oder gar die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller zu sprechen, so ging die Sache gleich flott von der Hand: Wenn a, b, c = x sind und d aus a und e aus b schöpft, so kommt f aus x, und kann auch aus y kommen, wenn x und y aus z schöpfen. War man erst so glücklich, bei diesem vergnüglich sprudelnden Bächlein angelangt zu sein, so war alles aufgeklärt und es konnte jeder der Jünger alle Augenblicke eine neue historische Entdeckung machen; glücklich begabte durften sich wirklich einbilden, im Besitze dieser sicheren Methode alle Räthsel der historischen Welt seit Adam und Eva lösen zu können.

Weit entfernt, diese eigenthümliche Geistesrichtung in irgend einer Weise auf einzelne Gelehrte zurückführen zu wollen, darf man doch nicht länger zögern, die Summe dessen zu ziehen, was denn eigentlich auf diesem Wege erreicht worden ist. Und wenn man in Verlegenheit wäre, eine nur einigermaßen befriedigende Zahl von Fällen zu bezeichnen, bei denen sich im Laufe der kritischen Untersuchungen irgend eine zwingende Uebereinstimmung unter den Gelehrten selbst ergeben hätte, so wird es berechtigt erscheinen, endlich einmal eine vorurtheilslose Erwägung darüber anzustellen, was denn überhaupt die historische Kritik leisten kann und soll.

In der Fülle der Recensionen, die der ersten Serie dieser Aufsätze zu Theil geworden sind, fand ich unter anderen eine, die mir zwar so absprechend wie möglich entgegentrat, die mir aber dennoch

ſehr werthvoll war und wie ich bekennen muß, von einem höchſt einſichtsvollen Kenner hiſtoriſcher Dinge und geſchichtlicher Darſtellung geſchrieben worden zu ſein ſcheint. Denn wenn es hier heißt: „Zur Zeit fehlt es noch an einer allſeitig genügenden Methodologie und (erlaubt ſich Referent hinzuzuſetzen) es wird wohl auch in aller Zukunft daran fehlen", ſo iſt dies eine Anſicht, die ich nicht nur für richtig halte, ſondern zu deren Begründung ich die folgenden Erwägungen, wie ich nun nicht zweifle, zur Zufriedenheit des Referenten im Litterariſchen Centralblatt zu Papier bringe.

Das, was die Meiſterſängerſchule als Methodik in unſeren Tagen „von den Schülern aller Orten preiſen" ließ, konnte nur deshalb den Forderungen der Wiſſenſchaft genügen, weil dieſelben auf Dinge gerichtet wurden, die ganz ebenſo äußerlich waren, wie die dabei verwendeten Methoden ſelbſt. Man braucht dabei nicht zu läugnen oder zu verkennen, wie viel nützliches und brauchbares erſtrebt worden iſt. Keinem verſtändigen Manne könnte ja in den Sinn kommen, die Kreiſe derer zu ſtören, die in beſcheidener Denkungsart die Autoren mit einander vergleichen und gute Anmerkungen dazu ſchreiben, oder Urkundenbücher drucken laſſen, in denen dem Beſtand der dabei in Betracht kommenden geiſtigen und materiellen Gegenſtände eine ſorgfältige Beachtung zu Theil wird. Je mehr geſchichtsbefliſſene Menſchen in dieſer Beziehung mit einer guten Unterweiſung ausgerüſtet ſind, deſto beſſer; aber man muß nur nicht behaupten, daß in dieſen Dingen die Methode liegt, auf der die Geſchichtswiſſenſchaft ruhe. Die Forderung, die der Meiſter Ranke an ſich geſtellt hat, wenn er die geſchichtlichen Dinge erwog, wenn er ſie zu erzählen verſuchte, ſind in ſeinem Seminar und ich behaupte in irgend einer Schule nie zur Sprache gekommen. Sie laſſen ſich gar nicht ſyſtematiſch beſprechen und wenn meine Auseinanderſetzungen über Rankes Weſen und Art in den erſten Capiteln dieſer Schrift nicht ganz mißlungen ſind, ſo wird der Leſer zugeben, daß ſich der Meiſter in ſelbſtbewußter Klarheit über ſeine eigene Methode bei der Schöpfung ſeiner kritiſchen Urtheile nicht einmal ſelbſt befand. Wenn aus der Zahl ſeiner Schüler eine ganze Reihe von hochbedeutenden Hiſtorikern hervorging, ſo freut ſich die Nation heute ihrer Werke und es wäre Vermeſſenheit, nicht gern in dieſen Chor einzuſtimmen, aber daß irgend ein

Historiker durch die „Methode“ als solche hervorgezaubert worden sei, ist eine grobe Täuschung, durch welche jede Meistersängerschule nur einen übeln Einfluß auf den Gang der Kunst sowie der Wissenschaft zu nehmen vermag.

Der Referent im „Centralblatt“ hatte recht: für die wahren Forderungen der Geschichte wird es immer an einer Methodologie fehlen, und ich setze noch hinzu, es gibt überhaupt keine. Worin etwas geleistet wird und geleistet werden kann, das sind didaktische, gar nicht ins Gebiet der Wissenschaft als solcher gehörige Fragen. Ist es gut, daß man mit jungen Schülern einige historische Schriftsteller liest, und ihnen aufgibt, Parallelstellen und dergleichen aufzusuchen? Antwort: Ja! vortrefflich. Ist es nothwendig, daß der Historiker Handschriften und Urkunden lesen kann? Ja! Ist es nicht sehr wünschenswerth, daß er die Urkunden darauf anzusehen weiß, ob sie nicht am Ende grobe Betrügereien seien? — Wer möchte denn jemandem wünschen, falsche Thaler als echte zu verkaufen? Oder wäre es nicht eine Schmach, wenn jemand Jahre lange Unterweisung in Geschichte erstrebte und schließlich nicht wüßte, warum wir eigentlich 1890 im Kalenderjahre schreiben. Ich wüßte sogar noch eine ganze Menge anderer Wünsche zu formuliren, deren Erfüllung für den künftigen Historiker höchst segensreich wäre. Namentlich von der Genealogie will ich nicht sprechen, ich würde mich aber doch gefreut haben, wenn meine kleinen Versuche nicht soviel von der Ungeübtheit in diesem Fach zu leiden gehabt hätten.

Doch ich behalte mir vor, auf Dinge dieser Art unter der Capitelüberschrift „Unterricht“ zurückzukommen. Hier sei nur bemerkt, daß jeder, der nicht von vornherein geneigt ist, die Fragen der historischen Methoden in eine unglückselige Verwirrung zu setzen, sich bestreben muß, die Dinge säuberlich zu unterscheiden. Was man zu thun hat, um sich die nöthigen Geschichtskenntnisse anzueignen, oder um sie andern beizubringen, dies sind lauter gar nicht untergeordnete oder selbstverständliche, auch nicht bloß auf dem gesunden Menschenverstand beruhende Dinge, sondern Fragen des Unterrichtens. Ich sage lieber Unterrichtens als Unterrichts, weil ich damit die Thätigkeit auszudrücken wünsche, die entfaltet werden muß, um sich der Erfahrung zu bemächtigen.

Wenn man aber über die Methode der Wiſſenſchaft als ſolcher zu reden wünſcht, ſo gibt es gleich eine ſo große Menge von Vorfragen zu beantworten, daß jeder verſtändige Mann die Bemerkung des Referenten im Centralblatt nur zu ſehr begründet erachten wird. Von denen, welche in neueſter Zeit das letztere Problem tiefer aufgefaßt haben, kann ich nur dem Buche Freemans, wie ich mich darüber ſchon in der deutſchen Litteraturzeitung ausgeſprochen habe, eine größere Bedeutung beimeſſen, und zwar hauptſächlich deshalb, weil er nicht den entfernteſten Verſuch gemacht hat, die Materie in irgend ein Syſtem zu bringen. Freeman trägt ſeine Anſicht frei und ohne irgend welche Rückſicht auf erkünſtelte Zuſammenfaſſung vor. Der Fehler, den ich bei ihm zu erblicken meine, liegt nur beſonders darin, daß er von einer Vorausſetzung ausgeht, die ihm durchaus nicht ohne weiteres geſtattet ſein kann, daß nämlich unſere heutige Geſchichtswiſſenſchaft etwas dem Weſen nach nicht nur beſſeres, ſondern auch anderes geworden ſei, als die Geſchichtswiſſenſchaften ſo mancher, um nicht zu ſagen aller früheren Zeiten.

Man kann unſicher ſein, ob in dieſer übrigens ſo verbreiteten Meinung nur eine Uebertreibung oder ein wirklicher Irrthum liege jedenfalls iſt es auch zum Zwecke des Fortſchreitens meiner eigenen Ausführungen nöthig, dieſer Vorfrage, die aus der Geſchichte der Hiſtoriographie entnommen zu werden pflegt, die größte Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

II.

Geſchichte der hiſtoriſchen Kritik.

Wenn man die Geſchichtſchreibung vergangener Perioden auf die Methoden prüft, welche angewendet wurden, um den hiſtoriſchen Stoff zu bemeiſtern, ſo iſt es eine der ſchwierigſten Fragen, die den gewiſſenhaften Beurtheiler vor allem beſchäftigen ſollten, zu beſtimmen welches die Unterſchiede eigentlich ſind, die ſich hier finden und feſtſtellen laſſen. Sieht man genauer zu, ſo zeigt ſich, daß der Werth, den man der Hiſtoriographie verſchiedener Zeiten beigelegt hat, ein ſchwankender iſt. Lange hat man die Griechen und Römer als die unerreichten Vorbilder aller Geſchichtſchreibung geprieſen. Johannes von Müller ſchien dadurch am meiſten geehrt zu werden, daß man ihn den Tacitus der Deutſchen genannt hat. Aber bald darauf fing man an, unſere moderne Hiſtoriographie der alten nicht nur gleichzuſtellen, ſondern ihr ſogar den Vorzug einzuräumen. Mit einem Male und wie wenn frühere Zeiten nie davon eine Ahnung gehabt hätten, legte man der Thatſache, daß in den alten Geſchichtſchreibern allerlei Irrthümer und Sagen enthalten ſind, eine ausſchweifende Bedeutung bei, und es trat ein Skepticismus, ja nicht ſelten ein Verkleinerungsbeſtreben hervor, wie es bis dahin wohl kaum gewagt worden wäre. Selbſt ein Thukydides litt unter dem Zweifel an der Echtheit ſeiner Reden Abbruch an ſeinem ſonſt unbedingt genoſſenen Anſehen. Tacitus wurde vollends auf die Strafbank geſetzt und der Verleumdung mehrerer Kaiſer beſchuldigt. Herodot und Livius galten als Märchenerzähler.

Eine Strömung dieſer Art konnte ſich nicht lange und unbedingt behaupten, ſie gab aber durch ihr Daſein den Beweis, daß die Werth-

ſchätzung der Geſchichtſchreibung verſchiedener Zeiten unter Geſichtspunkten ſchwankt, die mit den augenblicklich in Geltung ſtehenden Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik zuſammenhängen. Kein Wunder, daß diejenigen, die zu allen Zeiten in dem glücklichen Wahne leben, daß ihr Zeitalter das beſte und ihre eigenen Leiſtungen das vollkommenſte ſeien, raſch mit Erklärungen bei der Hand waren, nach welcher die Weiſeſten der Weiſen ſo lange vergeblich geſucht hatten. Denn wenn dieſe auch hätten zugeben wollen, daß die Alten in ihrer Geſchichtſchreibung hinter den Neueſten zurückſtänden, was ſie doch auch nicht ohne weiteres zugeben durften, ſo ſagten ſie ſich doch, woher ſoll dieſer Unterſchied kommen und wie möchte er zu erklären ſein? Jene aber antworteten: Nichts einfacher als dies, die Alten kannten eben die Regeln der Kritik nicht, wie wir. In ihrer verblendeten Kurzſichtigkeit vermeinte dieſe fröhliche Schaar von Methodikern neueſten Glaubens, die guten Alten hätten eben nur „kritiklos“ alles weiter erzählt, was ihnen zugekommen ſei, ihre Aufmerkſamkeit ſei aber auf etwas ganz anderes gerichtet geweſen, als auf die ungeheuere Tiefe deſſen, was uns Neueſten das Höchſte ſei, auf die hiſtoriſche Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Quellenwahrheit, kritiſche Wahrheit.

Nun wurde noch zur beſſern Erklärung, und wenn man will Ehrenrettung der Alten ein geiſtiges Anlehn bei der Aeſthetik und Philoſophie gemacht, und dann hatten die Methodiker glücklich die Formel heraus, man müſſe die Alten als Pfadfinder der hiſtoriſchen Darſtellung, der hiſtoriſchen Form u. ſ. w. in ihrer Muſtergiltigkeit beſtehen laſſen, aber in der Unterſcheidung deſſen, was wahr und unwahr wäre, darin könnten ſie ſich nicht mit der Art von Geſchichtsforſchung meſſen, die jetzt glücklicherweiſe dominire. Die Darſtellung — ſo hieß es wohl in Büchern dieſer Richtung — gehöre in das Gebiet der Aeſthetik, ſpeciell der Stiliſtik und Rhetorik!

Inwieweit dieſe neueſte Phaſe des geſchichtsforſchenden Geiſtes ihrerſeits auf die Stiliſtik und Rhetorik Verzicht leiſten konnte, darüber ſchwieg die kritiſche Schule vielleicht um ſo lieber, als es nicht zu läugnen war, daß die weitaus meiſten Mitglieder des fröhlichen Bundes der hiſtoriſchen Kritik einen herzlich ſchlechten Stil zu ſchreiben pflegten. War nun aber die Stellung, welche die kritiſche

Schule der neuesten Zeit dem Alterthum gegenüber einnahm, eine äußerst verworrene zu nennen, so waren die Gesichtspunkte der „Kritiker", wenn sie mit den mittelalterlichen „Quellen" beschäftigt waren, geradezu kindlich. Es war soweit gekommen, daß der Begriff der Geschichtschreibung fast gänzlich aufgegeben wurde, alles war nur „Quelle". Die, welche die Bücher der Geschichte verfaßt hatten, waren dabei ganz die Nebensache. Als eins der wesentlichsten, ich möchte fast sagen als das beste Verdienst W. Wattenbachs durfte die Energie betrachtet werden, mit der das schriftstellerische Moment in Deutschlands Geschichtsquellen wiederum zusammenhängend betont worden ist. Gegen die äußersten Ausartungen der Kritik hatte sich doch eine Reaction geltend machen dürfen. Freilich in der Hauptsache blieb alles so ziemlich einstimmig darin, daß die „Leuchte der Kritik" den Schriftstellern des Mittelalters noch weit mehr fehlte, als denen des Alterthums. Wollte man den Classikern etwa schon wegen Lucians die „kritische Ader" nicht so ganz absprechen, so ging dieselbe, pflegte man dreist zu behaupten, „bekanntlich" der unglücklichen Menschheit im Mittelalter verloren.

Etwas besser wurde es, so meinten diese Methodiker neuester Richtung, erst wieder unter dem Einflusse der classischen Studien, und die Menschen des 15. und vor allem des 16. Jahrhunderts erhielten von den alten Historikern, welche ihrerseits freilich, wie eben gezeigt, eigentlich ganz unkritische Leute waren, etwas kritisches Blut zugesetzt, aber nur war es noch nicht das richtige blaue Blut und daher seien auch die Resultate der Kritik höchst geringfügige gewesen. Trotzdem, daß man sich von manchen Seiten dagegen mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und Geist bemühte, zu zeigen, welche ungeheure Spannkraft von Talent und Verstand die Zeiten der Renaissance wie in der Kunst, so auch in den historischen Wissenschaften auszeichnete, so hat es doch der Dünkel unserer Zeit dahin gebracht, im allgemeinen daran festzuhalten, daß in jenen Köpfen die rechte, wirklichen Erfolg sichernde Methode der Kritik eben noch keinen Platz gefunden habe!

Was bei dieser unbegründeten Voraussetzung am bedauerlichsten bleibt, ist der geringe Respect, der solchergestalt gegenüber den Leistungen vergangener Tage eingeflößt wird. Während eine Menge von Büchern dieser Richtung von dem schülerhaftesten Hochmuth strotzt,

haben die Verfasser derselben, soviel sie sich auch mit den „Quellen“ und ihrem „Zusammenhange“ beschäftigten, kaum eine Ahnung von dem eisernen Fleiß und Willen, der dazu gehörte, in der einsamen Klosterzelle überhaupt die Geschichte dieser weiten Welt zu beschreiben oder auch nur zu bedenken. Während man ferner bei ernster Betrachtung sich nicht genug wundern kann, woher die Humanisten, die Reformatoren, die Centuriatoren, in colossale Arbeiten vertieft, nur die Energie und den Scharfsinn genommen, um Dinge zu sehen und zur Ueberzeugung auszugestalten, die zugleich den Charakter mächtig beeinflußten, halten sich die Methodiker der neuesten historischen Wissenschaften berechtigt, sich einen ungeheuren Vorzug vor jenen zuzuschreiben, weil sie eine gewisse Fingerfertigkeit in Handgriffen der bescheidensten Art eingeübt haben. Fürwahr! Wenn man dieses Capitel des modernsten Geschichtsbetriebs ausführlich erörtern wollte, so würde man sehr unsicher sein, ob die Ueberschätzung des eigenen Thuns gegenüber dem aller vergangenen Jahrhunderte mehr auf einen Irrthum des Verstandes oder auf einen weit verbreiteten Charakterfehler zurückzuführen sein möchte.

Dem gegenüber kann man es nicht scharf genug betonen, wie, ganz abgesehen vom Alterthum, dessen angeblich unkritische Methode sich ja doch nicht ernstlich aufrecht halten läßt, auch im Mittelalter die logische Grundlage aller Geschichtsdarstellung genau dieselbe wie heute, der persönliche Scharfsinn und die Energie des Urtheils aber um so größer waren, je ungenügender und unbequemer die äußeren Hilfsmittel waren, die dem damaligen Gelehrten zu Gebote standen. Wenn man also von Unterschieden spricht, so wäre vor allem zu betonen, daß jene nicht nur keine gedruckten Bücher, sondern auch keine bequeme Bibliothek besaßen, wie sie heute jeder Schüler hat. Jene entbehrten auch den Katalog, den der Bibliothekar aufschlägt, um dem letzteren einen ganzen Thurm von Wissenschaft schon zusammenzulegen, bevor noch dem jungen Manne auch nur recht klar geworden ist, was er eigentlich will. Hier liegt der Fortschritt also in den Bibliotheken und Bibliothekaren, nicht in den Methoden.

Wenn man sich dagegen überlegt, welchen Grad von Scharfsinn bei so beschränkten Mitteln ein Beda, ein Gerbert besessen, welches urwüchsige Talent dazu gehört haben muß, im zwölften Jahrhundert

sich überhaupt ein Bild des welthistorischen Stroms zu machen, so überkommt den ernsten Leser aller Litteraturen oftmals das Gefühl, als müsse die Stärke der geistigen Qualitäten wirklich im Rückgang begriffen sein. Ich will es meinerseits nicht behaupten, aber wenn man immer und immer wieder die Geschichte der Historiographie in einer Weise behandelt und besprochen findet, als wäre bis zur Zeit der historischen Seminare alle kritische und methodische Weisheit im tiefen Schlaf gewesen, so kann man unmöglich der Ansicht sein, daß der heutige geistige Zustand ein ganz gesunder sei.

Ich halte vielmehr dafür, daß es eine capitale Verirrung ist, zu glauben, ein Laurentius Valla, ein Machiavell, ein Hutten und Luther hätten in irgend einer historischen Frage anders zu denken vermocht als wir, oder wir heutigen besäßen, um es noch klarer und ganz allgemein zu sagen, auch nur den Schimmer einer Methode oder irgend eines logischen Vorgangs zum Zwecke der Erkenntnis einer geschichtlichen Sache, die nicht ganz genau ebenso von jenen gepflegt und gehandhabt worden wäre. Es wäre geradezu eine kindliche Vorstellung, zu meinen, daß jene Riesengeister unfähig zu einer Erwägung geschichtlicher Ueberlieferung gewesen wären, die sich die Mittelmäßigsten täglich in irgend einer sogenannten kritischen Untersuchung leisten. Was man von der Verschiedenheit und der Verbesserung der Methoden zu sagen pflegt, und worauf der Unterschied der Historiographie begründet sein soll, all' dies sind nichtige Behauptungen, denen man fast noch zuviel Ehre anthut, wenn man sie mit den Urtheilen jener vergangenen Aesthetiker über Shakespeare vergliche, der kein Dichter gewesen sein sollte, weil er die Aristotelischen Einheiten nicht beachtete.

Ist es denn möglich, daß sich ein modernes kritisches Lichtchen einbildet, es könnte einem Leibniz, und noch dazu aus dem Fundament, eine neue Belehrung über historische Methode geben? Und Hume sollte in der Erkenntnis der Gründe, aus welchen man eine Sache glaubhaft oder unglaubhaft finden müsse, hinter jedem heutigen Schüler zurückstehen, der seinen Cursus über die Methodenlehre und Kritik gehört hat. Man kann ja, ohne diesen erleuchteten Männern irgendwie zu nahe zu treten, ohne weiteres sagen, daß die heutigen Geschichtschreiber sehr viel fleißiger und sorgfältiger zu Werke gehen,

als ſie es gethan haben; daß die Jetztzeit es ſich viel mehr angelegen ſein läßt, jede einzelne Sache bis ins kleinſte zu verfolgen, daß man gegenwärtig viel mehr Zeit darauf verwendet, alles nur erdenkliche herbeizuſchaffen, was in irgend einer hiſtoriſchen Frage nähere oder entferntere Aufklärung zu geben vermöchte. Man mag jenen Philoſophen vielleicht den gerechten Vorwurf machen können, daß ſie ihre hiſtoriſchen Arbeiten zu leicht genommen, zu ſehr nebenbei betrieben, mehr als eine Art gelehrter Nebenbeſchäftigung behandelt haben und in Folge deſſen bei weitem nicht ſo eindringlich und umfaſſend, als es heute mit Recht verlangt wird, in der Geſchichtſchreibung zu Werke gegangen ſind. Aber zu meinen, daß dieſen ſtolzen Denkern irgend eine kritiſche Erwägung unbewußt oder unverſtanden geblieben wäre, die man heute in der Schule lernt, grenzt an modernen Größenwahn. Und dem gegenüber ſei gleich noch eines bemerkt: fehlte es den auserleſenen Geiſtern der ältern Geſchichtſchreibung zuweilen an Fleiß, ſo erſetzten ſie denſelben durch eine überlegene Unterſcheidungsgabe von dem was wichtig und unwichtig, nöthig und überflüſſig iſt.

Wer Leibnizens Annales imperii, die er ſelbſt noch nicht ſo weit gefördert glaubte, um ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben, heute, mehr als anderthalb Jahrhunderte ſpäter, zur Hand nimmt, ſtaunt zuweilen über die einfache Richtigkeit deſſen, was er ſofort als brauchbar annahm, und was er verwarf, und die Frage, wieviel beſſeres durch alle Hyperkritik eigentlich herausgekommen ſei, iſt eine offene; aber wenn ihm gewiſſe Mängel anhafteten, die heute entſchieden auch von ihm vermieden worden wären, ſo liegen dieſelben gar nicht auf dem Gebiete der allgemeinen Kritik und Methodologie, ſondern lediglich in der Entwicklung und Vervollkommnung unſerer Erfahrungen in allen jenen Dingen, die man ſich gewöhnt hat, als Hilfswiſſenſchaften zu bezeichnen. Es verſteht ſich ja ganz von ſelbſt, daß grundgeſcheidte Männer, wie Th. Sickel oder J. Ficker eine ſchwere Menge von beſſern Beobachtungen machen, als die ältern Diplomatiker, deſſenungeachtet aber wird es dieſen ſelbſt am allerwenigſten in den Sinn kommen zu behaupten, daß Mabillon nicht genau dieſelbe kritiſche Methode gehabt habe; nicht darin, ſondern in den thatſächlichen Kenntniſſen liegt die Ueberlegenheit jener. Oder ſoll man etwa den weſentlichen Unterſchied der Arbeitsweiſe und Unter-

suchung darin erblicken, daß man heute die Urkunden photographiren läßt? Da läge ja bei Anwendung chemischer Reagentien auf vergilbte Urkunden und Palimpseste eigentlich in der Chemie der historische Fortschritt der kritischen Methode.

Was will man nun eigentlich mit der so beliebten Betonung von der neuen historischen Methode und Kritik sagen? Entweder meint man damit die Erwägungen, die jemand anstellt, um das Ueberlieferte in seiner Glaubwürdigkeit zu sichern, oder zu erschüttern, oder man meint die Versuche, die gemacht werden können, um an die Stelle des Ueberlieferten eine nicht überlieferte Erklärung oder die Voraussetzung einer Thatsache, eines Willensactes oder einer Handlung zu setzen, oder man meint beides und nennt die gesammten Verstandesoperationen des Geschichtschreibers Kritik. Aber im letzteren Falle ist doch nicht nöthig, von jedermann, der etwas mittheilt, zu verlangen, daß er sich immer rechtfertigen soll, warum er glaube, daß der historischen Ueberlieferung eine wirkliche Thatsache entspreche. Vielen, ja den meisten wird es ganz überflüssig erscheinen, sich erst hierüber zu legitimiren und etwa folgende Reflexion dem Leser zu unterbreiten: Karl der Große ist gestorben, ich glaube dies, weil ich in so und so vielen Schriftstellern es gelesen habe, und weil darunter einige sind, die ihn selbst lebend gekannt und daher wissen konnten, daß es wirklich Karl der Große war, der gestorben ist.

Es ist gar nicht zu läugnen, daß diese Erwägung eine ganz begründete wäre, und daß sie thatsächlich, wenn auch unwillkürlich, jedermann seit tausend Jahren wirklich gemacht hat, der den Satz aussprach: Karl der Große ist gestorben. Der Unterschied in der Historiographie ist vielfach nur der gewesen, daß man in älteren Zeiten solche Dinge einfach nacherzählt hat, während sie die Methode der heutigen Zeit durch Hinzufügung jener Erwägung selbst und durch die darauf bezüglichen Belege *beweisen* zu haben meint, was natürlich nichts als eine fromme Täuschung ist. Jedenfalls aber hat in diesem Falle die neue Methode vor der alten nicht den geringsten Vorzug. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Alten eine Verstandesüberlegung unterdrückten, und die Sache selbst ohne Umschweife nacherzählten, während der kritische Jüngling eine Menge Gründe für

eine Sache angibt, die sich überhaupt nicht aus dem Verstande und am wenigsten aus einer sogenannten exacten oder mathematischen Methode beweisen läßt.

Aber ich habe zugegeben, daß man auch noch einen andern Zweck erzielen kann, wenn man eine Ueberlieferung zwar nicht annimmt, aber unter Benutzung derselben durch weitere dazu nöthige Verstandesoperation etwas vielleicht richtigeres an die Stelle setzt. In diesem Punkte ist wirklich in der modernen Behandlung geschichtlicher Dinge ein gewisser Unterschied eingetreten, von dem ich mich nur wundere, daß diejenigen, die so viel und so gerne von der „exacten" Methode der neuesten Geschichtsforschung reden, ihn als einen wesentlichen Fortschritt anerkennen mögen. Denn daß man sich heute oder vielmehr seit hundert Jahren in dieser Beziehung mehr herauswagt, als in älteren Zeiten, hat seine vollkommene Richtigkeit, und ich für mein Theil sehe diese vermehrte subjective Thätigkeit des Geschichtschreibers, der eine überlieferte Sache auf seine Weise erzählt, als durchaus begründet an, aber eine subjective Geistesrichtung liegt darin jedenfalls, mag nun der Mann, der kritisch nachhilft, Ranke selbst oder ein anderer sein. Methodisch hat sich seit den Zeiten des heiligen Augustinus gar nichts geändert, nur die Welt, das Denken, unsere Empfindung von den Dingen sind anders geworden, und während man gerade in der Geschichtschreibung in älterer Zeit viel weniger geneigt war, subjective Stellung zu der Ueberlieferung zu nehmen, ist es dem Modernen Bedürfnis, eben diese Seite einer Sache hervorzukehren; daß er aber damit der Wahrheit selbst besser auf den Grund käme, ist vorerst noch keineswegs selbstverständlich. Man hilft sich nur so gut man kann, weil man eben etwas sicheres über den betreffenden Gegenstand überhaupt nicht weiß. Daß man aber heute irgend eine Methode hätte, um solche Dinge sicherer zu wissen, als sie Leibniz oder Hume hätten wissen können, ist nicht entfernt zu behaupten. Der Unterschied ist lediglich der, daß im Laufe des letzten Jahrhunderts die ganz persönliche schriftstellerische Beziehung zu dem Gegenstande mehr in den Vordergrund trat, und daß uns der heutige Geschichtschreiber seine Gründe und Meinungen selbst vorführt, während sie der ältere Geschichtschreiber meist für sich behielt, und der in der Zeit immer weiter zurückliegende Annalist und Chronist

gar keine Rechenschaft schuldig zu sein glaubte, sondern es jedem überließ, bei dem Ueberlieferten sein Theil zu denken.

Wenn nun aber auch unsere moderne Geschichtschreibung durch die volle Aufnahme der Operationen, die jemand gegenüber den Gegenständen machen kann, viel mannigfaltiger, reichhaltiger und lehrreicher geworden ist, als es die Chronistik früherer Zeiten war, so hat man doch keine Ursache, von einer größeren Sicherheit zu reden. Vielmehr ist in Folge dessen das meiste schwankender geworden. Es gibt kaum eine Sache, über welche nicht hundert verschiedene Meinungen bestehen können und es ist seit dem Aufkommen der sogenannten neuen Methode nicht eine einzige Meinung aufgestellt worden, die nicht im Laufe von einem Menschenalter verändert oder oft ins Gegentheil verkehrt worden wäre.

Wenn man seit Friedrich August Wolf, seit Niebuhr und Lachmann die Entdeckungen der Alterthumswissenschaften betrachtet, die auf dem Wege der „neuen Methode" gemacht worden sein sollen, so wird man nicht eine einzige finden, die nicht heute für vollständig falsch und abgethan gelten könnte. In einer Zeit, wo, wie heute, Herman Grimm, ohne nur ein einziges Wort der Polemik zu verlieren, die Einheit der Iliade mit einer Kraft und Stärke und unter dem Beifall der trefflichsten Männer vertreten und beweisen kann, fast volle hundert Jahre nach dem Erscheinen der Prolegomena, darf man wenigstens nicht allzuviel auf die Haltbarkeit der Resultate geben, die durch die „Methode" gefunden sind. Und als die Schliemannschen Ausgrabungen von Ilion redeten, so lächelte noch alle Welt über die aufgefundene Fabelstadt! Vor 30—40 Jahren erinnere ich mich gewisser Fälle, wo ein Zweifel an Lachmanns Nibelungentheorie hinreichte, jemandem die Lehrerlaufbahn unmöglich zu machen. Heute würde vielleicht eher das Gegentheil stattfinden. Ottfried Müller galt vor fünfzig Jahren als ein solcher Meister der methodischen Geschichtschreibung, daß man in meiner Jugend nicht meinte, zu einem Examen gehen zu können, ohne einen guten Theil seiner Bücher auswendig zu können. Was besteht denn davon heute noch zu Recht? Und Niebuhrs geistvolle Kritik begeisterte einen Macaulay, der auch kein schlechter Kritiker war, zur Nachdichtung der römischen Familienepen, von denen sich heute die meisten überzeugt halten, daß sie nie

vorhanden waren. Grote wurde in Deutschland als unkritischer Schriftsteller verworfen und in England als großer Skeptiker betrachtet. Die älteste Geschichte Griechenlands und Roms wird, wenn sie überhaupt noch erzählt wird, von jedem Schriftsteller anders erzählt, ohne daß man den einen deshalb für weniger „kritisch und methodisch" halten dürfte als den andern.

Blickt man auf die Geschichtsforschung des Mittelalters, so begegnet man dem wahren Hexensabbath der Kritik; nicht nur, daß fast jeder Gegenstand, der in einer Abhandlung oder insbesondere in einer Dissertation behandelt worden ist, schon am nächsten Tage eine Gegenschrift hervorruft, die nach denselben kritischen Grundsätzen die entgegengesetzten Resultate zu Tage fördert, sondern man findet zuweilen auch bei einem und demselben Schriftsteller die Neigung, von einer Ansicht ohne viel Herzeleid zur entgegengesetzten überzuspringen. Gewiß ist es ehrlich, sich von bessern Argumenten zur Aenderung seiner Meinungen bestimmen zu lassen, man darf nur nicht behaupten, daß in der Methode dieser Wissenschaft etwas liege, was wie in den exacten Wissenschaften den Namen eines Beweises führen könnte; und man sollte daher auf den Anspruch verzichten, als beruhe die Ueberlegenheit der heutigen Geschichtschreibung über die alte auf der Methode. Was die Geschichtsforscher einen Beweis nennen, wird in der Naturforschung höchstens als eine Hypothese oder als ein Erklärungsversuch bezeichnet.

Eine natürliche Folge davon ist denn auch, daß man kaum eine „kritisch" festgestellte Thatsache nennen könnte, die nicht in einer gewissen Zeit wiederum verworfen worden wäre. Man braucht nur Wattenbachs gewissenhaftes Quellenwerk auf jeder beliebigen Seite aufzuschlagen, um zu sehen, wie die von den größten Gelehrten mittelst der „kritischen Methode" gefundenen Wahrheiten eine erstaunlich kurze Lebensdauer besitzen. Von Rankes reichsannalistischen Resultaten der Kritik und ihrem Schiffbruch habe ich in einem früheren Capitel schon gehandelt. Was weiß man denn „kritisch" von Pseudoisidor? Es wäre interessant, einmal darüber eine Doctordissertation zu schreiben, wie lange durchschnittlich sich ein „methodisch" gewonnenes Ergebnis aufrecht erhält. Bei der Pseudoisidorischen Frage kann man sagen, daß seit der Entdeckung, daß Hinkmar und nicht der päpstlichen Curie

die Uebelthäterschaft zuzuschreiben wäre, alle zehn Jahre die Ansicht gründlich gewechselt habe. Die Ansichten über die auf den päpstlichen Besitz bezüglichen Urkunden haben sich während meiner litterarischen Thätigkeit dreimal durchaus geändert, immer mit Zuhilfenahme der kritischen Methode. In den sogenannten Echtheitsfragen begeht man wohl keine Uebertreibung, wenn man sagt, gegenüber dem, was man vor vierzig Jahren geglaubt und gelehrt hat, steht heute jedes einzelnste auf dem Kopf. Damals wurden die Urkunden nicht nur nach Dutzenden, sondern nach Hunderten für falsch erklärt, — die heutige Diplomatik hat sie alle wieder zu Ehren gebracht. Und auch dieser kritische Umschwung ist eigentlich nichts neues, denn als Papebroch eine Unmasse von Urkunden für unecht erklärt hatte, stand Mabillon auf und bewies ihre Echtheit.

Daß die Zweifelsucht immer wieder zu weit gehen kann, hat seinen Grund nur darin, daß es eben an einer gesicherten Methode mangelt. So erklärt sich der ewige Wechsel in den Ansichten über eine ganze Anzahl von Schriften und Werken früherer Jahrhunderte. Das Epos vom Sachsenkrieg wurde so gut wie der Ligurinus einstimmig zu den Unterschiebungen gerechnet; heute sind beide Gedichte so echt, daß die kritische Methode nur noch um die Kleinigkeit der dichterischen Persönlichkeiten in Verlegenheit zu schweben scheint. Wer möchte behaupten, daß der Spieß nicht mit der Zeit wieder einmal kritisch herumgedreht wird! Von erschütternder Komik ist manchmal das Pathos, mit welchem fremde Forscher anerkannt werden, wenn sie, wie Gaston Paris, auf dem „Felsen der kritischen Methode des deutschen Geistes“ stehen, und völlig gleichzeitig und unabhängig von A. Pannenborg den Ligurinus geretten haben, aber wenn fast alle italienischen Sprach- und Geschichtsgelehrten sich gegen die Kritik wendeten, mit der man in Deutschland — nicht immer im Besitze der besten Sprachkenntnisse — an ihre Autoren herantrat, so heißt es: Die Italiener, welche noch nicht auf der Höhe der deutschen Kritik stehen, lassen sich zwar ihren Dino nicht abschwatzen — aber selbstverständlich u. s. w. Wenn sie die Sache ganz ignorirt hätten, würden sie wahrscheinlich besser gethan haben, denn nach allen kritischen Präcedenzfällen darf angenommen werden, daß man in einer gewissen Anzahl von Jahren sich ohne Zweifel zur Echtheit des Florentiners zurückzuwenden

„kritiſch“ bemüßigt ſehen wird. Das ſicherſte Mittel, ſolche Wendungen raſcher zu bewirken, iſt immer ſich von den „Entdeckungen“ möglichſt fern zu halten, weil dann das „Bedürfnis“ mit überwältigender „kritiſcher“ Kraft auftritt, die große Frage einer „nochmaligen Prüfung“ zu unterziehen und, wie ſich von ſelbſt verſteht, zum gerade entgegengeſetzten Reſultate ſiegreich hinauszuführen.

Wenn man unter dem Geſichtspunkte der Kritik überhaupt irgend einen Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Perioden der Geſchichtſchreibung machen will, ſo kann man nur ſagen, er liege darin, daß ſich zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Zahl von Menſchen mit demſelben Gegenſtand beſchäftigt, und darum auch die Reſultate verſchieden ſind. Denn es wäre nichts unwahrer und ungerechter, als wenn jemand in den vorhin von mir bezeichneten Fällen an irgend ein unredliches Verfahren oder an einen Zug der Unwahrhaftigkeit dächte. Ich verwahre mich auf das beſtimmteſte gegen jede derartige Unterſtellung. Niemand wird hier auch nur der leiſeſten Untugend irgend welcher Art beſchuldigt. Die auffallende Erſcheinung liegt einzig und allein in der Sache. Je mehr Köpfe an die Betrachtung einer hiſtoriſchen Frage herantreten, deſto verſchiedener ſind ſelbſtverſtändlich die Ergebniſſe. Wären in der Zeit Ottos von Freiſing ſo viele Leute mit Geſchichte beſchäftigt geweſen, wie heutzutage, ſo wären die Ergebniſſe davon ganz ebenſo mannigfaltige geweſen wie heute. Da eben jeder nur ſeinen eigenen Kopf der Frage widmen kann, ſo werden die Ergebniſſe der Ueberlegung in Dingen, die ihrer Natur nach gar keine nachweisbare innere Nothwendigkeit haben, immer verſchiedene ſein.

Was ſich aus dieſer Erſcheinung ableiten läßt, ſpricht nicht im mindeſten gegen die neueſte Geſchichtsforſchung. Die Vielgeſtaltigkeit unſerer heutigen hiſtoriſchen Unternehmungen, an denen ſo unzählig viele Menſchen theilnehmen, iſt vielmehr ein Vorzug, deſſen ſich unſere Tage gegen frühere gerne freuen und rühmen dürfen; durch das verbreitetere und zunehmendere Intereſſe iſt unendlich viel gutes geſchaffen worden, eine Maſſe von Materialien wurde ausgegraben, viele Bücher, die man aus früheren Jahrhunderten nur dem Namen nach kannte, lieſt man jetzt bequem und in ganz handlichen Druckwerken. Eine Menge von Erfahrungen, für die Luther ſein halbes Leben

eingesetzt hätte, strömen heute aus geöffneten Bibliotheken und Archiven nur eben wie eine Regendouche dem historischen Jünger auf den Kopf herunter. Er bedarf, — und man möchte fast sagen, es ist dies sein Schicksal, — er bedarf gar nicht des ungeheueren Verstandes und Scharfsinns eines Laurentius Valla, um an der Constantinischen Schenkung Zweifel zu haben; ihm erscheinen diese Zweifel schon bei mittelmäßigsten Geistesgaben begründet. Er ist so gelehrt und hat diese Gelehrsamkeit so bequem und gleichsam unbeabsichtigt erlangt, daß es ihm gar nicht schwer ist, eine „historische Frage" aufzufinden, wo Leibnizens Geist nicht ausgereicht hat, um nur einen Widerspruch oder eine Schwierigkeit wahrzunehmen.

Aber alle diese Vorzüge der neuesten Geschichtschreibung und Forschung bestehen, ohne daß es einem verständigen Manne einfallen könnte, von der Veränderung oder Verbesserung der bei allem geschichtlichen Denken nothwendigen Verstandesoperationen zu sprechen. Daß historische Kritik und Methode, als ein gewisser regelmäßiger Vorgang bei Abwägung von auf Geschichte bezüglichen Erfahrungen neben den allgemeinen Gesetzen der Logik eine gewisse Uebung und gewohnheitsmäßige Anschauung bedarf, ist ebenso klar, wie sich der Mikroskopiker, wenn er Infusorien untersucht, seiner Regeln bewußt ist, wie er einerseits das Mikroskop am besten handhabt und andererseits die Infusorien am besten beschreibt oder porträtirt. Vom Uebel aber wäre es, wenn der Historiker nun meinte, er habe dadurch etwas gewonnen, was die Wissenschaft der Geschichte auf eine Grundlage gestellt hätte, die dem Thukydides und Tacitus, dem Otto von Freising oder Johannes von Müller gefehlt hätte.

In diesem Punkte liegt das Uebel. Nicht, daß man sich zum Bewußtsein bringt, auf welchem Wege historische Erfahrungen und Ueberzeugungen gewonnen werden können oder sollen, nicht daß man darnach strebt, sich über die Aufgaben klar zu werden, die man verfolgen soll, sondern nur dagegen muß sich die Wissenschaft verwahren, daß man der Geschichtsforschung etwas zumuthet, was sie weder leistet noch leisten kann, noch je leisten wird, und daß man ihr etwas zu nehmen sucht, was das Beste an ihr ist. Der Fehler liegt darin, daß sie in eine Richtung getrieben wird, in welcher sie niemals als eine Wissenschaft anerkannt sein wird und daß sie eine andere Rich-

tung beeinträchtigt und verleumdet, in welcher von Thukydides bis Ranke ihre wahre Wiſſenſchaftlichkeit ruhte. Während ſie durch die Erfahrung nicht gewitzigt wurde, daß der kritiſche Dünkel den Philoſophen nicht hindern konnte, ſie überhaupt vor die Thüre zu ſetzen, hat ſie ſelbſt alles daran geſetzt, um den wahren Kern ihrer Wiſſenſchaft herabzuſetzen. Sie hat ſich ruhig gefallen laſſen müſſen, von Schopenhauer ſo gut wie von den Naturforſchern, jeder Wiſſenſchaftlichkeit baar und entkleidet dargeſtellt zu werden, und ſtatt daß ſie dieſen Männern, die ihr das Waſſer abgegraben, nachgewieſen hätte, wie und wo man ihren unzweifelhaften Wiſſenſchaftswerth erkennen und wahrnehmen werde, hat ſie geglaubt, durch ein gewaltiges Pochen auf die „Regeln“, den andern weiszumachen, ſie ſei auch „exact“, aber die andern bemerkten bloß, daß man hier die Begriffe von Pedantismus und Exactheit verwechſele.

III.

Zielpunkte der Kritik.

Wenn man von kritiſchen Vorgängen ſpricht, die zur Erreichung eines Erkenntniszweckes angeſtellt zu werden pflegen, ſo braucht man zunächſt gar nicht an die Geſchichte im beſonderen dabei zu denken. Es iſt eine lange Reihe von Verſtandesvorgängen nöthig, um aus der Allgemeinheit des wiſſenſchaftlichen Zieles überhaupt nur erſt bis zu der Grenze deſſen vorzudringen, was man ſpeziell ins Auge zu faſſen beabſichtigt. Bis zu dieſem Punkte bedienen ſich alle Wiſſenſchaften einer und derſelben Methode. Aber ſelbſt dann, wenn der Gegenſtand ſchon begrenzt iſt, den man einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu unterziehen gedenkt, gibt es auf den Wegen der Forſchung noch eine lange Strecke, die allen Disciplinen gemeinſam iſt. Wenn der Naturforſcher in die Tiefe des Meeres mit dem Netz greift und der Hiſtoriker in vermoderten Pergamenten wühlt, ſo ſuchen beide nach Quellen, die ihre Erfahrungen zunächſt bereichern und im weitern Aufſchlüſſe über Fragen geben können, die ihre Wiſſenſchaft ſchon früher an ſie gerichtet hat. Wenn ſich der Geſchichtsforſcher und Philolog auf das Trümmerfeld einer alten Cultur geworfen, ſo kann er zunächſt nichts anderes thun, als was der Geolog ſeinerſeits mit dem Hammer und Spaten gethan hat. Zu alledem gehört ein kritiſcher Verſtand, der ſich rächt, wenn man gegen ſeine Regeln verſtößt. Ja noch mehr, die Erfahrungen, die für dieſe Fälle ſelbſt geſammelt ſind, bieten wiederum gewiſſe nutzbringende Anhaltspunkte, die zu weiteren Funden führen können.

Ich glaube nun zwar nicht, daß diejenigen, die über historische Methoden und Kritik geschrieben haben, diese einfachen Voraussetzungen gänzlich verkannt hätten, aber bei dem Umstande, daß die historischen Wissenschaften heutzutage gern als eine Sache von ganz besonderer Art und Beschaffenheit angesehen zu werden pflegen, ist es gut, daran zu erinnern, daß die Wurzeln dessen, was man Kritik nennt, nothwendigerweise in Vorgängen des forschenden Verstandes liegen, die den sämmtlichen Wissenschaften gemeinsam sind.

Die Frage ist nun, welches der Punkt sei, wo dem Geschichtsforscher durch das von ihm ganz speciell ins Auge gefaßte Ziel ein besonderer Weg der Betrachtung und Erwägung der Dinge anzuempfehlen ist, und was er thun kann, um diesen nur für ihn und keine andere Wissenschaft nothwendigen Weg fahrbar zu machen. Dieser Punkt kann dadurch bestimmt werden, daß man den Erkenntniszweck feststellt und in seiner Besonderheit begreift. Man muß wissen, was unter Geschichte verstanden werden soll, wenn man sagen will, wie man zu ihr gelangt. Nun denke ich mich nicht in eine erneute Untersuchung über den Begriff der Geschichte einzulassen. Ich versuchte schon in dem ersten Theile dieser Ausführungen die Aufgabe einerseits von derjenigen des Philosophen, andererseits von der des Naturforschers zu sondern, und meinte dieselbe auch gegenüber dem weiten Gebiete der Culturgeschichte auf wesentlich engere Grenzen einschränken zu sollen.

Was man nun auch gegen meine Definition eingewendet hat, — sie erschien vielen zu eng — das eine dürfte doch ziemlich allgemein zugestanden worden sein, daß sich unsere Geschichtswissenschaft im engeren Sinne mit den menschlichen Handlungen beschäftigt, die sich auf das Gebiet des Staates und des Gesellschaftslebens beziehen. Jedenfalls werden auch die, welche mehr Spielraum für den Geschichtsforscher verlangen, damit einverstanden sein können, daß in dieser Besonderheit der Aufgabe, die von allen doch mindestens *auch* zugestanden wird, ein Anhaltspunkt liegen kann, um den besonderen Weg zu kennzeichnen, der für die auf diesen Zweck bezügliche Forschung zu betreten sein wird. Hiebei gewinnt man eine feste Grenze, die sich durch das Auftreten des auf den Staat wirkenden Menschen bezeichnen läßt, und zugleich darf man Rankes Wort als zutreffend in

Ehren halten, daß alle Erkenntnis der Geschichte auf das Schriftthum zurückgeführt werden müsse.

Es hat ja nun freilich nicht an Einreden gefehlt von solchen, die sich immer wieder das höchst unschuldige Vergnügen machen, alle Menschen in ihrer Vergangenheit der geschichtlichen Wissenschaft zuweisen zu wollen, und die uns stets wieder die ganze Menschheit dieser Erdkugel zur gefälligen Berücksichtigung empfehlen; aber der gute Wille und die Absicht, das Gedächtnis der gebildeten Menschen mit allen Schicksalen der Zulus wie der Schohos vollzupfropfen, ist bisher glücklicherweise noch immer etwas theoretisches geblieben, wovon ich recht gut absehen zu können meine. Was sich als nächstes Bedürfnis der Geschichtsforschung ergeben wird, wenn die „kritische Schule" im schwarzen Welttheil erst fester begründet sein wird, kann vorläufig unbesprochen bleiben.

Für alle Besonnenen wird es ausreichen zu wünschen, daß man sich wenigstens über jene Geschichten kritisch verständige, die unseres Volkes wie unserer nächsten Nachbarn große Vergangenheit betreffen. Ich bleibe mithin bei den Erkenntnisquellen stehen, die für die geschichtlichen Handlungen unserer Väter und Großväter und wie die Fürsten sagen, „der lieben Oheime" charakteristisch sind. Will jemand ein Buch schreiben, welches auch die chinesische Geschichte methodologisch berücksichtigt, so habe ich gar nichts dagegen, nur würde ich empfehlen, daß der treffliche Methodiker zu diesem Zwecke wenigstens die chinesische Sprache lerne.

Wenn ich nun aber meine und meiner Verwandten Geschichte zu erfahren wünsche, so entsteht die Frage, wo muß ich mich darnach erkundigen und welches ist das Object, bei dem ich mit meiner kritischen Methode etwas erreichen werde? Die Antwort ist nur eine, die da lautet: ich muß die Quellen für diese Handlungen der Väter und Oheime zur Hand haben und daraus die Thatsachen entnehmen.

Gleich hier begegnet man aber einem Mißverständnis oder, wenn man lieber will, einer ungenauen Ausdrucksweise. Das Ziel, zu welchem ich steuere, sind ja freilich die Thatsachen, d. h. die Handlungen der Menschen, deren Wirkungen in einer Summe von Thatsachen zum Ausdruck kommen, aber das, womit ich mich beschäftigen

kann, sind gar nicht die Thatsachen, sondern nur das, was darüber berichtet wird. Wenn jemand sagt, das Object der Forschung seien die Thatsachen, so ist dies eine uneigentliche und ungenaue Redeweise. Das Ziel meiner Schlußfolgerungen kann die Erkenntnis der Thatsache und beziehungsweise ihrer causa efficiens sein, das Object der Untersuchung ist weder die Thatsache an sich, noch die Handlung, aus der sie entsprungen, sondern die Ueberlieferung, die von beiden besteht. Von Karl dem Großen weiß ich an und für sich so wenig wie von den Königen des Witulandes, nur dadurch habe ich eine Kenntnis von seinem Dasein, daß eine Ueberlieferung besteht, für die theils von ihm, theils von andern mit der bewußten Absicht auf die Erhaltung seines Andenkens gesorgt worden ist. Mit dieser Ueberlieferung habe ich es zu thun, nicht aber mit Karl dem Großen. Wenn aber Karl der Große selbst zum Object einer Rede gemacht wird, so stelle ich nicht dasjenige dar, was wirklich war und geschehen ist, sondern das, was ich über ihn erfahren habe, und was ich bei seinem Namen denke, aussinne, empfinde. Die letztere Reflexbewegung nennt man Geschichtschreibung, die Geschichtsforschung ist dagegen ein Gegenstand, der sich mit den Ueberlieferungen ausschließlich beschäftigt.

Hierin liegt nun der bedeutsamste Unterschied zwischen den Wissenschaften, die man Naturwissenschaften oder exacte Wissenschaften nennt und der Geschichtsforschung. Die exacte Forschung und Methode ist deshalb exact, weil ich die Kohle in die Hand nehme und durch ein gewisses Verfahren, das ich bei jeder Kohle beliebig oft wiederholen kann, Leuchtgas fabriciren werde. Mit Karl dem Großen läßt sich gar nichts versuchen, ein zweiter kann auf keine Weise hergestellt werden. Er ist heute überhaupt nichts als das Product einer Ueberlieferung. Es geht daher nicht an, eine exacte Forschungsmethode nach dem Muster der Naturwissenschaft von den Historikern zu verlangen, es ist ein ganz anders geartetes Object, auf welches die kritische Untersuchung angewendet wird. Dort ist es die Sache, die untersucht wird, hier ist es bloß ein in den Menschen entstandenes Bild von ihr. Die Naturwissenschaft wendet ihre Methoden auf den Naturgegenstand an, die Geschichte bloß auf die Ueberlieferung desselben.

Alle geschichtliche Untersuchung einer Ueberlieferung kann nun nichts weiter als einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit erzielen, daß die Wirklichkeit mit der Ueberlieferung übereinstimmen dürfte. Wer sich davon ausreichend überzeugt glaubt, kann seinerseits die Sache wieder überliefern, aber alles, was er davon aussagt, geschieht auf seine eigene Gefahr, und wenn er die von ihm geglaubten Ueberlieferungen zu einer Ueberlieferung zusammengelegt hat, so kann seine neue Ueberlieferung entweder der Wirklichkeit mehr entsprechen, oder märchenhafter sein, als die frühere. Die Aufgabe ist in Betreff der Methode zwiefach. Die eine Aufgabe kann nichts thun, als sich über die Gründe Rechenschaft geben, aus welchen man eine Ueberlieferung glaubt, die andere schafft eine Ueberlieferung, die den Zweck hat, glaubhafter zu sein, als die früheren. In beiden Beziehungen geht man nach allgemeinen Regeln des Verstandes vor, aber in beiden Beziehungen entfaltet die Person, welche zugleich glauben und zugleich neugestalten soll, eine Thätigkeit, bei der von ihren ganz individuellen Eigenschaften absolut nicht abgesehen werden kann. Sowohl zu der einen, wie zu der andern geistigen Thätigkeit bedarf es gewisser kritischer Grundsätze, aber weder in der einen noch in der andern Beziehung können dieselben für sich betrachtet irgend ein ausreichendes Resultat ergeben. Es sind Werkzeuge, die in der Hand des einen viel, in der des andern unendlich wenig besagen.

a) Kritik der Ueberlieferungen.

Eigenthümlich hat Droysen, in dessen kleinem, seinen methodologischen Vorlesungen zu Grunde gelegten Heft allerlei gutes und verständiges steht, der Kritik die Aufgabe zugesprochen, zu bestimmen, in welchem Verhältnis das vorliegende historische Material zu den Willensacten steht, von denen es Zeugnis gibt. Dann fragt Droysen erst, auf welche Art Zeugnis gegeben werde, und da heißt es: durch Berichte, welche wieder in Erzählungen, Sagen und dgl. zerfallen, und durch Beurkundungen. Dies ist alles ganz klar und in der Anordnung übersichtlich und zweckmäßig, nur wird der Kritik etwas zu-

gemuthet, was ſie nicht leiſten kann, da das hiſtoriſche Material nichts anderes iſt, als die Geſammtheit der Ueberlieferungen und von dem Willensacte, der geſchichtlich wirkſam geworden iſt, nichts anderes vorliegt, als eben die Ueberlieferung. Die Kritik kann alſo das Verhältnis der Ueberlieferung zu der gemeldeten Thatſache nicht anders, als auf dem Wege der Beurtheilung des Berichtes ſelbſt feſtſtellen. Indem der Forſcher ſich ein Urtheil über das Ueberlieferte, das er gegenüber dem Willensact, der Thatſache — der Wirklichkeit — als ein Zeugnis auffaßt, bildet, hofft er auf die Sache ſelbſt einen Rückſchluß machen zu können, gleichſam wie der Geſchworene in einer Gerichtsverhandlung ſich von dem Eindruck leiten läßt, den der Zeuge auf ihn macht. Es kann vorkommen, daß bei der Geſchichtsforſchung ſo gut wie in der Gerichtsverhandlung dem Angeklagten nichts mehr zur Empfehlung oder Entſchuldigung dient, als der hervortretende ſchlechte Charakter des ihn beſchuldigenden Zeugen. Etwas anderes kann Droyſen auch nicht gemeint haben, wenn er von der Feſtſtellung des Verhältniſſes ſprach, in welchem das hiſtoriſche Material zum Willensacte in der geſchichtlichen Wirklichkeit ſteht. Er bedient ſich jedoch einer Ausdrucksweiſe, die immer wieder die Vorausſetzung zuläßt, als operire der Kritiker überhaupt mit dem geſchichtlichen Ereignis als ſolchem ſelbſt.

In Wahrheit beſchränkt ſich aber die ganze Kunſt des Kritikers lediglich auf das höchſt beſcheidene Gebiet, die Ueberlieferungen von einer Sache einzutheilen und zu claſſificiren, zu ordnen und zu beurtheilen. Dieſe Arbeit hat bei ihm den Zweck, logiſch zu rechtfertigende Gründe dafür aufzufinden und anzugeben, warum er einen Theil der Ueberlieferungen annimmt und ſich zu eigen macht und einen andern Theil ablehnt; warum er in einem Falle weitere Schlüſſe aus der Ueberlieferung ziehen und im andern jede Grundlage für Folgerungen auf den wirklichen Beſtand eines Ereigniſſes und ſeiner Urſachen läugnen zu können meint. Dies und nichts anderes iſt es, was der Kritiker beſorgt und er thut gut, wenn er ſich bei ſeinen Erwägungen einer gewiſſen Gleichmäßigkeit, Regelmäßigkeit und Genauigkeit befleißigt, um den allzu willkürlichen Entſcheidungen und der freien Wahl der Liebe gegenüber den Zeugen nicht einen zu weitgehenden Spielraum zu verſtatten.

Um den Regeln ihren richtigen Platz anzuweisen, um sie weder zu unterdrücken, noch auch allzu herrschend zu machen, ist es nöthig, sich über die Grenzen, die dem kritischen Verstande angewiesen sind, nicht zu täuschen. Tritt nämlich der Fall ein, der seit einer Generation die historische Welt besonders in Deutschland verwirrt hat, daß man sich in diesen Dingen zu viel zutraut, so ist das Resultat lediglich dies, daß die Ueberlieferungen zwar sehr stark geschädigt, aber die auf diesem Wege gewonnenen Ansichten nur das Product einer mechanischen Berechnung von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sein werden, wobei der sachlich unerfahrenste Betrachter der Dinge als der gründlichste erscheinen kann, da er die Regeln am schärfsten und rücksichtslosesten angewendet hat.

Die Zusammenstellung gewisser Regeln, die sich in bequemer und einfacher Weise auf möglichst zahlreiche Fälle von Ueberlieferungen anwenden lassen, ist übrigens etwas sehr altes. Schon in der Zeit der Classiker und des Mittelalters fehlte es nicht an Andeutungen und Winken über das wann und wie und wekrum man eine Ueberlieferung glauben könne. Die Jesuiten waren in solchen Herstellungen von Maximen für alle möglichen Wissenschaften besonders stark. Es entsprach das ihrer Neigung für Dialektik und Logik.

Da wurde dann viel von den Zeugen und Zeugenverhören gesprochen und wie man es machen müsse, um historische Urkunden oder Berichte sprechen zu lassen. Da müsse man fragen: Du Berichterstatter! bist du in der Lage, die Wahrheit zu wissen? dann sagt er natürlich ja; dann examinirt man ihn weiter: Bist du aber auch dabei gewesen? dann sagt er nein; dann fragt man wieder: Wie kannst du glauben, die Wahrheit zu wissen? Wenn nun da der quellenmäßige Inculpat sich unsicher zeigt, — da bleibt dann nichts übrig, so meint dieser immer wieder aufgewärmte scholastische Codex — als auf eine scharfe Untersuchung zu dringen, ob der Berichterstatter a) die Wahrheit sagen konnte, b) ob er sie sagen wollte.

In Rücksicht auf a, nämlich ob er die Wahrheit sagen konnte, scheint sich die kritische Schule unserer heutigen Zeit eines ganz besonders großartigen Fortschritts rühmen zu dürfen; denn sie hat gelernt, gleichsam hinter dem Rücken des Berichterstatters ihm selbst auf seine Quellen und Schliche zu kommen, und da hat sie denn eine

Wünſchelruthe dazu ausgegeben, womit ſie alles ſogleich ins reine bringt: iſt denn deine Nachricht gleichzeitig? oder ſchwindelſt du nur einen Bericht, ohne dich auf einen gleichzeitigen Herrn berufen zu können?

Es muß wirklich ein großer Moment in der Geſchichte der Kritik geweſen ſein, als dieſe Idee von der „Gleichzeitigkeit" als Arcanum der neuen kritiſchen Wiſſenſchaft entdeckt worden iſt. Ich behaupte, daß niemals ſo zuverſichtliche und zuweilen unverfrorene Behauptungen und kritiſche Ungeheuerlichkeiten in die Welt geſetzt worden wären, wenn dieſes auch dem Dümmſten ſich gleichſam im Schlaf darbietende Mittel, die Wahrheit von der Unwahrheit zu unterſcheiden, nicht zur Maſſenproduktion einer kritiſchen Phraſeologie angereizt und verführt hätte. Da man ſich hierbei noch in den gegenſeitigen Weihrauch hüllte, als ob mit der Anwendung dieſes ebenſo einfachen als ſichern Mittels alle Hiſtorie künftig auf die Grundlage mathematiſch erwieſener Formeln geſetzt werden könnte, ſo war man zugleich ſo glücklich, auch eine Art Zwangsmittel gegen ketzeriſche Secten zu beſitzen. Jetzt war endlich das lang gewünſchte Ziel da, daß man nicht nur „objectiv" alle Geſchichte wußte und lehren konnte, ſondern daß die, welche das Dogma leugneten, auch aus der hiſtoriſchen Gelehrtenrepublik ausgewieſen und für immer verbannt werden konnten.

Wie es nun in Wahrheit mit dem Werthe des gleichzeitigen Zeugniſſes oder des gleichzeitigen Berichts ſtehe, darf ich, abgeſehen von dem Mißbrauch, der mit der Sache getrieben zu werden pflegt, hier als eine wichtige Vorfrage für das wahre Erkenntnisprincip geſchichtlicher Dinge genauer und ernſter zu erörtern nicht unterlaſſen. Wollte man den Werth der gleichzeitigen Erzählung — alſo einer Erzählung, die in derſelben Zeit, in welcher die erzählte Begebenheit handelt, auch mitgetheilt iſt, allgemein giltig beſtimmen, ſo wäre pſychologiſch zu unterſuchen, ob die menſchliche Erfindungskraft, Phantaſie, durch die Anſchauung des gegenwärtig wirklichen geſchwächt oder geſteigert wird. Wäre der Fall, daß pſychologiſch nachgewieſen werden könnte, die Erfindungsgabe des menſchlichen Gehirns ſei durch die Wahrnehmung des Wirklichen gänzlichſt zurückgedrängt und gelähmt, ſo daß das hiſtoriſche Ereignis ſich als photographiſcher Abdruck bei dem dasſelbe Wahrnehmenden wiederfinden müſſe, ſo wäre der Haupt-

ſache nach bewieſen, was der geſchichtliche Aberglaube von der Gleichzeitigkeit der Quellen zu rühmen pflegt. Die ganze Geſchichte könnte alsdann auf den Standpunkt der Genauigkeit eines photographiſchen Albums geſtellt werden.

Leider iſt aber pſychologiſch gleich von vornherein zu bemerken, daß das menſchliche Gehirn nicht als photographiſcher Apparat arbeitet, ſondern vielmehr Eigenſchaften beſitzt, die die unmittelbare Wahrnehmung gerade des thatſächlichen Vorgangs äußerſt verdächtig machen, erſchweren und verhindern. Der Umſtand, daß das hiſtoriſche Ereignis nichts einfaches und einheitliches iſt, durch die geiſtige Aufnahme desſelben aber zur Einheit und Einfachheit umgeſtaltet werden muß, bringt Veränderungen hervor, die ſich bei den meiſten Individuen ſo ſteigern können, daß zwiſchen Bild und Wirklichkeit auch nicht die leiſeſte Aehnlichkeit mehr vorhanden ſein wird. Wie viele Novelliſten und Dramatiker gibt es heute, die ſich als „Realiſten“ recht wahr und völlig lebenstreu in ihren Schilderungen dünken und vermuthlich doch nichts als Carricaturen geſchaffen haben. Soll man vielleicht Zola, der ohne Zweifel ſeine Zeit und nichts als ſeine Zeit zu ſchildern behauptet, den Preis der höchſten hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit zuerkennen?

Ein zweiter pſychologiſcher Grund, der gegen die Treue des unmittelbar gegebenen Berichtes ſpricht, erwächſt aus den Gegenſätzen des Lebens. Der Willensact, der eine geſchichtliche Thatſache herbeiführt, übt in größerem oder geringerem Maße ſelbſt eine Wirkung auf den beobachtenden Zeitgenoſſen, und findet hier entweder ein vorbereitetes Verſtändnis, oder aber eine ererbte Abneigung; beides unterſcheidet ſich von jener Erkenntnis, die dem Hiſtoriker erwünſcht ſein muß, weſentlich. Man könnte auch ſagen, der gleichzeitige Beobachter nimmt dem Ereignis gegenüber eine Parteiſtellung ein, aber ich denke gar nicht, die Frage der Glaubwürdigkeit eines Zeugen vorerſt noch auf das moraliſche Gebiet hinüberzuſpielen; im Intellect liegt die Schwierigkeit, weil der Willensact der Geſchichte, wenn er treu berichtet werden ſoll, überhaupt eine Anpaſſung des Verſtandes an die neue Thatſache bedarf, die nicht von ſelbſt gegeben oder ſelbſtverſtändlich iſt.

Die gewöhnliche Methodologie, wie ſie etwa von Droyſen ver-

standen wurde, verhehlt sich die bezeichneten intellectuellen Schwierigkeiten der treuen Aufnahme des unmittelbar Geschehenen oder Erlebten auch nicht, es versteht sich von selbst, daß der erfahrene Geschichtsforscher diese naheliegenden Erwägungen unmöglich unbeachtet gelassen haben konnte. Er macht daher gewisse Unterschiede in den Arten der gleichzeitigen Ueberlieferung. Er unterscheidet den Bericht von der Beurkundung und gewinnt auf diese Weise ein erstes handgreifliches Mittel, in dem einen Falle mit größerer, in dem andern mit geringerer Wahrscheinlichkeit, die Ueberlieferung anzunehmen. Was ich hier zunächst nur zu bemerken und vorauszuschicken habe, ist aber, daß man den Unterschied der beiden Arten der Ueberlieferung nicht allzuhoch anschlagen dürfe; denn von der Frage der äußern Echtheit einer urkundlichen Ueberlieferung abgesehen, die ja, wie ich gern zugestehe, in höchster Vollkommenheit gelöst werden mag, fällt noch immer ein Theil der beurkundeten Handlung in den Rahmen der gewöhnlichen Berichterstattung, während der Theil der Urkunde, der das Resultat der Handlung ausdrückt, gemeiniglich von solcher Beschaffenheit zu sein pflegt, daß sich auch der schlechteste Berichterstatter darin schwerlich täuscht.

Das amtliche Protokoll eines Todesfalles, einer Mordthat u. s. w. enthält nicht selten Dinge, die nachträglich ganz andere Erklärungen und Auslegungen, oftmals Berichtigungen erfahren, aber daß jemand gestorben oder getödtet worden ist, würde auch schon der spätere Historiker dem Portier oder Wirth des Hauses, wo die Sache geschehen ist, wenn er es in sein Tagebuch geschrieben, ebenso bereitwillig geglaubt haben, wie dem amtlichen Polizeibericht. Gewiß muß die Kritik die Unterschiede der Ueberlieferungen registriren und festhalten, aber man soll nur nicht meinen, daß es irgend eine Art der Beurkundung gibt, bei welcher irgend eine Sicherheit über den Zusammenhang des Ereignisses gewährt wird.

Aber nicht diese Schwierigkeiten sind es, die für unüberwindlich gelten müssen; noch ganz wo anders liegt die Quelle der Irrthümer und Unwahrheiten, welche gerade aus den gleichzeitigen Ueberlieferungen am meisten fließen. Wer kennt nicht den bis in alle Einzelheiten durchgeführten Proceß der Johanna d'Arc: Berichte, Zeugnis über Zeugnis der eingeweihtesten Personen, Aussagen, Geständnisse,

richterliche Erkenntnisse — alle nur erdenklichen Arten von gleichzeitigen Ueberlieferungen! Und das ganze lauter unannehmbare Dinge, wenn man sie in der Form oder in der Wesenheit der Berichterstattung ansieht oder prüft. Alle diese Leute betrachten, melden, urtheilen unter der Voraussetzung, daß es Zauberei und Hexenwesen gebe und der Richter sogut wie sein Opfer sind darüber ganz einverstanden, daß übernatürliches sich hier ereignet habe; Streit haben sie nur um die Jungfrau und um den Teufel. Es ist also klar, daß der, welcher weder an die Erscheinung der Jungfrau noch an die des Teufels glaubt, nicht in der Lage ist, in Bezug auf den berichteten Thatbestand der ganzen Ueberlieferung dieser gleichzeitigen Quellen ersten Ranges auch nur den geringsten Werth beizulegen, was er andererseits sehr wohl könnte, wenn er in dem Glauben der Unglücklichen und ihres Richters stände. Die Gleichzeitigkeit hat mithin bei der Entscheidung des Historikers gar keinen Werth, sondern nur die Meinung, die er vor dem Richter und seinen Zeugen besitzt.

Was will man denn in geschichtlichen Dingen überhaupt durch Zahl und Gleichzeitigkeit von Zeugen beweisen. Wenn je ein Historiker mit diesem sogenannten kritischen Grundsatze von der Uebereinstimmung und von der Gleichzeitigkeit der Zeugen, wodurch eine historische Thatsache gesichert sein soll, Ernst machen wollte, so gäbe es überhaupt keine sicherere Thatsache in der ganzen Weltgeschichte, als daß es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hexen gegeben habe. Denn so gut historisch beglaubigt als diese Thatsache ist kaum irgend eine zweite. Entweder hat es also Hexen gegeben, oder mit dem exacten Beweis der Uebereinstimmung und Gleichzeitigkeit der Zeugnisse ist es nichts.

Hiemit scheint mir zwar das Fundamentalgesetz der Kritik, auf welches die „Schule" so stolz ist, für nichts als eine zwar anspruchsvolle, aber doch ganz nichtige Phrase erwiesen zu sein, aber ich will nicht unterlassen, einige weitere „historische Thatsachen" und ihre „Ueberlieferung" herbeizuziehen.

Im Jahre 1573 wird durch einen Parlamentsbeschluß den Bauern in der Franche Comté die Erlaubnis und der Auftrag gegeben, einen Wehrwolf, der heimlich schon mehrere Kinder getödtet

und gefreſſen hatte, zu jagen, zu fangen und zu tödten. Das Urtheil iſt in aller Form ausgefertigt und der Mann, gegen den es ſich richtete, iſt wahrſcheinlich der nachher vom Parlamente wirklich verurtheilte Gilles Garnier, der ſich ſelbſt beſchuldigte, ſich in einen Wehrwolf verwandelt und eine Anzahl Kinder getödtet und gefreſſen zu haben. Wollte man in dieſem Falle nach derſelben Schablone urtheilen wie bei den Hexen, ſo verfiele man aber in vollkommenen Irrthum. Die Sache verhält ſich wirklich ſo, wie ſie erzählt wird. Es handelt ſich um einen Wahnſinnsfall von Lykanthropie.

Um die Ueberlieferung zu verſtehen, reicht keine wie immer geartete Regel aus. Der Schlüſſel der kritiſchen Beurtheilung liegt in den Erfahrungen und Kenntniſſen, die ſich der Beurtheiler und Kritiker durchaus nicht auf dem Wege der Hiſtorie, ſondern als Irrenarzt erworben hat. Wenn alſo der größte kritiſche Hiſtoriker der Welt den Fall von Lykanthropie unterſucht und nichts von Lykanthropie weiß, ſo tappt er eben im Dunkel und vermag über die Frage der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der Ueberlieferung mit aller kritiſchen Weisheit nichts vernünftiges zu urtheilen. Der Grund der richtigen Beurtheilung des Gegenſtandes liegt in den Qualitäten des Beurtheilers und nicht in den Regeln der hiſtoriſchen Kritik.

Daher kommt es denn auch, daß ſelbſt über die eingreifendſten hiſtoriſchen Ueberlieferungen ſehr verſchiedene, oft diametral entgegengeſetzte Auffaſſungen möglich und ſogar thatſächlich verbreitet ſind, je nachdem der Standpunkt und die Erfahrungen des Kritikers eben ganz verſchiedene ſind. Die Lebensgeſchichte Mohameds iſt ſicherlich ein hiſtoriſcher Gegenſtand erſten Ranges, aber ein ſcharfſinniger Arzt entnahm aus derſelben die unzweifelhaften Symptome epileptiſcher Zuſtände und damit verbundener Hallucinationen und zog auf dieſe Art aus der Ueberlieferung andere kritiſche Ergebniſſe, als ein ſchriftſtellernder Mönch des zwölften oder ein einſeitiger Philolog des neunzehnten Jahrhunderts.[1]

[1] Ein lehrreiches Beiſpiel, wie die fachliche Kritik alle ſogenannte hiſtoriſche Methode bei Seite ſchiebt und ſchieben darf, iſt der Tod des Königs Ladislaus Poſthumus. Enea Sylvio hat ſchon Leute geſprochen, die die Vergiftung des Königs beſtimmt behaupteten. Nun hat Palacky eine ſehr hübſche kritiſche Unter-

Seit dem merkwürdigen Falle der Martha Broſſier, den de Thou für wichtig genug hält, erzählt zu werden, bis zu den neueſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen von Magnetismus und Hypnotismus iſt die ausſchließliche Competenz der Aerzte in Beurtheilung gewiſſer Gegenſtände anerkannt worden, aber kein heutiger würde ſich die Mühe der alten Mediziner von Paris nehmen, zu unterſuchen, ob die Kranke vom Teufel beſeſſen ſei oder nicht; der Standpunkt des Arztes iſt alſo auch ein verſchiedener geworden und ſchließlich bleibt für die Beurtheilung des thatſächlichen Vorgangs gerade nur das übrig, was jeder Fachmann in irgend einer einſchlägigen hiſtoriſchen Frage vermöge ſeines natürlichen Menſchenverſtandes ſich auch ohne alle Kenntnis hiſtoriſcher Kritik zu entſcheiden getraut. Die fachliche Erfahrung, die in Verwandtſchaft mit dem zu unterſuchenden Gegenſtande ſteht, wird auch mit Recht in jeder Sache ſo unendlich viel höher geſchätzt als alle hiſtoriſche Kritik, daß ſich wohl noch nie ein Richter gefunden hat, der in einem verwickelten Falle einer verbrecheriſchen Handlung nach dem Gutachten eines Geſchichtsprofeſſors verlangt hätte. Höchſtens wird ein Schreiblehrer gerufen, um zu beurtheilen, ob jemand der Verfaſſer eines Falſificats ſei.

Der gleiche Fall wie mit den ärztlichen Kenntniſſen iſt es auch mit den militäriſchen. In Dingen, die für die Geſchichtſchreibung ſo außerordentlich wichtig ſind, wie Krieg und Kriegsbegebenheiten, läßt ſich vom Geſchichtſchreiber nichts urtheilen, wenn er nicht einen ſachkundigen Militär zur Seite hat, der ihm überhaupt ſagt, was möglich und nicht möglich war. Seine ſchönſten hiſtoriſch-kritiſchen Methoden ſcheitern an dem Umſtand, daß er ſelbſt nicht reiten kann und nicht weiß, wie breit ein Waſſer ſein darf, das von einer Cavalleriediviſion überſetzt zu werden vermöchte, ohne daß der größere

ſuchung angeſtellt, die nach den ſchönſten Regeln der hiſtoriſchen Methode ausgeführt wurde und wobei natürlich gar nichts gewiſſes herauskam. Um nicht ganz leer auszugehen, hat er aber den Fall auch mediciniſchen Autoritäten vorgelegt, die ſich, wie es ſcheint, mehr aus Intereſſe für den verehrten Geſchichtsforſcher als für den Fall Ladislaus zu einem ärztlichen Gutachten beſtimmen ließen, das den natürlichen Tod des Königs in Folge einer gewiſſen Form der Peſt conſtatirte, die für mich als Hiſtoriker ſelbſtredend nicht ſachlich zu beurtheilen und zu controlliren iſt. Die Geſchichte des Kaiſers Nero hat man in neueſter Zeit auf lauter chemiſche Gutachten begründet.

Theil hineinfällt. Eine Erzählung, in welcher verſichert würde, die Engländer hätten von Dover aus Calais zuſammengeſchoſſen, könnte ich immerhin, auch ohne Artilleriſt zu ſein, noch beurtheilen, auch wenn dieſelbe von einem Gleichzeitigen ausgegangen wäre, aber wenn ich als Hiſtoriker die Beſchießung von Paris erzählen ſollte, ſo würde mir eben gar nichts anderes übrig bleiben, als jedes Wort, welches im Generalſtabswerk darüber zu leſen iſt, zu wiederholen oder abzuſchreiben, ſelbſt aber über alle artilleriſtiſchen Leiſtungen ganz ſtillzuſchweigen. Auch die Erzählungen der betroffenen Pariſer über die Wirkungen der Geſchoſſe vermöchte ich ganz und gar nicht zu controlliren, eben weil ich über alle die dabei in Betracht kommenden Dinge gar keine Erfahrungen beſitze.

Man ſieht alſo, daß die hiſtoriſch-kritiſche Beſchäftigung eines Mannes vollſtändig von dem Horizont begrenzt iſt, den ſein Auge ausfüllt. Was darüber hinausliegt, ſteht für ihn über aller Kritik. Nichts iſt bezeichnender für den Formalismus der neueſten Geſchichtsmethode, als daß ſie von einer Thatſachenkritik ſprechen zu können meint und dabei von den Thatſachen in den wichtigen und eigentlich entſcheidenden Fällen abſehn zu können glaubt. Letzteres iſt ja freilich nicht der Fall, wenn es ſich darum handelt, die Glaubwürdigkeit von Berichten zu unterſuchen, die von der Geburt und dem Tod eines Menſchen handeln, oder über ſeinen Wohnort, oder über den Ort einer Schlacht, oder eines Friedensſchluſſes, über eine Zuſammenkunft der Fürſten und was dergleichen mehr iſt. Ohne alle Frage höchſt wichtige Dinge für die Geſchichte und ich möchte wahrlich nicht ſo unhöflich ſein, irgend einem unſerer Hiſtoriker den nöthigen Horizont für dieſe Dinge abzuſprechen. Meiſtens werden auch in Dingen ſolcher Art die gleichzeitigen Zeugen die ihnen von der kritiſchen Schule gereichte Palme voll verdienen, denn wenn es ſich darum handelt, zu erfahren, wo heute der König geſpeiſt hat, ſo iſt der „gleichzeitige“ Kammerdiener ohne Frage eine Quelle erſten Ranges, aber man darf ſich nur nicht auf dieſe hiſtoriſche Kritik zu viel zu gute thun, denn wenn nun jemand mit derſelben weiter zu reichen meinte, ſo wird er ſich alsbald überzeugen, daß ihn der Kammerdiener im Stich läßt. Denn der König hält nach Tiſche eine Miniſterconferenz ab, worüber eine Frage der Glaubwürdigkeit eines „gleichzeitigen“ Zeitungsberichtes

entsteht, von dessen Verlogenheit sich doch wieder nur derjenige einen Begriff macht, der etwas von Staatsgeschäften versteht. Hier kann dem bravsten Historiker sein bestes kritisches Gesetz und seine schönste Methode nicht viel helfen. Ist er unerfahren und thöricht genug, etwa zu meinen, daß man in Ministerconferenzen des 19. Jahrhunderts Beschlüsse fasse, wie Caesar Borgia, einen versteckten Feind heimlich umbringen zu lassen, oder ist er von Shakespeares Richard III. so ganz erfüllt, daß er überall nur des Fürsten „Laune" zu sehen vermag, mit der ein Weib „gefreiet" wird, dann wird es unausbleiblich geschehen, daß der treffliche Historiker aus lauter historischer Kritik dem gleichzeitigen Reporter die wahnwitzigsten Ungeheuerlichkeiten über die Ministerconferenz nachschwätzt, die der König abgehalten hat. Will er sich dagegen vor einem Hereinfall solcher Art geschützt wissen, so sind es wiederum nur die sachlichen Erwägungen, die dies vermögen. Der Historiker darf kein grüner Junge sein, der sich Märchen über politische Dinge aufschwätzen läßt. Er muß eine umfassende Erfahrung, einen großen politischen Horizont besitzen, er muß wissen, was in dem Staatswesen, von dem er erzählt, Ordnung und Gesetz ist und was mit Rücksicht darauf als möglich und unmöglich gelten kann. Auf einem andern Wege kann er zu keinem Urtheil über die überlieferten Dinge gelangen.

Betrachtet man die Ueberlieferung als solche ohne Rücksicht auf den sie aufnehmenden und verarbeitenden Geist, so erhebt sich eine der schwierigsten Fragen, die in der historischen Erkenntnistheorie überhaupt gestellt werden können. Gibt es objective in der Erzählung selbst begründete, durch sich selbst nachweisbare Kriterien der Wahrheit oder Unwahrheit des Ueberlieferten oder ist in allen Fällen nur die Einsicht des Kritikers entscheidend?

Es versteht sich von selbst, daß diese Frage durch einen Schatz von Erfahrungen beantwortet werden könnte, die sich im Laufe der historiographischen Entwicklung immer mehr und mehr gehäuft haben und für die Entscheidung einer Menge von Dingen unentbehrlich sind. Der Stein, auf welchem sich eine Inschrift befindet, die Inschrift selbst, der Stoff, auf den eine historische Erzählung oder die Beurkundung einer Handlung geschrieben worden ist, die Form der Beurkundung selbst, endlich die Sprache, in der die Ueberlieferung

erſcheint, ihre Vergleichbarkeit mit anderen Monumenten derſelben Zeit, die Schriftzüge, die der Stein oder das Pergament erkennen laſſen und ihre Verwandtſchaft mit früheren oder ſpäteren und viele andere dergleichen Anhaltspunkte laſſen ſich ſelbſtverſtändlich zu einem unendlich werthvollen Syſtem von Kriterien für die Annehmbarkeit nicht nur der Ueberlieferungen, ſondern ſelbſt der hiſtoriſchen Gegenſtände entwickeln. Auf dieſem Gebiete liegen aus der neueſten Zeit Errungenſchaften und Leiſtungen der trefflichſten Art vor und der Kritiker darf ſich rühmen, dieſen äußeren Dingen gegenüber mit einer beneidenswerthen und kaum früher erreichten Sicherheit dazuſtehen und im Beſitze von Mitteln zu ſein, durch die er jedes Falſum mit einem großen Grade von Evidenz zurückweiſen kann. In dieſen Dingen liegt aber keine ſpecifiſch-hiſtoriſche Thätigkeit, ſondern der Hiſtoriker, der ſeine kritiſche Kunſt an die Merkmale der aus der Vergangenheit erhaltenen Gegenſtände wendet, zieht an einem und demſelben Strange mit dem Alterthumsforſcher oder Kunſtkenner. Der Anthropolog, der einen ungewöhnlichen Schädel ausgräbt, und der Diplomatiker, der vor einem neu aufgefundenen Pergament Betrachtungen anſtellt, ſind nach einer und derſelben Methode beſtrebt, die Urſprünglichkeit des Gegenſtandes nachzuweiſen oder zu beſtreiten.

Nicht aber um dieſe Aufgaben handelt es ſich. Ich bin weit entfernt, hier die Erfahrungen zu erörtern, die auf dem Gebiete der Epigraphik, Paläographie oder Diplomatik oder der Prähiſtorik ſo unendlich zahlreich gemacht und vortrefflich benutzt und verarbeitet worden ſind. Hier handelt es ſich um die der Ueberlieferung als ſolcher in Abſicht auf die Handlungen der Menſchen innewohnenden Kriterien der Wahrheit. Bei einer auch nur beiläufigen Reviſion der gelehrten Meinungen hierüber läßt ſich die Beobachtung nicht unterdrücken, daß die Sache meiſt nicht allzu tief genommen wurde. Man ſprach mancherlei von den Geſetzen des hiſtoriſchen Wiſſens oder von der Evidenz, die durch das Zuſammentreffen von Zeugenausſagen entſteht. Gelegentlich wurde gewiß manches vortreffliche geäußert.

Bei der Natur einer jeden Ueberlieferung kommt es aber in erſter Linie darauf an, zu wiſſen, als was ſie ſich ſelbſt ausgibt. Ranke hat in ſeiner in dieſen Aufſätzen oft erwähnten Geburtstags-

rede sein kritisches Bedürfnis aus dem Wunsche, Walter Scott zu controlliren, zu erklären versucht. Ich glaube aber nicht, daß er damit einen Stein auf den Dichter werfen wollte, dessen herrliche Erzählungen sich durchaus nicht für Geschichte ausgeben. Der Historiker kann sich doch nicht herausnehmen wollen, den Roman zu beseitigen. Der Roman ist eine der Geschichte ebenso nachhängende Form der Erzählung wie die Geschichtschreibung, er ist ein Concurrent der Geschichtschreibung, aber er beansprucht keine gleiche Rolle, er muthet niemand etwas zu, was das Geschichtswerk thut, er entzieht sich jeder historischen Prüfung durch die Erklärung, er sei ein Roman.

Den Unterschied zwischen Roman und Geschichte kennt die Welt, so lange es ein Schriftthum gibt. Aber selbstverständlich reflectirte sie nicht zu allen Zeiten gleich stark über ihren Unterschied; in der Regel wünscht kein Mensch sich den Genuß des Romans durch Ueberlegungen zu verkümmern, die aus dem Gegensatze der Geschichte ihm entspringen könnten. Diese Tendenz hat meistens nur der Historiker, dem es eine besondere Art von Vergnügen bereiten kann, zu scheiden und zu sondern, was der Geist der Poesie vereint hat. Wollte man verlangen, daß Homeros seinen Zuhörern bei jedem Gesange eine Einleitung darüber vorgetragen hätte, daß er kein Historiker, sondern ein Dichter sei? Und doch wußte er so gut wie jeder seiner Zuhörer, daß ein gottbegnadeter Dichter rede. So war es damals, so ist es noch heute. Geschichte und Dichtung gehen nebeneinander einher und bewegen sich in unendlichen Verschlingungen; dennoch aber gibt es ein Bewußtsein davon, ob jemand dichtet, oder die Dichtung mit Anwendung aller geistigen Zuchtmittel ausschließt.

Es gibt dabei Fälle, wo durch Mißverständnis früherer Schriftsteller und durch die Ungunst der Zeiten der Roman seines Charakters entkleidet wurde und den Schein geschichtlicher Ueberlieferung annahm. Sobald dies eingetreten ist, so ist es mit der objectiven Beurtheilung der Ueberlieferung schon wieder vorbei, und es tritt die subjective Empfindung des Kritikers in ihre Rechte. Denn in einer Ueberlieferung, die sich scheinbar als Geschichte gibt, den poetischen Ursprung zu erkennen, kann wieder nur dem gelingen, der da weiß, wie sich Poesie und Wirklichkeit von einander unterscheiden. Hier ist also das Gebiet der objectiven Beurtheilung geschichtlicher Ueberlieferungen

eng begrenzt und verliert ſich in der breiten Fläche der willkürlichen Miſchung von Poeſie und Wirklichkeit.

Ein gutes Beiſpiel für das Ineinanderlaufen von Ueberlieferungen im Wechſel von Roman und Geſchichte bietet die Päpſtin Johanna dar, deren griechiſcher Roman keine Schwierigkeiten der Beurtheilung verurſachen könnte, wenn derſelbe nicht durch die Thorheit der Geſchichtſchreiber in Geſchichte verwandelt worden wäre, und in dieſer Form der Ueberlieferung auch dem ſcharfſinnigſten Verſuch der kritiſchen Erwägung ſich entgegenſtellte. Zwar hat Döllinger gemeint, man könnte die Sache begreiflich machen, wenn man ſich des Seſſels, der Straße und des Inſchriftſteins erinnerte, die wiederum die Sage ſagenhaft vorausſetzen, aber alle dieſe Erklärungen ſind eben nur Cirkelbeweiſe; denn wenn einmal eine Ueberlieferung beſteht, ſo beſitzt ſie eine ſolche Gewalt über die Menſchen, daß ſie dieſelbe lieber auf naheliegende Gegenſtände und die wirkliche Umgebung übertragen, als ſich derſelben entäußern. Sonſt beweiſt, nach meiner Meinung, dieſer Roman objectiv genommen nicht das mindeſte. Nur für den, der aus der Ueberlieferung den Roman herausliest und empfindet, hat die Sache keine Schwierigkeit. Dieſe Empfindung aber iſt — ich möchte ſagen Gott ſei Dank — etwas ganz ſubjectives.

Objectiv kann die Ueberlieferung nur dann als Roman bezeichnet werden, wenn ſie ſich als ſolchen unverkennbar und unbeſtritten ſelbſt erklärt. Dennoch gibt es einige kleine Merkmale, welche immerhin auch objectiv die Möglichkeit des wirklichen Geſchehenſeins ausgeſchloſſen erſcheinen laſſen.

Alle Ereigniſſe, die in menſchlichen Handlungen ihren Grund haben, müſſen in Zeit und Raum geſchehen ſein. Ich brauche mich darüber wohl nicht eingehender auszuſprechen; das Nacheinander von Urſache und Wirkung bringt den Zeitbegriff in der Geſchichte zu Tage, wie das Nebeneinander der gleichzeitigen Ereigniſſe den hiſtoriſchen Raum begründet. Ich denke dabei ſelbſtverſtändlich nicht an die Conſtruction des Zeit- und Raumbegriffes im allgemeinen, ſondern an die hiſtoriſche Zeit und den hiſtoriſchen Raum. Innerhalb dieſer beiden endlich bezeichneten Größen bewegt ſich das hiſtoriſche Ereignis. Es gibt objectiv keine denkbare hiſtoriſche Handlung und Thatſache, die außerhalb des Laufs der Zeit oder außerhalb des

Raums geſchehen wäre. Jede Erzählung oder Ueberlieferung trägt mithin ein inneres Merkmal ihrer Wahrheit oder Unwahrheit in ihrer Uebereinſtimmung mit der Zeit und mit dem Raum an ſich. Wenn jemand, um ein grobes Beiſpiel zu wählen, erzählt hätte, er habe den Kaiſer Napoleon nach ſeiner Gefangennehmung mit dem König Friedrich dem Großen in Amſterdam ſpazieren gehen geſehen und ſagen gehört, er lebte auf den kanariſchen Inſeln, ſo trüge dieſe Erzählung den Stempel einer objectiven Unmöglichkeit an ſich, wie jedermann einſieht, da Napoleon vermöge der Zeit nicht mit Friedrich dem Großen ſprechen und vermöge des Raumbegriffs nicht zugleich auf St. Helena und auf den kanariſchen Inſeln wohnen konnte.

Schlimmer dagegen ſteht es mit einem andern Merkmal objectiver Kritik der Ueberlieferungen, auf das von manchen Seiten ein ſehr großes Gewicht gelegt zu werden pflegt, welches aber auch bei näherer Betrachtung zwiſchen den Fingern ſich ſo abbröckelt, daß man es nirgends recht zu faſſen vermag. Man behauptet gewöhnlich, zur Annahme einer Ueberlieferung ſei es unbedingt nöthig, daß ſich alles aus natürlichen Urſachen erklären laſſe; oder, wie andere es ausdrücken mögen, es kann nichts als glaubwürdig erſcheinen, was den natürlichen Geſetzen von Urſache und Wirkung widerſpreche. Man ſchließt das Wunder ein für allemal aus.

Ich weiß, daß ich mit dieſer Frage ein vielbeſprochenes Gebiet betrete, auf welchem leidenſchaftliche Kämpfe geführt worden ſind und wo völlig andere als hiſtoriſche Beweggründe für die Ueberzeugung der Menſchen maßgebend ſind. Dennoch iſt kaum zu begreifen, wie der Hiſtoriker über ſeine Methode nachzudenken im Stande wäre, ohne ſich mit dieſer Frage zu beſchäftigen, die ihm auf Schritt und Tritt bei ſeinen Ueberlieferungen begegnet. So hat denn auch die hiſtoriſche Zeitſchrift in der erſten Zeit ihres Beſtehens, wo ſie es noch für nützlich hielt, hie und da auch die Principien der Wiſſenſchaft zu berühren, höchſt lehrreiche und geiſtvolle Abhandlungen über die Wunder in der Geſchichte erſcheinen laſſen.

Wenn ich nicht irre, kommt es aber auch hier weſentlich auf die Frageſtellung an. Meint man das Wunder als ſolches, d. h. die Wirklichkeit der Wunder erörtern zu ſollen, ſo bewegt man ſich nothwendigerweiſe auf einem ganz anderen Gebiete als auf dem, welches

für die Geſchichte maßgebend iſt. Der Hiſtoriker kann die Ueberlieferung von Wundern unmöglich beſtreiten wollen. Für ihn ſteht die Frage alſo nur ſo: Soll der Hiſtoriker die überlieferte Wundergeſchichte nacherzählen, oder ſoll er ein für allemal ſagen, die Sache wird als etwas dargeſtellt, was ſich im Widerſpruch mit den Naturgeſetzen als ein unmittelbarer Eingriff einer übernatürlichen Urſache in die Weltordnung darſtellt und kann mithin nicht wirklich geſchehen ſein und daher auch nicht angenommen und nacherzählt werden.

In jüngſter Zeit hat ſich ein ſo intereſſanter Streit über die Wunderfrage in der hiſtoriſchen Litteratur abgeſpielt, daß man zur Löſung der hier vorhandenen Räthſel vielleicht nicht beſſer gelangen kann, als an der Hand einiger polemiſcher Schriften von Druffels und G. Hüffers. Ich halte es für wünſchenswerth, den Streitpunkt zu kennzeichnen. Herr Hüffer hat ein Buch über den heiligen Bernhard von Clairvaux geſchrieben, das von Druffel abfällig beſprochen wurde, wobei das Capitel über die Wunder des Heiligen beſonders zum Gegenſtand der Kritik gemacht wurde. Herr G. Hüffer beſchwerte ſich über die Art der Recenſion, ich kann aber nicht läugnen, daß es für die Erörterung der Wunderfrage in der Geſchichte ein außerordentlich dankenswerthes Unternehmen von Druffels war, dieſem Theil des Hüfferſchen Buches eine ſo eingehende Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben. Denn durch dieſen gelehrten Streit erhält man einen vollen Einblick in den Gedankengang eines regelrecht verfahrenden Hiſtorikers im Jahre des Heils 1888. Derſelbe lieferte den dankenswerthen Beweis, daß man nach den anerkannteſten Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik annehmen müſſe, der heilige Bernhard von Clairvaux habe wirklich viele Wunder gewirkt. Und wenn ſich die Weiſeſten der Weiſen ſonſt einbilden zu können glaubten, ſie dürften hier ohne weiteres zweifeln und läugnen, ſo zeigt Profeſſor Hüffer dagegen deutlich, daß die hiſtoriſche Schule dies nicht geſtatte, da nach den Regeln der Kritik in der That kein leiſeſter Grund vorliegt, das zu verwerfen, was hier überliefert worden iſt.

Beſonders der zweite Theil der Ausführungen Hüffers ſcheint mir ein wahres Muſter ſtrengſter „hiſtoriſch-kritiſcher“ Beweisführung zu ſein und ich meine, daß man unrecht thäte, dem Manne, der den Muth hatte, die gerühmte Methode einmal wirklich mit Conſequenz

und Scharfsinn zu handhaben, anders als dankbar zu begegnen. Wenn ich noch für meine Person einen Zweifel hätte haben können, ob Herr Hüffer sich im besten Glauben befinde, daß er zur Ehre seiner Richtung und historischen Methode und nach den Recepten derselben vorgehe, so würde ich durch seine ausdrückliche Verweisung auf Bücher, die in tabelloser Art die Grundsätze der verbreiteten Schule zusammenfassen, mich haben überzeugen können, daß man es hier wirklich mit einer ernsten Anwendung der sogenannten historischen Kritik auf die in Rede stehenden Fragen zu thun habe. Und — ich zögere nicht hinzuzusetzen, daß mir Herr Hüffer vom Standpunkt dieser Methode ganz im Rechte zu sein scheint. Für ihn dreht sich alles um den Beweis, daß der Liber miraculorum wirklich der originale Bericht sei, welchen Bernhards Begleiter auf der Kreuzzugsreise des Jahres 1146—47 über deren Vorkommnisse verfaßt haben.

Augenzeuge, Augenzeuge! ruft Herr Hüffer beständig seinem Gegner zu, und er hat gewiß ganz recht. Das Wunderbuch bestand ja schon 1156—1157. Wie schrecklich ist dem gegenüber der Irrthum, daß das Buch erst nach 1179 geschrieben sein könnte u. s. w. Man sieht schon, wo der Verfasser hinaus will, — er wird die Wunder des heiligen Bernhard „exact" nachweisen, und wie vortrefflich und mit welcher seltenen Gelehrsamkeit weiß er auch in der That dies zu machen. Die vorzüglichen „Eigenschaften der Berichterstatter" sind hier bis ins kleinste nachgewiesen, alles und jedes zeigt Männer von größter Wahrheitsliebe, fromme, jeder Lüge abgeneigte Leute. Es ist diesem unbestreitbaren Thatbestande gegenüber wirklich fast unnöthig, noch zu zeigen, wie die Ueberlieferung von den Wundern des heiligen Bernhard sich durch die Geschichtswerke so vieler späterer gläubiger Menschen fortspinnen konnte.

Es genügt zu sagen, daß die Ausführungen des Herrn Hüffer wirklich auf jeden, der die bislang als unbezweifelt geltenden kritischen Grundsätze theilt, einen überwältigenden Eindruck machen müssen; Herr Hüffer hat den Vogel abgeschossen, er besaß den Muth und Ernst der Consequenz, welchen leider die Erfinder der kritischen Methode gewöhnlich nicht hatten. Wenn ich dagegen mit Rücksicht auf die allgemeine Frage des Wunders aussprechen soll, was denn eigentlich nachgewiesen wurde, so hoffe ich, daß Hüffer, Druffel und

meine Wenigkeit in einem nicht unweſentlichen Punkte vielleicht übereinſtimmen werden. Die Ueberlieferung erzählt von Bernhard von Clairvaux eine ganze Reihe der reizendſten Wundergeſchichten, von denen ich geſtehe, ſie haben mir ſchon von Jugend auf das größte Vergnügen bereitet. Man muß ſich, wenn man ſie recht genießen will, in ein Ciſterzienſer-Kloſter ſetzen, und am ſommerlichen Bernhardstag, nachdem man mit den liebenswürdigen Kloſterbrüdern ein Glas aus dem Stammfaß zu Ehren des Heiligen geleert hat, im kühlen Kreuzgang dieſen Liber miraculorum bedenken. Die gothiſchen, prächtig ornamentirten Fenſter laſſen das Licht durch gemalte Scheiben hereindringen; von der Kirche bringt das ora pro nobis der andächtigen Gemeinde an mein Ohr und die Orgel begleitet die halblauten Geſänge von dem großen und heiligen Manne, der hier ſeit ſiebenhundert Jahren verehrt wird. Jetzt vergegenwärtige ich mir den Inhalt des Wunderbuchs und ſage mir, es iſt auch alles ſo praktiſch und verſtändig, was darinnen erzählt wird, er war eine durchaus thatkräftige, aller Sentimentalität abgeneigte Natur, er hat natürlich auch Wunder meiſtens von ſolcher Art gethan: Ueberall nützliches, wie in ſeinem ganzen Leben, ſo auch in ſeinen Wunderthaten. Hier die prächtige Kirche, der herrliche Kreuzgang, ringsum die trefflich cultivirte Gegend, Mönche und Laienbrüder thätig und arbeitſam, wer möchte die Wunderkraft eines ſolchen Menſchen bezweifeln, der noch nach ſiebenhundert Jahren Schöpfungen ſolcher Art aus den Stürmen der Geſchichte gerettet hat.

Dieſes alles und noch verſchiedenes andere vermag ich bei dieſem Liber miraculorum ganz vernünftigerweiſe am ſommerlichen Bernhardsnachmittag im kühlen Kreuzgang zu erwägen und ich wüßte nicht, warum ich nicht Herrn Hüffer die Hand ſchütteln ſollte und denken: ein wirklich braver Mann.

Indeſſen darf ich doch auch wieder von ihm verlangen, daß er mir nicht übel nehme, wenn ich — den Liber miraculorum immer noch in Ehren — am andern Morgen nach dem Bernhardsfeſte früh aufſtehe, einen vergnügten Spaziergang in den Wald mache und ihm rundweg ſage: glauben könnte ich aber von den ſämmtlichen Wundern des heiligen Bernhard kein Wort. Fand ich mich geſtern ganz erbaut und innig angeregt — im Kreuzgang ſelbſtverſtändlich — ſo iſt heute

meine Stimmung eine andere: In der Kühle des Morgens rauschen leise vom Winde bewegt die Wipfel, die Vögel singen die Lieder, die ihnen Gott in die Kehle gelegt, das Bächlein fließt nach dem ewig einen Gesetz der fließenden Wasser vom Bergesrand hinab in das Thal, und hier hat der Blitz einen Baum gespalten, in welchem die Zahl seiner Jahre mit mathematischer Genauigkeit eingezeichnet erscheint. In solcher Natur fällt es mir natürlich gar nicht ein, an die Wunder des heiligen Bernhard zu glauben — den Liber miraculorum dabei in allen Ehren gehalten.

Was wird nun Herr Hüffer sagen? Er wird mich nochmals auf den vortrefflichen Charakter der Zeugen verweisen und ich werde ihm antworten, daß ich tausende von Richtern, welche amtlich, eidlich und vor Gott urtheilten und zu Recht erkannten, daß die Hexe verbrannt werden müsse, auch für keine schlechten Menschen und für vollkommen zuverlässige Zeugen halten müsse und dennoch weit entfernt sei, die Existenz von Hexen anzunehmen.

Hier steht also wiederum unsere ganze historische Wissenschaft vor dem verschlossenen Thor, das sich durch die historische Kritik nicht eröffnen läßt und welches ganz andere Schlüssel verlangt, als den elenden Pedantismus von Formelkrämern, die da die Welt glauben machen wollten, daß sie mit einer Methodologie von Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten in den tiefen Schacht der Wissenschaft steigen könnten!

Was der Historiker mit der Ueberlieferung des Wunders sachlich und stofflich zu beginnen habe, ist abermals ein Gegenstand, den er durch keine streng historische Erwägung erledigen kann, sondern nur mit Hilfe einer Reihe von anderen Erfahrungen bewältigt, die ihm von durchaus verschiedenen Disciplinen und Gebieten aus einer gleichsam fremden Welt dargeboten worden sind. Ohne diese eigenen inneren Erlebnisse, ohne diese in sich entwickelte geistige Individualität ist er, als Historiker betrachtet, nichts — als ein Wundergläubiger.

Doch ich meine damit das Capitel der Wunderüberlieferung keineswegs kurz abbrechen zu sollen. Ich will mich der Pflicht nicht entschlagen, in bestimmterer Weise die Stellung des Beobachters zu diesem schwer zu handhabenden Stoffe zu bezeichnen. Im allgemeinen und ein für allemal kann sich niemand verpflichten, alle Ueberlieferungen abzuweisen, welche Wunder als Wunder berichten. Es kann

nicht die Aufgabe eines verſtändigen Mannes ſein, jede Erzählung von einer Sache, deren Urſachen nicht erkennbar ſind und die der Erzähler deshalb als ein Wunder betrachtet, einfach zu verwerfen. Um bei dem Liber miraculorum ſtehen zu bleiben, ſo wäre es wahrhaft kindlich, ſagen zu wollen, daß alles, was darin ſteht, freie Erfindung oder gar abſichtlicher Betrug ſei. Man kann einem zuverläſſigen, ernſten Erzähler bis zu der äußerſten Grenze deſſen, was wunderbar iſt, gern und ruhig zuhören, ohne demſelben ſein Vertrauen zu entziehen. Der Unerfahrene, der die Maſſe der täglich ſich ereignenden Wirkungen, deren Urſachen nicht erkannt worden ſind, unterſchätzt, iſt einem Skepticismus verfallen, der oft ganz thöricht iſt. Wunderbare Menſchen und Ereigniſſe müſſen dem Hiſtoriker etwas recht vertrautes ſein, wenn er nicht ins Gelage hinein ſich gegen ganz unanfechtbare Ueberlieferungen fortwährend ſperren ſoll. Ein allgemeines Geſetz in Bezug auf die Ueberlieferungen vom Wunderbaren aufzuſtellen, iſt unzuläſſig und völlig unmöglich. Der einzelne Fall muß nach der Sache geprüft werden, nicht nach einer aufgeſtellten Formel. Man kann auch über die Wunder, die in der Geſchichte überliefert ſind, nichts anderes ſagen, als daß der Fachmann ſie zu beurtheilen hat. Seine Gründe werden aus höchſt verſchiedenen Quellen fließen, und von den Facultäten, die ſich dabei betheiligen wollen, braucht keine ausgeſchloſſen zu werden. Das aber, was man verlangen muß, iſt dies, daß der wahre Grund der Annahme oder Ablehnung anerkannt und zugeſtanden, und daß dabei nicht geheuchelt werde.

So mag die Ueberlieferung der Wunder hier verwerflich ſcheinen, weil ein beſtimmt nachweisbarer naturwiſſenſchaftlicher Vorgang dagegen ſpricht oder dort angenommen werden, weil ſich ein ſpäter entdeckter Erklärungsgrund gefunden hat, der nur dem Erzähler früher verborgen war. Hier mögen allgemein philoſophiſche Ueberzeugungen für Ablehnung, dort mögen religiöſe Gründe zur Annahme der Ueberlieferung beſtimmen; der ehrlich angegebene Grund hat auch ſeine Berechtigung; nur wer etwas anderes, als den wahren Grund der Annahme vorſchützt, verdirbt die kritiſche Methode. Wenn jemand zur Annahme gewiſſer Ueberlieferungen durch ſeine religiöſen Ueberzeugungen gezwungen wird, ſo kann der Hiſtoriker weder das Gegentheil beweiſen, noch etwas dazu thun wollen; er kann nur bemerken,

daß die einen an eine Reihe von Wundern glaubten, weil sie Christen waren, und andere, weil sie sich zum Islam bekannten. Manchem andern mag die Sache wieder anders erscheinen. Der Historiker steht der Sache ganz fern, und darum durfte Ranke allerdings den Satz aussprechen: „Indem ich den Namen Jesus Christus nenne, muß ich, obwohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermuthung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen." Der große Meister hat auch in dieser Frage mit dem gewaltigen historischen Griffel, den er führte, ein für allemal der Geschichtswissenschaft die nach allen Seiten freie Stellung gegeben, bei der sie alles zuläßt, aber auch alles abweist, was sie zur bloßen Dienerin einer fremden Wissenschaft machen müßte. Gerade in diesen Fragen, wo sich vermöge des mannigfaltigsten Inhalts der Wunder die Grenzgebiete fast aller andern Wissenschaften mit der Geschichte zu berühren scheinen, hat er es verstanden, jeder Weltanschauung ihre Berechtigung zu geben und dadurch das specielle historische Gebiet von aller Einseitigkeit und Dienstbarkeit für immer zu befreien. Nur freilich diejenigen würden ihn schlecht verstanden haben, die da meinten, er hätte an die Stelle der wesentlichen Untersuchung den dürren Quellenformalismus setzen wollen.

---

b) Der Kritiker und der Erzähler.

Wer die verschiedenen Versuche, die Methode systematisch und theoretisch darzustellen, zu dem Zwecke heranzieht, um festzustellen, was über die Kritik der Ueberlieferung bisher grundsätzlich zu gelten pflegte, der würde sich einer großen Unterlassungssünde schuldig machen, wenn er nicht im vollsten Maße anerkennen wollte, daß es eine Reihe vortrefflichster Männer gegeben, die im wesentlichsten schon längst dasselbe bemerkt haben, was auf den voranstehenden Blättern ausgeführt ist; das merkwürdige ist nur, daß trotz der verständigsten Anweisungen und trotz der besten Muster, im ganzen und großen eine ganz entgegengesetzte Richtung Platz griff. So sagte schon Droysen im § 33: „Wenn die Quellenkritik so verstanden wird, als sei sie der Nachweis, wie ein Autor andere benutzt hat, so ist

das nur ein gelegentliches Mittel — eins unter anderen — ihre Aufgabe zu lösen oder vorzubereiten."

Ich bin gewiß, daß wenn ein Mann wie Droysen (von Gervinus und anderen gar nicht zu reden) diesen Satz im Vortrag ausgeführt und genauer erklärt hat, seine methodischen Anweisungen weit entfernt davon waren, den Dünkel der sogenannten Quellenanalyse zu fördern, dem die historische Litteratur der Neuzeit ein wahrhaft talmudisches Material von Scharfsinnigkeitsproben verdankt. Durch den Druckzwang der Doctordissertationen und zahllose Zeitschriften ist heute schon eingetreten, was ich vor fünfzehn Jahren vorausgesagt habe[1], daß niemand mehr die Einzelheiten der sogenannten kritischen Resultate bewältigen kann. Die, welche einige Bibliothekskenntnisse besitzen, wissen auch zu ihrem Troste, daß es in jeder größeren Bücherſammlung tausende von Büchelchen in Bl. 4° auf schlechtem Papier gedruckt gibt, die aus der Zeit von 1650—1750 stammen und deren Inhalt die größte Aehnlichkeit mit unseren heutigen „kritischen Untersuchungen" oder „Quellenanalysen" hat. Sie sind begraben, wie es die heutige kritische Litteratur in zwanzig Jahren auch sein wird. Dereinst aber wird man einen Reuchlin eigens befragen müssen, um zu erfahren, was eigentlich in diesem historischen Talmud des 19. Jahrhunderts gestanden habe.

Ich kann unter diesen Umständen auch von allen methodischen Fragen bei meinen Erwägungen absehen, die sich aus der Zusammentragung von Parallelstellen in Rücksicht auf eine Ueberlieferung ergeben. Es ist gar kein Zweifel, daß in historischen Dingen immer einer vom andern etwas abschreiben muß, wenn er nicht aus der Phantasie erfinden soll. Auch gibt es Fälle, wo es ganz amüsant ist, zu beobachten, wie eine Nachricht in der Welt herumgeworfen und gestoßen wird. In den Zeiten, wo man noch naiver darüber dachte, scheute sich niemand, eine und dieselbe Sache auch mit demselben Wortlaute zu verbreiten, und da Verletzung des litterarischen Eigenthums für niemanden beschwerlich war, so betrachtete man es sogar als gewissenhaft, zu der Sache auch die Form der Ueberlieferung

[1] Meine Vorrede zum II. Band der Geschichtsquellen Deutschlands 2. Auflage, 1877.

beizubehalten. Je mehr dieſe Gewohnheit in den älteren Jahrhunderten vorherrſchte, deſto weniger hatte es gewöhnlich zu beſagen, wie alt oder jung eine Nachricht ſei. In den Fällen, wo man die Nachricht einfach wiederholte, war der Werth der Sache unverändert geblieben, in den Fällen aber, wo etwas dazu oder hinweggethan wurde, erhöhte oder verminderte ſich der Werth der Ueberlieferung, und es kommt darauf an, zu unterſuchen, ob der Mann, der die Veränderung vornahm, auch klüger war, als ſein Vordermann. Die Kritiker machen aber gewöhnlich den umgekehrten Schluß: wenn eine Nachricht unverändert geblieben iſt, ſo bezeichnen ſie die neue Mittheilung für werthlos, weil ſchon bekannt, und wenn etwas verändert wurde, ſo erachten ſie die Sache für noch werthloſer, weil die „Quelle“ nicht gefunden werden kann.

Doch ich denke den „Methodikern“ nicht auf dieſes Gebiet von unſchädlichen Beſchäftigungen zu folgen. Für die principielle Erkenntnis ſtellt ſich die Frage, auf die es im weſentlichen ankommt, gar nicht darauf, wie ſich die Ueberlieferung fortpflanzt, ſondern darauf, wie das Verhältnis deſſen, der ſie empfängt, zu dem, der ſie gegeben, beſchaffen iſt. Auch in dieſer Beziehung hat ſchon Droyſen auf das richtige hingezielt, doch iſt es faſt unbegreiflich, wie eine Art von Angſt vor dem Geſchrei der modernſten „Methodiker“ ihn zu zwingen ſchien, den einfachen Sachverhalt in Dunkelheiten einzuhüllen. Er ſagt in § 34 ſeines Leitfadens: „Nicht das wüſte Durcheinander der gleichzeitigen Nachrichten, Gerüchte, Meinungen iſt die erſte Quelle; es iſt nur der ſich täglich wiederholende athmoſphäriſche Proceß der aufſteigenden und ſich niederſchlagenden Dünſte, aus denen die Quellen werden.“

„In der Regel beherrſcht die erſte hiſtoriſche Zuſammenfaſſung die weitere Ueberlieferung.“

„Im glücklichſten Falle erfolgt ſie in der hiſtoriſchen Gegenwart der Ereigniſſe, die ſie behandelt, d. h. bevor die erfolgten Wirkungen derſelben die Auffaſſung von den wirkenden Thatſachen und Perſonen verändert haben, oder durch ein neues epochemachendes Ereignis eine neue Gedankenwelt erzeugt iſt.“

Wenn ich von dem phantaſievollen Vergleiche mit den Dünſten abſehe, aus denen die „Quellen“ entſtehen ſollen, ſo ſcheint mir die

Meinung Droyſens einleuchtend dahin zu zielen, daß die Ueberlieferung nur durch die zuſammenfaſſende Form, in welcher ſie von einem die Dinge überſchauenden Geiſte begriffen worden iſt, wirkliche Ueberlieferung werden kann. Was vorhergeht, iſt ein durch ſeine Unordnung und Zuſammenhangsloſigkeit unverſtändliches Durcheinanderwogen von Meinungen, oder vielleicht beſſer geſagt Eindrücken und daraus entſtandenen Stimmungen zu nennen. Ich wüßte nicht, wie man zutreffender das kennzeichnen könnte, was man als den Urſprung der Ueberlieferung zu betrachten haben wird, und es iſt mir erfreulich, auch in dieſem Punkte mit einem erfahrenen und geiſtvollen Manne praktiſcher Thätigkeit auf dem Gebiete der Geſchichtsforſchung völlig übereinſtimmen zu können. Ich muß nur ernſtlich darauf dringen, daß bei allen folgenden Erwägungen nicht wieder außer Acht gelaſſen werde, „daß die erſte hiſtoriſche Zuſammenfaſſung die weitere Ueberlieferung beherrſcht". Darnach iſt zweierlei ſicher geſtellt: daß die Ueberlieferung ſelbſt nicht ohne einen zuſammenfaſſenden Verſtand denkbar iſt und daß die erſte Zuſammenfaſſung alle folgenden beherrſcht. Etwas unſicher ſcheint mir ſchon die weitere Theſis Droyſens zu ſein, daß der glücklichere Fall der wäre, wenn die Zuſammenfaſſung gleich vollzogen wurde, bevor noch die Wirkung einer Handlung erkannt wäre. Doch über dieſen Punkt ſpäter. Hier ſei zunächſt von der ordnenden oder zuſammenfaſſenden Hand die Rede, welche die Ueberlieferung ſozuſagen conſtituirt.

Nun iſt es ja ſehr natürlich, daß man in der Praxis des Geſchichtsbetriebes lieber im allgemeinen von dem Bericht ſpricht, als von dem Berichterſtatter. Dennoch aber darf nie vergeſſen werden, daß es einen Bericht ohne Berichterſtatter in der Wirklichkeit gar nicht gibt. Man bewegt ſich hier im Gebiete einer jener Abſtractionen, die nirgends ſo ſchädlich ſind, als in geſchichtlichen Dingen, weil hier ja nichts ohne ein handelndes und denkendes Subject vor ſich geht. Auch die erſte Zuſammenfaſſung der Ueberlieferung iſt nichts ſubjectsloſes, ſondern ſetzt einen ganz beſtimmten Menſchen einer beſtimmten Zeit, ein Product einer gewiſſen Generationenreihe, oder, um es beſtimmter auszudrücken, ein Individuum von gewiſſer Culturhöhe, Denkungsart, Empfindungen und Sinnen voraus. Wenn man ſich dächte, es wären zu allen Zeiten entweder nur Blinde oder Taube oder Stumme

auserſehen und berechtigt geweſen, Ueberlieferung zu ſchaffen, ſo würde die ganze Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag gewiſſe aus dieſen Eigenſchaften entſprungene Mängel behalten haben. Ebenſo iſt es mit den moraliſchen Eigenſchaften. Würden alle Ueberlieferungen von Lügnern herrühren, ſo wäre unſere ganze heutige Geſchichte eine Summe von Lügen. Dächte man ſich, daß alle Berichterſtatter Menſchenfeinde und Peſſimiſten geweſen wären, ſo würden ihre Zuſammenfaſſungen der Ueberlieferungen auch davon erfüllt ſein. Wie man ſich aber auch den Urheber der Ueberlieferung beſchaffen denkt, — man kann doch keinen Augenblick ſein Werk von ſeiner Perſon trennen. Die hiſtoriſche Ueberlieferung trägt daher den Charakter der Perſonen, und da dieſe Perſonen wieder nichts ſind, als die Reflexe einer ganzen Zeit und Generation, alſo auch den Charakter der Zeiten an ſich. Alle Ueberlieferung iſt menſchlich genau ſo beſchaffen, wie die Zeit, das Land, das Volk, die Perſon, von denen ſie herſtammt.

Je feſter mithin derjenige, der an dem Tiſche dieſer Ueberlieferung ſpeiſt, die Köche ins Auge gefaßt haben wird, welche die Speiſe zubereitet haben, deſto ſicherer und wahrſcheinlicher wird ihm das dargebotene Gaſtmahl munden können. Die Kenntnis der Köche iſt ſogar in der Geſchichtſchreibung nöthiger, als bei der ſonſtigen table d'hôte, obwohl man auch da nicht gerne genießt, wo man weiß, daß in der Küche Katzen für Haſen ausgegeben werden.

Mit dieſer Betrachtung, die man wegen ihres culinariſchen Beigeſchmacks gütigſt verzeihen möge, bin ich nun aber doch bei der Hauptſache angelangt, daß es ſich nämlich bei aller hiſtoriſchen Kritik nothwendig darum handelt, zu beſtimmen, was man ſich von den Menſchen denkt, die die Ueberlieferung im allgemeinen und im beſonderen zurecht gemacht haben. Und dieſer Fundamentalſatz gilt ganz ebenſo von Erzählungen wie von Beurkundungen, denn wenn man ſich alle Notare, alle Beamte eines Königs, alle Miniſter und alle Schreiber einfach für Spitzbuben vorſtellen wollte, ſo würde es natürlich wenig helfen, daß wir von Handlungen und Thaten auf Pergament geſchrieben leſen.

Es kommt eben ganz auf das Verhältnis des Kritikers zum Berichterſtatter an. Iſt dieſes ein feindſeliges und gehäſſiges, ſo kann ſich nicht viel Liebe im kritiſchen Urtheil zeigen. Iſt aber das

Verhältnis ein freundſchaftliches oder gar ein geheiligtes und am Ende auch noch ein gleichſam religiöſes, ſo wird das Vertrauen und die Glaubensſeligkeit bis in den höchſten Himmel emporſchnellen, wo man nur noch Engelchöre zu hören pflegt.

Alle hiſtoriſche Kritik iſt nichts anderes, als eine Sache des Vertrauens, welches der die Ueberlieferung der Geſchichte Empfangende zu dem dieſelbe darbietende zu faſſen vermag. Und erſt, wenn man dieſe Fundamentalwahrheit in die Tiefen des Gehirns und des Herzens aufgenommen hat, kann ein vernünftiges Geſpräch über Methode und über etwaige weitere Ueberlegungen geſchichtlicher Fragen von irgend einem Gewinn ſein.

Wer aber meint, von dieſen rein ſubjectiven Faktoren aller und jeder mit geſchichtlichen Dingen zuſammenhängenden Thätigkeit abſehen zu können, mag ſich ſehr objectiv, und höchſt wiſſenſchaftlich vorkommen, er wird aber doch nicht verhindern können, daß Schopenhauer anderer Anſicht war. Für den wahren Hiſtoriker hat dieſe Erkenntnis des völlig ſubjectiven Grundcharakters ſeiner ganzen Wiſſenſchaft nicht nur nichts abſchreckendes und niederdrückendes, ſondern etwas höchſt erhebendes, denn eben jetzt erſt, wo für den trockenen Formaliſten die Arbeit aufgehört hat, jetzt erſt bekommt ſie für den rückwärts gewendeten Propheten Sinn und Verſtand, jetzt erſt fängt für ihn die Arbeit an, jetzt erſt ſteigt das Gebäude der hiſtoriſchen Welt empor, die er ſeinen Mitmenſchen und ſeinen Nachkommen zur Erhebung aufzurichten im Stande iſt.

Doch ich will die Schritte meiner Darſtellung nicht übereilen. Noch gibt es eine Reihe von Beziehungen zwiſchen dem Kritiker und dem Ueberlieferer oder Erzähler, die zu beſprechen ſein werden, bevor die eigentliche bauende Thätigkeit des Forſchers zu betrachten kommt.

Wenn ich Droyſen recht verſtehe, ſo hält er es für den glücklicheren Umſtand, falls die Ueberlieferung von einem Geiſte durch Zuſammenfaſſung deſſen, was Gerücht und Meinung darbieten, in einem Momente vollzogen worden iſt, wo Rückſichten auf die Wirkung des Ereigniſſes noch nicht zu Tage getreten ſeien. Eine Anſicht von außerordentlicher Tiefe und Einſicht in das hiſtoriſche Werden aller Ueberlieferung, dennoch aber bin ich äußerſt zweifelhaft, ob man derſelben immer beiſtimmen könnte. Richtet man ſein Hauptaugenmerk

auf das Verhältnis des Kritikers zum Erzähler, so darf man Droysens Ansicht so erklären, daß der gleichsam naive, jeder Rücksicht auf die damit verbundenen Wirkungen bare Bericht den Vorzug verdiene vor der reflectirten und aus der Fülle der Anschauung von Ursache und Wirkung, Grund und Folge hervorgegangenen Zusammenfassung der Ueberlieferung. Wenn ich einen Vergleich wagen dürfte, der mir schon einmal früher zu Hilfe gekommen ist, so könnte ich sagen, Droysen zieht den natürlichen Lichtdruck der Handlung und der That der Kreidezeichnung, wenigstens bei dem Ursprung einer Ueberlieferung, vor.

Hierbei scheint mir nun das eine übersehen zu werden, daß auch bei der ersten Zusammenfassung kein bloß physikalischer Apparat wirksam ist, sondern immer wieder nur ein Organismus, von dem man die logisch wirkenden Fähigkeiten des Urtheils und des Schlusses auch dann nicht zu trennen vermag, wenn es zunächst scheinen würde, daß das psychologische Bedürfnis der Erkenntnis von Grund und Folge geschlummert hätte. Aber gerade die Erfahrungen des Historikers werden es verhindern, der sozusagen naiven Auffassung und Mittheilung ein auch nur einigermaßen günstiges Zeugnis auszustellen. Man findet vielmehr allemal bestätigt, daß die unmittelbarsten Mittheilungen von Thaten anderer Personen schon aus einem Gestrüppe von unwillkürlichen und latenten Rücksichten auf die Folgen der Sache erwuchsen und daß sie von einer bewußt und unbewußt vorhandenen Masse von allgemeinen und besonderen Vorurtheilen und Leidenschaften umgeben und beherrscht wurden. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint der unmittelbare Berichterstatter weit unfreier als der, welcher die Sache nach ihm und zu einer Zeit überlegt hat, wo schon durch die thatsächlichen Ergebnisse gesichert war, inwieweit die Zuthat von unwillkürlich in der Ueberlieferung zu Tage gekommenen Nebenumständen: Furcht und Hoffnung, Neigung und Abneigung begründet gewesen ist, oder nicht. Indem der Spätere mehr weiß, als der Frühere, ist er in der Lage, sich auch bestimmter und selbstbewußter von den Einflüssen frei zu machen, die die Auffassungsgabe des Zeitgenossen vermindern und selbst beschränken konnten. Wer die unmittelbarsten Berichte einer Begebenheit in Betracht zieht, bei der die Leidenschaften der Menschen in Bewegung

waren, weiß, daß kaum einer von den Einflüſſen frei geblieben iſt, die die Leidenſchaft ſelbſt hervorgebracht haben.

Eine der größten Belehrungen zur hiſtoriſchen Quellenkritik habe ich einmal durch einen bekannten Schlachtenmaler erhalten, der beſtrebt war, eine gewiſſe große That eines Cavallerieregimentes auf der Leinwand zu verewigen. Er hatte ſich zu dieſem Zwecke von einer Unzahl von Augenzeugen und Theilnehmern an dem Ereigniſſe Berichte verſchafft, die in allen Dingen eine ſolche unentwirrbare Fülle von Widerſprüchen und Unſinnigkeiten enthielten, daß der treffliche Künſtler ſchließlich geſtehen mußte, das Wahrſte an ſeinem Bilde habe ihm wahrſcheinlich ſeine eigene Phantaſie geliefert.

So ſteht es alſo mit dem urſprünglichen Bericht! Die Umſtände, welche jede Begebenheit begleiten, trüben das Auge des Erzählers, die Theilnahme, welche die Gegenwart dem Herzen der Menſchen abzwingt, entzieht die Freiheit und Unbefangenheit der Beobachtung. Der Nachkomme, der den Schmerz und die Freude der Zeit nicht theilt, iſt beſſer in der Lage, das Wahre zu ſehen. Nun iſt aber ſelbſtverſtändlich, daß der Nachkomme ſeine vortheilhaftere Stellung nicht dazu benutzen kann, dem Bericht des Ahnen Gewalt anzuthun. Es wird ihm daher nichts anderes übrig bleiben, als auch hier nach gewiſſen Kategorieen zu entſcheiden, die nicht aus dem Verhältnis des Berichterſtatters zum Gegenſtand, ſondern aus den geiſtigen Eigenſchaften des Erzählers in ſeinem Verhältnis zum ſpäteren Beobachter entnommen ſind. Der Geſcheidtere wird für den Geſcheidteren maßgebend ſein. Bei dem vorurtheilsloſen Manne wird der am meiſten Vertrauen finden, der die Sache am vorurtheilsloſeſten erzählt hat und dem Abergläubiſchen wird der Abergläubiſche am vertrauenswürdigſten erſcheinen. Im Laufe der Entwicklung einer Ueberlieferung aber wird der größtmögliche Grad von Klugheit und Unbefangenheit ſchließlich doch — man muß es wenigſtens hoffen — zum Siege kommen. Ich habe früher ſchon einmal[1] auf die geiſtige Ueberlegenheit des ſpäteren Berichterſtatters, gegenüber der Befangenheit des früheren aufmerkſam gemacht, keineswegs aber gemeint, daß das, was ich das Geſetz des geſcheidteren Mannes genannt habe, ſo

[1] Vorrede zum II. Bd. 3. Aufl. der Geſchichts-Quellen.

verstanden werden würde, als könnte ich behaupten wollen, daß jeder Spätere immer geschеidter sein müsse, als der Frühere. Ich wollte eben nur bemerkt haben, daß dem Späteren Vortheile gegeben sind, die dem Früheren fehlen. Wenn man heute im allgemeinen die Begebenheiten der Kreuzzüge richtiger zu überliefern in der Lage ist, als Wilhelm von Tyrus, so ist das eben eine Folge unserer freieren Anschauungen und unbefangeneren Gesinnungen.

Die kritische Erkenntnis von der Ueberlegenheit des geschеidteren Mannes, beziehungsweise von dessen größerer Vertrauenswürdigkeit schließt die Brauchbarkeit gleichzeitiger Berichte oder Ueberlieferungen wahrhaftig nicht aus, sondern sie bietet nur einen Maßstab dar, unter welchen jede Ueberlieferung fällt, mag dieselbe jünger oder älter sein. Es ist eben eine der wenigen Forderungen, die man als logische Postulate bezeichnen kann und welcher daher alle übrigen kritischen Erwägungen bei einer Ueberlieferung untergeordnet werden dürfen und müssen.

Volles Vertrauen zu einer Ueberlieferung kann nur aus der Kenntnis der Persönlichkeit erwachsen, die etwas überliefert. Zu einer höchsten Autorität, die etwas mitgetheilt hat, zeigt sich die Hingabe am unbedingtesten, ja sie kann eine Art von Fanatismus der Ueberzeugung bewirken, der mit nichts zu vergleichen ist. Das Amt des Historikers wird dagegen in dem Maße erschwert sein, in welchem die Nachrichten, die er empfängt, sich von den Personen trennen, die sie vertreten konnten. Nicht die formale Frage des Zeitpunktes, wann irgend eine Notiz aufgeschrieben ist, sondern die nicht zu besiegende Wißbegierde nach der Persönlichkeit des Urhebers ist es, was die vernünftige Kritik anstrebt. Sie wird sich daher in sehr vielen Fällen vollkommen befriedigt finden können, wenn sie irgendwo einen festen Punkt findet, auf welchem die Autorität gewurzelt ist. Denn das, was der wahre Historiker sucht, ist das Vertrauen zur gesicherten Autorität. Dies ist auch der einzige wissenschaftliche Grund, der der Urkunde ein so großes Uebergewicht über jede andere Art der Ueberlieferung gibt, weil hier die Autorität, die die Ueberlieferung darbietet — immer selbstverständlich die Untersuchung über die äußere Echtheit eines vorliegenden Gegenstandes vorausgesetzt — das größere Vertrauen beansprucht und erhält. Den

gleichen Vorzug besitzt für alle Welt die Geschichte der letzteren Jahrhunderte aus keinem anderen Grunde, als weil man die Persönlichkeiten aufs genaueste kennen kann, von welchen die Ueberlieferungen herrühren, während die Anonymität der Nachrichten, die mit den rückwärtsliegenden Jahrhunderten zunimmt, das Vertrauen stört und vermindert. Der ärgste historische Skepticismus hat sich naturgemäß dort am liebsten angebaut, wo man am wenigsten persönliche und am meisten anonyme Ueberlieferung hat. Die neuere und neueste Geschichte ist für den Zweifler weniger ergiebig, weil den Hyperkritiker auf Schritt und Tritt das lebendige Auge des Erzählers trifft und weil er den lächelnden Mund der Persönlichkeit scheut, die sich über seine Zweifelsseligkeit lustig macht. Hier läßt sich verhältnismäßig wenig skeptischer Lorbeer pflücken und die kritische Schule hat daher mit einer instinktiven Hartnäckigkeit dorthin den Schauplatz ihrer scharfsinnigen Uebungen am liebsten verlegt, wo man sich mit ganzer Lust den eitlen Siegen über eine anonyme und geistig unbeholfene Ueberlieferung hingeben konnte.

Indessen könnte ein wackerer Cultus der Autoritäten auch in diesen Zeiten geringwerthiger Ueberlieferungen immerhin die meisten Turniere der neueren Kritik überflüssig machen, wenn man sich einmal wieder darauf besonnen haben würde, daß die Geschichte nicht dazu da ist, den formalistischen Scharfsinn der Jünger der Wissenschaft zu üben und leuchten zu lassen, sondern dazu bestimmt ist, die Ueberlieferungen der cultivirten Welt dankbar zu erhalten. Der Unterschied der Aufgaben, die sich ergeben, sobald man in der Ueberlieferung als solcher den ganzen colossalen Culturwerth der Zeit erkannt hat, springt in die Augen. Ich weiß nicht, ob es am Platze ist, hier das geflügelte Wort von der nothwendigen Umkehr der Wissenschaften hervorzusuchen, es wird meiner Untersuchung bei denen besonders schaden, die sich in ihren eigenen Empfindungen längst im Stillen zu sagen pflegten, daß sie ihrerseits in eine Sackgasse gerathen sind. Ich hätte deshalb auch gar nichts dagegen, falls schon eine Formel gefunden werden müßte, wenn gesagt würde, mein Zweck sei auf die Umkehr der historischen Wissenschaft gerichtet gewesen.

Die historische Wissenschaft muß von dem Banne einer scholastischen Methode befreit werden, die das Interesse für dieselbe heute

schon ganz ertödtet haben würde, wenn nicht glücklicherweise immer noch eine Anzahl von großen, selbständig denkenden Geistern in der Nation die echten und guten Traditionen der Geschichtschreibung aufrecht gehalten hätte. Der Versuch, sich über die wahren Grundsätze derselben zu verständigen, den ich hier in Bezug auf das Erkenntnisprincip aller Historie gemacht habe, wäre eigentlich, ich weiß es, nicht nöthig, weil dieser Scholasticismus und Formalismus ohnehin in den letzten Zügen liegt und bald auch von selbst gestorben sein würde; aber ich denke doch, daß es sich lohnt, die Frage als einen allgemein giltigen Theil der Wissenschaftslehre zu behandeln und dadurch ein für allemal der geschichtlichen Wissenschaft wiederum ihre jetzt bestrittene Stellung im Gesammtgebiet der Wissenschaften zu gewinnen.

c) Handelnde Menschen und historische Motive.

Dem Inhalt der Erwägungen, die auf den folgenden Blättern vorgelegt werden sollen, entsprechend, habe ich das Capitel, welches ich der Geschichtschreibung Rankes in gleicher Richtung widmete, mit der Ueberschrift „Ideen und Ideenlehre" versehen. Daß sich der Begriff von dem, was bei dem Meister unter den welthistorischen Ideen zu verstehen ist, mit der Motivirung der Thatsachen deckte, glaube ich an jenem Orte umständlich gezeigt zu haben. Wenn ich jetzt zur Betrachtung der Methode schreite, durch welche allgemeingiltig auf die Feststellung der den historischen Dingen zu Grunde liegenden Ideen hingearbeitet werden kann, so glaube ich, daß durch die heute gebräuchliche Bezeichnung „Motivenforschung" von vornherein ein glücklicherer Gesichtspunkt gewonnen worden ist.

Die historisch-kritische Untersuchung wird durch die Motivenforschung auf eine allgemeinphilosophische Grundlage gestellt, von der man weiß, daß sie den Gegensatz zwischen Natur und Geist glücklich überwunden hat, bei welcher es aber zunächst schwer ist, sich auf ein durchgeführtes System zu stützen, solange der zweite Band von Diltheys epochemachendem Werke nicht erschienen ist. Dagegen ist mir vor kurzem eine kleinere Arbeit zugekommen, die, ich möchte fast

sagen, für meine Privatbedürfnisse der Methodik alles Philosophische, was derselben zu Grunde liegen kann, in einer ausgezeichneten und völlig erschöpfenden Weise löst und darlegt. Ich kann mich darauf beschränken, unter Hervorhebung der Hauptpunkte mich ein für allemal auf dieselbe zu berufen, und ich denke, daß meine Ausführungen nicht leicht irgendwo gegen die hier festgestellten philosophischen Grundlagen verstoßen werden. Paul Hinneberg nannte seinen klaren und einleuchtenden Vortrag: „Die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft".[1] Er führt darin den auch für die praktische Geschichtsforschung völlig beruhigenden Beweis von dem Zusammenwirken der Gesetzmäßigkeit und Willensfreiheit, welche letztere dem geschichtlichen Menschen unter allen Umständen durch die Möglichkeit des Wählens zwischen gleichzeitig gegebenen Größen geboten ist. Auf dieser Grundlage ist es ihm auch gelungen, in einer viel schärferen Weise als irgend einer seiner Vorgänger den Begriff dessen, was man geschichtlich unter Gesetz verstehen kann, zu fassen. Für meine Untersuchung ist durch diese Resultate wesentlich vorgearbeitet, und ich darf wenigstens jetzt mehr als früher hoffen, daß ich nicht mißverstanden werden dürfte, wenn ich zu den Aufgaben, die der großen

[1] In der kleinen Schrift ist ohnehin auch auf alle Arbeiten, die sich mit dem Gegenstand beschäftigen, so eingehend Rücksicht genommen, daß ich es auch hier, wie schon in den früheren Aufsätzen des I. Bändchens, vermeiden kann, Stellung zu den hervorragendsten Vertretern der Sozialwissenschaften zu nehmen. In gewisser Art leid hat es mir gethan, in der kleinen Schrift des scharfsinnigen jungen Denkers eine von der meinigen allerdings weit abweichende Ansicht über Carlyle ausgesprochen zu sehen, die vielleicht darauf beruht, daß der Verfasser die ganze Nichtigkeit des kritischen Scholasticismus noch nicht so vollständig durchdacht hat, als dieses Problem es erfordert. Gerade hierin zeigt sich die Bedeutung Carlyles, daß der kritische Scholasticismus von jeher eine instinctive Abneigung gegen diesen gewaltigen Geist hatte. Bezeichnend sagte mir ein in Staatskunst und Wissenschaft gleich hochstehender Mann noch neulich: „Etwas gleich großes wie Carlyle, den er jetzt erst im späteren Alter würdigen und genießen gelernt, besitze die deutsche Litteratur doch kaum." Sehr merkwürdig, daß man Carlyle in der Jugend weniger zu schätzen scheint; aber Erfahrung und Alter finden in dem herrlichen Genius Englands Trost und Erhebung. Hoffentlich läßt sich Herr Hinneberg gerade durch meine Ausführungen in diesem Buche ein wenig bekehren. Uebrigens ist es keine kleine Sache, zu sagen, daß man Carlyle auch nur nach der Zahl seiner Schriften kenne. Von vielen, welche geradezu kindliche Frechheiten gegen den großen Geschichtschreiber schleuderten, ist dies völlig zu läugnen.

und eigentlichen historischen Kritik gesetzt sind, vorzugsweise die Auffindung gewisser Gesetzmäßigkeiten rechne. Jedenfalls darf ich mich jetzt, wenn ich diese vielumstrittenen Fragen berühre, darauf berufen, daß es ganz in dem Sinne geschieht, in welchem Paul Hinneberg spricht.

Wenn man das weite, überaus mannigfaltige Gebiet historischer Ueberlieferungen durchstreift, so kann man den Vergleich mit einer Wanderung durch eine in der Natur vermuthlich nicht existirende Gegend wagen, wo Alpenlandschaft mit asiatischer Steppe wechselt. Es ist nichts so öde, traurig und hoffnungslos, als das Geschichtsbuch des einen, und wiederum kein Epos der Welt so ergreifend, vielgestaltig und erhaben, wie die schlichteste Erzählung des andern von der Welten wirklichem Lauf. Würde man nur die Geschichte betreiben, um ausschließlich psychologische Wirkungen und ethische Zwecke zu erreichen, so wäre die Kritik vor eine unendlich leichte Wahl gestellt und dürfte sich dabei noch eines Erfolges freuen, der ihr in der Allgemeinheit der Zielpunkte nie zu Theil werden kann. Man würde sich an eine gewisse Reihe von Ueberlieferungen halten, welche die menschlichen Schicksale ausschließlich zu ihrem Gegenstande gemacht haben und würde dadurch Erhebung des Geistes und Mitleid des Herzens schaffen, vielleicht auch gewisse ethische Aufgaben erfüllen: der Vaterlandsliebe, und den Tugenden der Familie und des Staates Vorschub leisten können. Aber diese Geschichte würde nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Zweckes geschrieben sein, sie wäre keine in sich selbst beruhende und begründete Wissenschaft zu nennen. Das, was den historischen Wissenschaften entnommen, was in ihnen gesucht werden muß, kann mithin nicht in deren psycholologischer und moralischer Wirkung erschöpft sein; die Wissenschaft stellt weitere Forderungen. Sie verlangt Erklärung der Ursachen dessen, was als Wirkung erscheint, sie verlangt auch hier, wenn sie Wissenschaft sein soll, die stricte Durchführung des Causalitätsgesetzes. Und indem sie alsbald die Wahrnehmung machen läßt, daß überhaupt alle Handlungen, von denen die Ueberlieferungen berichten, nur bis zu einem gewissen Grade Eigenthum und Folge des handelnden Subjects sind, in weit größerem Maße aber noch auf Voraussetzungen zurückführen, die ganz außerhalb des letzteren stehen, so breitet sich im Laufe der

immer erneuerten Ueberlieferung das Wissensbedürfnis der Causalität gegenüber allen übrigen Zwecken und Zielen derartig aus, daß sich der Geschichtschreiber schließlich zu der ungeheuren Idee emporgetragen meint, es komme ihm überhaupt nur darauf an, danach zu suchen, wie alles gekommen und geworden sei.

Auf dieser Höhe wissenschaftlicher Ansprüche und Wünsche können dem Kritiker die Ueberlieferungen fast nur noch wie die Versuchsfelder der landwirthschaftlichen Schule erscheinen; nicht die naive Wiedergabe dessen, was auf den Charakter des Zuhörers wirken kann, sondern die Feststellung der im besonderen, wie im allgemeinen entscheidenden Ursachen des Handelnden und des Gewordenen ist jetzt das Ziel. Und dieses Ziel, das nun die Hauptsache geworden ist, gestattet nicht mehr die einfache Wiederholung der Ueberlieferung, sondern fordert ihre wesentliche Veränderung, ihre — ich kann ohne das Fremdwort nicht deutlich genug sein — ihre Transformation.

Eine Transformation der Ueberlieferung zu dem Zwecke, um, ohne Schädigung der aus der Natur der Dinge entspringenden psychologisch-ethischen Wirkungen, den Causalzusammenhang der mitgetheilten Handlungen und Thaten zu zeigen, ist jetzt die Aufgabe der Kritik geworden. Und ich füge gleich ohne weiteres hinzu, es ist auch dasjenige, was man allein unter *historischer Kunst* verstehen kann. Denn ich gedenke mich nicht mit den Wortspielereien lange aufzuhalten, welche von einer banausischen Methodologie häufig geboten werden, um gleichsam denen, die wirklich Geschichte zu erzählen wissen, mit süßlich-saurer Miene durch das schöne Prädicat der Kunst ein Kratzfüßchen zu machen. Diese Art von Formulirungen dessen, was „*neben der Kritik*“ (!) das „ästhetische“, die „historische Kunst“ sein soll, muß jedem, der sich nur ein einzigesmal seiner historischen Production bewußt geworden ist, von so erheblicher Einfältigkeit erscheinen, daß man hier unmöglich ein tieferes Eingehn auf diese historiographisch-methodologischen Mißverständnisse verlangen kann. Wenn ich eine Ueberlieferung auf diejenigen Zwecke hin untersuche, die ich als die Aufgabe *der Darstellung* betrachte, so habe ich durch die Kritik die Ueberlieferung in eine Form gebracht, die mich zum *historischen* Künstler gemacht hat. Würde ich nicht bei der Ueberlieferung selbst geblieben sein, so wäre ich ja überhaupt kein

Hiſtoriker, ſondern ein Dichter. Und es iſt daher unbegreiflich, wie ein ſolcher Irrlichtertanz um die ſogenannte hiſtoriſche Kunſt aufgeführt werden kann, es wäre denn, daß man darunter die ſchriftſtelleriſche Geſchicklichkeit überhaupt verſtände, einen anſtändigen Stil zu ſchreiben, hübſch gleichlange Capitel zu bewirken, paſſende Ueberſchriften zu geben und dergleichen Dinge mehr, die ja freilich vielen Häuptern der „kritiſchen Schule“ auch ſchon meiſtens ſehr ſchwierig oder ganz unüberwindlich geweſen ſind.

Doch ich laſſe mich im Fortgang der Unterſuchung durch die untergeordnete Erwägung deſſen, was die methodologiſche Confuſion von hiſtoriſcher Kunſt bemerkt hat, hier nicht weiter ſtören, und kann nur bitten, daß man mir jetzt auf das Gebiet der Transformation der Ueberlieferung ſelbſt folge. Denn um die Gewinnung einer Erkenntnis handelt es ſich, die von der Ueberlieferung nicht ſelbſt dargeboten wird, aber doch in ihr liegen muß. Indem nun vor allem der Grund der überlieferten Handlung oder That geſucht wird, tritt fürs erſte in jedem Falle der Menſch hervor, wo es ſich um Hiſtorie im eigentlichen Sinn handelt. Kann der Menſch als ſolcher nicht die bewirkende Urſache geweſen ſein, ſo iſt zwar das überlieferte Ereignis möglicherweiſe auch von geſchichtlicher Wirkung, indem es den Menſchen oder die menſchliche Geſellſchaft in ein paſſives Verhältnis dazu ſetzt, aber es iſt nicht eigentlich Gegenſtand der hiſtoriſchen Unterſuchung oder Zweck der geſchichtlichen Erkenntnis. So, wenn z. B. erzählt wird, daß im Jahre 1346 ein großer Berg zuſammengeſtürzt ſei und ſich ein Thal gebildet habe, welches früher nicht beſtanden, oder daß in Baſel oder Liſſabon ein Erdbeben ſtattgefunden hat. Hier ſind Thatſachen gemeldet, deren Urſacherklärung gewiß niemand von einem Hiſtoriker verlangen wird. Anders aber, wenn erzählt wird, daß im 14. Jahrhundert an der Eiſack eine Straße gemacht worden iſt, durch die man viel raſcher aus Deutſchland nach Bozen und Trient kam, als es früher der Fall war: da kann ich über dieſen Straßenbau und ſeine Gründe nicht reden, ohne die Menſchen zu kennen, die ihn veranlaßt haben. Für die Geſchichte iſt alſo das Individuum Menſch der Maßſtab aller Dinge, weil in ihm der Grund aller für dieſe Wiſſenſchaft maßgebenden Dinge liegt. Das, was ſich als das Fundamentalprincip aller geſchichtlichen Forſchung

ergibt, ist die Erkenntnis, daß jede Untersuchung stets und immer nur auf dem Wege der menschlichen Besonderheit weiterschreiten kann. Die menschliche Individualität ist auf alle Fälle das Medium, durch welches sich alles ereignet hat, was die Geschichte zu wissen wünscht und untersucht, sie ist daher das nächste und erste Object der historischen Kritik, so gut wie der historischen Darstellung. Wie man sich auch dieses Wesen physiologisch und psychologisch beschaffen denken mag, soviel ist gewiß, daß es bei keiner Untersuchung eines historischen Thatbestandes hinweggedacht werden und daß bei keiner historisch zu beachtenden Handlung von demselben abgesehen werden kann, wie etwa bei der Berechnung der Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne die Frage, ob und wer darauf wohnt, völlig gleichgiltig ist.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß in der Theorie die Richtung der historischen Wissenschaften auf die Untersuchung des historischen Menschen von jedermann zugestanden werden dürfte; in der praktischen Anwendung und Durchführung historischer Methoden scheint mir aber allerdings in der Abstraction des historischen Individuums hie und da zu weit gegangen zu werden. Es versteht sich ja von selbst, daß das Zuständliche als Allgemeines gedacht, auch nur als Allgemeines geschildert werden kann, aber die überall durchschlagende Voraussetzung seiner Abhängigkeit von dem Individuellen bleibt hie und da bis zu einem Grade unbeachtet, wo entschieden das historische Interesse abbricht und die Grenze, die zwischen naturgeschichtlicher und historischer Betrachtung doch irgendwo liegen muß, offenbar übersprungen wird. Zuständlichkeiten an und für sich können niemals Object der Geschichtsforschung sein, denn da würde man ja bis zu Häckels Radiolarien fortschreiten müssen, deren höchst interessante Zuständlichkeit in mehreren Folianten beschrieben werden konnte. Dies also wäre selbst unsern Naturforschern sehr unangenehm, wenn sie die Grenzen der historischen Wissenschaft plötzlich so erweitert fänden. Zuständlichkeiten gehören als solche überhaupt nicht in die Geschichte, sondern nur als abstracter Ausdruck dessen, was der Mensch staatlich und gesellschaftlich hervorgebracht hat. Leute, welche aber nicht mehr die Fähigkeit besitzen, sich den Menschen auch noch da individuell zu vergegenwärtigen, wo die Dürftigkeit der Ueberlieferung ihn schon ganz zur Nebelmasse verduften ließ, werden das Zuständliche zwar mit

großer Fingerfertigkeit, aber gewöhnlich ohne jede Wirkung auf den Leser schildern. Der letztere stellt sich dann gemeiniglich gar nichts lebendiges mehr vor, trotz der schönsten kritischen Resultate.

Die erste und wichtigste Aufgabe der Kritik ist die Hervorhebung der historischen Persönlichkeit aus der Ueberlieferung. Zu dieser Kunst bedarf es nun mancherlei Hilfsmittel und wollte man die Methode, die man anzuwenden hat, um das lebendige Subject des Handelns aus der Ueberlieferung gewinnen zu können, systematisch beschreiben, so wäre es hier vielleicht mehr als irgendwo am Platze, von den Hilfswissenschaften der Geschichte zuerst zu sprechen. Denn die Gesichtspunkte, unter welchen die Ueberlieferungen zerlegt und zusammengefaßt zu werden vermögen, bezeichnen überall das Object, welches den Gegenstand der geschichtlichen Darstellung bildet. Untersucht man die historischen Ueberlieferungen auf ihren kirchlichen Gehalt hin, so muß das Resultat eine Kirchengeschichte sein, so gut wie der, welcher auf Recht oder Sitte hin analysirt, Rechts- und Sittengeschichte erhält. Die historische Ueberlieferung selbst sagt dem Forscher und Kritiker nichts über die Merkmale, an denen er das Kirchengeschichtliche, oder Rechts- oder Kunstgeschichtliche darin erkennen wird. Der Begriff dessen, was geschichtlich herausgegriffen werden soll, steckt, wie sich von selbst versteht, in dem forschenden und kritisirenden Historiker. Hätte er nicht anderswoher den Begriff von dem, was Recht oder Kunst ist, schon erworben, so würde ihn alle historische Ueberlieferung nichts darüber lehren. Sie ist stumm und spricht nur zu jenen, die schon wissen, was sie darin zu suchen haben und finden können.

Nun ist es aber eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Historiographie, daß die Ueberlieferungen seit unvordenklichen Zeiten unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet und durchforscht zu werden pflegten und die geschichtliche Wissenschaft in Folge dessen in eine ganze Reihe von Zweigen und Einzelwissenschaften zerfallen ist, nur der Mensch als solcher in der Totalität seiner geschichtlichen Erscheinung ist eigentlich selten so recht von den Historikern zum Hauptzweck der kritischen Untersuchung gemacht worden. Ja, man könnte fast sagen, der kranke Mensch hat manchmal mehr Interesse erregt, als der gesunde, denn die Geschichte des Heil-

verfahrens ist ebenso wie die Geschichte der Krankheiten oft als ein Gegenstand betrachtet worden, den man aus der Summe der Ueberlieferungen hervorzog. Und vollends ist ja Religion und Kirche stets ein so bevorzugtes Object kritischer Sonderung gewesen, daß es manchmal fast den Anschein gewann, als ob gerade nur diese eine Seite der Thätigkeit des Menschen historisches Interesse bieten könnte. Desgleichen haben auch die übrigen Facultäten sich ihre Riemen aus der unerschöpflichen Haut der historischen Ueberlieferungen herausgeschnitten und in jeder Facultät forschte und kritisirte jeder einzelne Wissenschaftszweig nach seiner Geschichte. Den Menschen in seiner Totalität historisch zu erschöpfen, ist immer nur ein Wunsch geblieben und wird es wohl auch immer bleiben. Was dagegen den politischen Menschen im engeren Sinne anbelangt, so wäre es gewiß eine unhaltbare Behauptung, wenn man sagen wollte, daß sich die Forschung nicht unendlich viel und sorgfältig und fast in erster Linie um ihn bekümmert hätte. Die Ueberlieferungen selbst waren schon in ihrem Ursprung hauptsächlich den Handlungen des socialen und politischen Menschen zugewendet. Was aber ein charakteristisches Merkmal aller Geschichtsforschung im engern Sinne des Wortes geblieben zu sein scheint, ist der Umstand, daß man allzu geneigt zu sein schien, auch hier noch den Totalbegriff des handelnden Subjects in möglichst viele Elemente zu zerlegen. Indem jeder Forscher glaubte, sich den Triebfedern des handelnden Subjects am meisten nähern zu können, wenn er dasselbe ganz und gar in die Beleuchtung seines besonderen Begriffs, bald der innern bald der äußern Staatsentwicklung, bald des Rechts und bald der Wirthschaftsfragen, zu stellen suchte, kam man alsbald auf einen Weg, der immer weniger entsprach. Durch die Specialisirung der Untersuchung wurden ja unsere Kenntnisse unendlich vermehrt und bereichert, aber die Erkenntnis der geschichtlichen Menschen im ganzen hielt bei dieser Zersplitterung des gesammten Ueberlieferungsschatzes wenigstens nicht in erwünschtem Maße Schritt.

Hier ist der Punkt, wo die historische Methode dadurch, daß sie sich auf ihre Zwecke und Ziele besinnt, einen großen Fortschritt zu machen vermöchte. Wenn die Ueberlieferung gezwungen werden soll, den ganzen Menschen, wie er geschichtlich wirksam war, wiederzugeben, so wird ihr dies durch eine Untersuchung abgetrotzt werden müssen,

die allen anderen Erwägungen vorhergehen muß. Und hierbei wird der Forscher mit dem natürlichsten beginnen und keine anderen Wege gehen können, als der Naturforscher bei der Classificirung seiner Arten gegangen ist. Soll es gelingen, im historisch-handelnden Menschen noch eine Charakterdifferenzirung zu entdecken, so kann dies nur durch eine Zusammenfassung aller Hilfsmittel bewerkstelligt werden, die die Ueberlieferung in Bezug auf körperliches wie geistiges darbietet. Deshalb darf man es als einen der größten Nachtheile einer zu geringen kritischen Betrachtung des Menschen in der Geschichte bezeichnen, wenn man nur äußerst selten in den Geschichtswerken — und gleichsam nur ausnahmsweise — von der Größe, Gestalt, Farbe, Gesichtsbildung historischer Personen ausreichendes erfährt. Ein Gefühl für diese Dinge, ein Bedürfnis des Wissens bestand ja allezeit und wird auch heute noch — zuweilen etwas speculationsmäßig — durch allerlei Abbildungen zu befriedigen gesucht. Ebenso wenig sorgfältig sind die Untersuchungen, die sich auf die Verwandtschaften und auf die geistigen Aehnlichkeiten beziehen, — von Müttern ist bekanntlich nur äußerst selten in der Geschichte die Rede. Hier dürfte es, wenn irgendwo, endlich Zeit sein, sich zu besinnen und zu fragen, was denn alle Kritik werth wäre, wenn man nicht über diese fundamentalen Thatsachen, diese natürlichsten Ursachen alles Werdens soviel wie nur irgend möglich entdecken sollte. Ich behaupte, daß man sich von jenen Personen in der Geschichte, deren Größe und Gestalt man nicht kennt, überhaupt immer nur eine dunkel Vorstellung machen wird. Die deutlichen Geschichtsvorstellungen fangen thatsächlich erst da an, wo man das Aussehen der Menschen zum mindesten in einigen ausgezeichneten Exemplaren kennen lernen kann. Die römische Geschichte seit Caesar ist allen Geschlechtern ein vertrauter Gegenstand geblieben, weil eine hinreichende Vorstellung von den hervorragendsten Menschen sich wach erhalten hat. Würde man nicht durch Grabdenkmäler wenigstens einigermaßen zur Versinnbildlichung der mittelalterlichen Physiognomie gekommen sein, so würde die dunkle Zeit noch viel unverständlicher geblieben sein; wer aber im Mainzer Dom den Erzbischof Siegfried mit seinen zwei Königlein an der Seite ansieht, kann sich etwas unter einem Erzbischof von Mainz vorstellen. Die Wissenschaft würde verlangen, daß von jeder

Individualität ein persönlicher Eindruck gewonnen werde, und so wäre es eine der lohnendsten Aufgaben, wenn endlich ein Regestenwerk nicht für die Urkunden, sondern für die äußeren Gestalten aller Regierenden und der ihnen nahe stehenden Personen von einem der Institute für Geschichte besorgt würde. Nichts ist charakteristischer für den Stand der historischen Kritik, als die Schwierigkeit, mit der heute noch der Forscher zu kämpfen hat, um eines Kaisers Aussehen richtig zu beschreiben, während dessen Urkunden fast alle in den getreuesten Abbildungen vorgelegt werden können.

Nicht aber die physische Persönlichkeit allein genügt für die Erkenntnis der geschichtlichen Dinge, erst aus der Verbindung mit dem Verständnis des gesammten geistigen Gehalts der Individualität entspringt der lebendige Quell des geschichtlichen Werdens. Die Menschen sind in ihrer Körperbeschaffenheit das Product vorhergegangener Generationen und sie sind in ihren geistigen Qualitäten, wie man zu sagen pflegt, Kinder ihrer Zeit. Soll der Grund des wirklichen Werdens gesucht werden, so kann keine Erfahrung die Grenzen überspringen, die in der historischen Erscheinung durch das physisch-geistige Doppelelement der menschlichen Natur ausgedrückt ist, denn was immer an Tendenzen und Zielpunkten im Leben der Völker zu Tage tritt, ist geschichtlich absolut undenkbar ohne das Zwischenglied, welches Mensch heißt. Deshalb insbesondere sind die Versuche meistens gescheitert, mit Außerachtlassung dieses Zwischengliedes die Entwicklung der geschichtlichen Dinge auf einen Zusammenhang von Gedanken zu gründen, nicht als ob dieselben in den Ueberlieferungen nicht ausgedrückt wären, sondern weil sie ja in der Wirklichkeit nur in der bestimmten Form eines individuellen Willens und einer persönlichen Handlung zum Ausdruck gekommen sind.

Wäre die geschichtliche Ueberlieferung nicht so gestaltet, daß sie Individualitäten zu erkennen und darzustellen gestattete, so würde es überhaupt thöricht sein, von Geschichte im engeren Sinne des Wortes zu sprechen. Was man besäße, wäre dann nichts als ein zeitlos ausgebreitetes Gedankenmeer, dessen Wellen sich von einem Ende zum andern im ewigen Wechsel drängen; das einzige, was der Philosoph zu thun vermöchte, wäre die Beobachtung der Gesetzmäßigkeit, mit der sich die Bewegung vollzieht.

Glücklicherweise ist die historische Ueberlieferung auch nicht von der Art, daß sie einen solchen Aufbau einer Welt von abgezogenen Gedanken nöthig machte, oder auch nur begünstigte. Vielmehr ist durch den Umstand, daß sich alle Ueberlieferung gleich in ihrem Ursprung an die handelnden Personen gehalten hat, so Maß wie Ziel der kritischen Erwägung vorgezeichnet. Es kommt nur darauf an, daß man sie genau darauf ansieht und untersucht.

Bei diesem Geschäft kann der Kritiker aber wieder nicht diejenigen Voraussetzungen entbehren, die ihn nur subjectiv befähigen, die Ueberlieferung zu benutzen. Seine Hilfsmittel sind dabei meistens aus einer Reihe von ganz anderen Erfahrungen gewonnen, wie denjenigen, die man im eigentlichen Sinne historische nennen dürfte. Seine Mittel, den Ueberlieferungen lebendige Menschen abzugewinnen, sind aus einer Reihe von Wissenschaften zu ziehen, die lediglich die allgemeine Kenntnis der thatsächlichen, geistigen und gesellschaftlichen Natur vermitteln. Hier kann nur der im wahren Vortheil sein, der die natürliche und geistige Beschaffenheit der Menschen am besten kennt und am meisten Erfahrungen darüber hat. Wenn ich von Anna Boleyn eine Ueberlieferung finde, wornach sie sechs Finger an der Hand gehabt haben soll, so kann ich mir als Historiker hieraus keinen Vers machen, ich muß einen Anatomen fragen, was er davon hält. Und wenn ich Ueberlieferungen finde, die ein unglaubliches Gedächtnis einzelner Menschen vorauszusetzen scheinen, so werde ich mich rechtzeitig vielleicht daran erinnern, einmal einen seltsamen Bibelgelehrten gesehen zu haben, der jemandem, der eine Nadel in die Bibel stach, sagen konnte, welche Worte durchlöchert worden seien. Dies sind lauter Erfahrungen, die unter dem landläufigen aber bezeichnenden Worte Menschenkenntnis bekannt sind, und die man freilich besitzen muß, wenn man aus den Ueberlieferungen von Karl dem Großen heraus bringen will, wie er wirklich beschaffen gewesen sein möchte. Hier bin ich in der Lage, entweder skeptisch verzichten oder zu meiner eigenen Kritik das Vertrauen haben zu müssen, aus einer Summe eigener Erfahrungen im Vergleiche zu den Ueberlieferungen das Wirkliche zu errathen. Mit anderen Worten, die Thätigkeit des Kritikers und Forschers muß jetzt potenzirt werden. Er muß zu dem Vertrauen in die Ueberlieferung auch noch das Vertrauen zu seinen

eigenen unmittelbaren Erfahrungen hinzufügen, um ſich zur Herſtellung und geiſtigen Erſchaffung eines Bildes zu erheben, von dem er gewiſſenhaft annehmen kann, daß es vielleicht der unbekannten Wirklichkeit entſprechen dürfte.

Erſt wenn jemand ſo glücklich iſt, eine Schöpfung dieſer Art in ſich vollzogen zu haben, kann er daran gehen, die Motive der Handlung dieſes Weſens zu unterſuchen. Hierbei nun iſt das Verfahren, ſo ungeheuer verantwortlich es auch ſein mag, verhältnismäßig leichter. Hier läßt ſich wirklich von einigen Geſetzen ſprechen, die der einzuſchlagenden Methode eine gewiſſe Sicherheit verleihen. So ſehr ich mich mit dieſen Erwägungen den höchſten und kühnſten Problemen der hiſtoriſchen Kritik genähert habe, ſo ſelbſtverſtändlich ſcheinen mir die Schlüſſe, die aus dem früher Vorgetragenen ſich ergeben. Ich kann mich daher über die Motivenforſchung in der Geſchichte — im engeren Sinne des Wortes verſtanden — jetzt vielleicht ganz kurz faſſen. Das Weſentliche, was zu ſagen iſt, hat der Kenner Rankes ohnehin ſchon gleichſam mitempfunden, wenn er ihn die leitenden Ideen der Weltgeſchichte entwickeln ſah.

Worin vielleicht um einen kleinen Schritt in der Anwendung der ſicheren Methode über Ranke hinaus zu gehen ſein dürfte, iſt nichts, was dem Meiſter fremd geweſen wäre, es lag nur nicht ſo recht in ſeiner Natur, ausgiebigeren Gebrauch davon zu machen. Er hat der phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen nach Art ſeines Zeitalters überhaupt eine zu geringe Antheilnahme an den Wirkungen der Geſchichte zugeſchrieben, und ihr vielleicht auch ſeinerſeits ein zu geringes Intereſſe geſchenkt. Gleichwohl braucht man kein Anhänger gewiſſer Theorieen zu ſein, welche den Verbrecher nur für irrſinnig erklären, um einzuſehen, daß der Meiſter ſich gerne von dem Natürlichen loslöſt und oft mit einem gewaltigen Anlauf und Satz ins Geiſterreich hinüberſpringt. Er will damit nicht, wie ich ſchon oben gezeigt habe, in die Wilhelm von Humboldtſche Ideenrepublik eintreten, aber er will zuweilen dem Leſer die Mühe erſparen, ſich recht beſtimmt die Körper vorzuſtellen, in denen die Ideen wohnen. Dies iſt der einzige Unterſchied zwiſchen dem, was Rankes hiſtoriographiſche Praxis war, und dem, was eine ſtrengere Methodologie vielleicht noch fordern könnte.

Auch bei der Feststellung des im Willen der handelnden Personen zum Ausdruck gekommenen Gedankens ist wohl eine zu große Berücksichtigung des Individuums in seiner Ganzheit nicht leicht denkbar, denn soviel ist gewiß, daß die Idee als solche in der Welt nur als That erscheinen kann, wenn sie in dem Wollen des Handelnden liegt. Wie viel oder wenig Freiheit man dem geschichtlichen Willen auch zuschreiben möchte, daß eine Handlung erfolgt, dazu ist unter allen Umständen nicht nur der Begriff des Menschen, sondern die wirklich concrete Persönlichkeit nöthig. Ohne nun die Probleme des menschlichen Wesens und Seins in ihren verschiedenen Richtungen durch die historische Forschung lösen zu wollen, wird man doch zur Erklärung dessen, was die Persönlichkeit geleistet hat, unterscheiden können zwischen dem, was sie im Verhältnis zu anderen sich angeeignet oder abgelehnt hat. Ganz abgesehen von der Frage der Freiheit, kann thatsächlich nicht geläugnet werden, daß Gedanken und Willensrichtungen in jeder historischen Persönlichkeit vorhanden sind, die sie mit vor ihr oder mit ihr lebenden theilt und wieder andere, die ihr fremd geblieben oder die sie abgestoßen hat. Alle Handlungen sind mithin entweder durch Aufnahme oder Ablehnung dessen, was vorhanden ist, motivirt. Der menschliche Wille ist durch die Thatsache der Vererbung und Abstoßung in jedem einzelnen bedingt.

Betrachtet man mithin den Menschen als solchen in erster Linie als das Object der historischen Untersuchung, so stellt sich die unabweisbare Forderung heraus, in jeder Individualität das Ererbte und Abgelehnte nachzuweisen. Alle Erkenntnis des durch menschliches Vollbringen bedingten Werdens beruht auf der Feststellung von Vererbung und Abstoßung. Und da die Geschichte, wie nachgewiesen, es nur mit dem ganzen Menschen zu thun haben kann, so kann es auch nicht genügen, seinen hereditären Besitz bloß in geistiger Beziehung zu betrachten. Die Vererbungsfrage ist der Schlüssel zu der gesammten Motivenforschung der Geschichte, und ihre Wichtigkeit wird dadurch, daß sie nur ein halbes Resultat ergeben kann, nicht verringert; vielmehr kann methodologisch zur Erklärung weiterer Probleme erst dann geschritten werden, wenn man dessen sicher ist, daß auf dem Wege der Vererbung eine Handlung oder Thatsache nicht ausschließlich erklärt werden könnte. Betrachtet man die Handlungen

einer politiſchen Perſönlichkeit, ſo findet man, daß das meiſte hervorgerufen und bedingt war durch Umſtände, die dem Individuum gegeben waren, aber es bleibt häufig ein Reſt, zu deſſen Motivirung durchaus die Annahme von etwas neuem, noch nicht vorhandenem nöthig iſt. Ich glaube nicht zu Beiſpielen greifen zu müſſen. Jedes Blatt der Geſchichte zeigt Menſchen, die zum großen Theil nach den Motiven handeln, die ihnen vererbt worden waren, aber an einer gewiſſen Stelle tritt etwas hinzu, was vorher nicht war, und daher nicht aus dem Erbſchaftsſchatz bezogen worden iſt. In dieſem Falle wirkt alſo etwas ſchöpferiſches mit, was gleichſam aus der künſtleriſchen Natur des menſchlichen Weſens hervorgekommen iſt, und entweder im Widerſpruch zu dem Geerbten ſteht oder dasſelbe modificirt. Die hiſtoriſche Kritik iſt jetzt genöthigt, dem ſchon bekannten Fond von Motiven etwas neues hinzuzufügen, was nicht minder Motiv geweſen iſt als das frühere.

Bringt man dieſe Beobachtungen auf allgemeine Ausdrücke, ſo iſt zu ſagen: die Ideen, die in den hiſtoriſchen Willensacten zum Ausdruck gekommen ſind, ſammeln ſich zu einem Schatz, welcher theils vererbt, theils abgeſtoßen worden iſt, aber in jedem Augenblicke vermehrt ſich das, was wieder weiter vererbt werden kann, d. h. es entſtehen neue Gedanken. Die Frage, wie dieſe Schöpfungen des menſchlichen Genius überhaupt in die Welt gekommen oder geſchichtlich möglich geworden ſind, wird kaum durch irgend eine hiſtoriſche Unterſuchung gelöſt werden. Sehr verſchieden erklären ſich die hiſtoriſchen Denker dieſen Vorgang und der Meiſter, deſſen tiefer Geiſt mich in dieſen Blättern am meiſten beſchäftigt hat, ſcheint ſich manchmal eine Art von Syſtem zurechtgelegt zu haben, welches, wie ich ſchon früher zeigte, an die Dialektik der früheren Philoſophie doch etwas erinnert. Denn gerne möchte er annehmen, daß durch die Abſtoßung einer Ueberlieferung — durch den Widerſpruch — etwas entſteht, was ſich an die Stelle des Widerſprochenen ſetzen und dadurch ein Motiv herbeiführen werde, das vorher unbekannt war. Ich weiß nun nicht, ob es eigentlich hiſtoriographiſch nöthig iſt, den Entſtehungsgrund der neuen Ideen oder Motive zu erforſchen. Die Geſchichte darf ihre Miſſion für erfüllt erachten, wenn ſie aus der Fülle der Ueberlieferungen die Stellen nachzuweiſen im Stande iſt, wo die neuen Motive eintraten, die ſich

nicht aus der Vererbung erklären ließen. Sollte man aber an den Geschichtsforscher diese hohe, gleichsam ins philosophische Gebiet unmittelbar hinübergreifende Forderung stellen wollen, so müßte doch jedenfalls anerkannt werden, daß sich dadurch seine Wissenschaft zu einer Gesammtauffassung alles dessen ausdehnen würde, was der denkende menschliche Geist jemals hervorgebracht hat.

Ich meine, daß sich das Gebiet des Historikers und der historischen Kritik enger fassen läßt. Es kann doch nur die Erklärung jener Handlungen verlangt werden, die sich aus der Ueberlieferung als auf den Staat und die Gesellschaft gerichtet hervorheben lassen. Ist der Kritik gelungen, das Motiv für die Handlung aus irgend einem andern Gebiete zu begründen, so scheint mir die historische Arbeit gethan. Man setze den Fall, daß Wallenstein aus den Sternen seinen Sturz von Regensburg erkannt hat, — so sehen wir ihn in Ideen sich bewegen, die ihm vererbt worden sind. Die Astrologie hat aber ihre Geschichte, und es ist irgendwo eine Generation und endlich ein Individuum zu finden, welches die planetarischen Beziehungen auf den Menschen und sein Schicksal zuerst behauptet hat; soll mir nun die Verpflichtung erwachsen, um Wallensteins Verhalten zu erklären, auf den Ursprung der Astrologie zurückzugehn? Ich denke, daß hier die Arbeitstheilung der Wissenschaften sich als nothwendig aufdrängt, und daß es eine erkünstelte Schwierigkeit wäre, wenn man meinte, Motivenforschung sei nur erreichbar, wenn man den Grund für die Entwicklungen des Geistes überhaupt auffände.

Für den bescheideneren Standpunkt des Historikers gibt es eine Grenze, wo seine Wissenschaft sich demüthig verneigt und verneigen darf, weil dieselbe durch ein so erhabenes und einziges Moment bezeichnet ist, daß alles Glück des Menschenherzens dahin drängt, wo der Quell des immer neu sich gebärenden Lebens aus dunkler Tiefe hervorbricht. Die unstillbare Hoffnung, die selbst der Zweifler an dem ewigen Fortschritt nicht zurückweist, daß doch dem Bessern sich die Wege der Geschichte öffnen, — sie blickt entsagungsvoll und doch begeistert nach dem ewigen Borne, den man den Genius im Menschen nennt, und der sich an die Grenze aller Geschichtsforschung stellt, um zu sagen: hier verehre und verstumme! Es ist der Segensspruch, den dieser Genius des Menschen selbst dem Manne auf den

ergibt, ist die Erkenntnis, daß jede Untersuchung stets und immer nur auf dem Wege der menschlichen Besonderheit weiterschreiten kann. Die menschliche Individualität ist auf alle Fälle das Medium, durch welches sich alles ereignet hat, was die Geschichte zu wissen wünscht und untersucht, sie ist daher das nächste und erste Object der historischen Kritik, so gut wie der historischen Darstellung. Wie man sich auch dieses Wesen physiologisch und psychologisch beschaffen denken mag, soviel ist gewiß, daß es bei keiner Untersuchung eines historischen Thatbestandes hinweggedacht werden und daß bei keiner historisch zu beachtenden Handlung von demselben abgesehen werden kann, wie etwa bei der Berechnung der Umlaufszeiten der Planeten um die Sonne die Frage, ob und wer darauf wohnt, völlig gleichgiltig ist.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß in der Theorie die Richtung der historischen Wissenschaften auf die Untersuchung des historischen Menschen von jedermann zugestanden werden dürfte; in der praktischen Anwendung und Durchführung historischer Methoden scheint mir aber allerdings in der Abstraction des historischen Individuums hie und da zu weit gegangen zu werden. Es versteht sich ja von selbst, daß das Zuständliche als Allgemeines gedacht, auch nur als Allgemeines geschildert werden kann, aber die überall durchschlagende Voraussetzung seiner Abhängigkeit von dem Individuellen bleibt hie und da bis zu einem Grade unbeachtet, wo entschieden das historische Interesse abbricht und die Grenze, die zwischen naturgeschichtlicher und historischer Betrachtung doch irgendwo liegen muß, offenbar übersprungen wird. Zuständlichkeiten an und für sich können niemals Object der Geschichtsforschung sein, denn da würde man ja bis zu Häckels Radiolarien fortschreiten müssen, deren höchst interessante Zuständlichkeit in mehreren Folianten beschrieben werden konnte. Dies also wäre selbst unsern Naturforschern sehr unangenehm, wenn sie die Grenzen der historischen Wissenschaft plötzlich so erweitert fänden. Zuständlichkeiten gehören als solche überhaupt nicht in die Geschichte, sondern nur als abstracter Ausdruck dessen, was der Mensch staatlich und gesellschaftlich hervorgebracht hat. Leute, welche aber nicht mehr die Fähigkeit besitzen, sich den Menschen auch noch da individuell zu vergegenwärtigen, wo die Dürftigkeit der Ueberlieferung ihn schon ganz zur Nebelmasse verduften ließ, werden das Zuständliche zwar mit

großer Fingerfertigkeit, aber gewöhnlich ohne jede Wirkung auf den Leser schildern. Der letztere stellt sich dann gemeiniglich gar nichts lebendiges mehr vor, trotz der schönsten kritischen Resultate.

Die erste und wichtigste Aufgabe der Kritik ist die Hervorhebung der historischen Persönlichkeit aus der Ueberlieferung. Zu dieser Kunst bedarf es nun mancherlei Hilfsmittel und wollte man die Methode, die man anzuwenden hat, um das lebendige Subject des Handelns aus der Ueberlieferung gewinnen zu können, systematisch beschreiben, so wäre es hier vielleicht mehr als irgendwo am Platze, von den Hilfswissenschaften der Geschichte zuerst zu sprechen. Denn die Gesichtspunkte, unter welchen die Ueberlieferungen zerlegt und zusammengefaßt zu werden vermögen, bezeichnen überall das Object, welches den Gegenstand der geschichtlichen Darstellung bildet. Untersucht man die historischen Ueberlieferungen auf ihren kirchlichen Gehalt hin, so muß das Resultat eine Kirchengeschichte sein, so gut wie der, welcher auf Recht oder Sitte hin analysirt, Rechts- und Sittengeschichte erhält. Die historische Ueberlieferung selbst sagt dem Forscher und Kritiker nichts über die Merkmale, an denen er das Kirchengeschichtliche, oder Rechts- oder Kunstgeschichtliche darin erkennen wird. Der Begriff dessen, was geschichtlich herausgegriffen werden soll, steckt, wie sich von selbst versteht, in dem forschenden und kritisirenden Historiker. Hätte er nicht anderswoher den Begriff von dem, was Recht oder Kunst ist, schon erworben, so würde ihn alle historische Ueberlieferung nichts darüber lehren. Sie ist stumm und spricht nur zu jenen, die schon wissen, was sie darin zu suchen haben und finden können.

Nun ist es aber eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Historiographie, daß die Ueberlieferungen seit unvordenklichen Zeiten unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet und durchforscht zu werden pflegten und die geschichtliche Wissenschaft in Folge dessen in eine ganze Reihe von Zweigen und Einzelwissenschaften zerfallen ist, nur der Mensch als solcher in der Totalität seiner geschichtlichen Erscheinung ist eigentlich selten so recht von den Historikern zum Hauptzweck der kritischen Untersuchung gemacht worden. Ja, man könnte fast sagen, der kranke Mensch hat manchmal mehr Interesse erregt, als der gesunde, denn die Geschichte des Heil-

verfahrens ist ebenso wie die Geschichte der Krankheiten oft als ein Gegenstand betrachtet worden, den man aus der Summe der Ueberlieferungen hervorzog. Und vollends ist ja Religion und Kirche stets ein so bevorzugtes Object kritischer Sonderung gewesen, daß es manchmal fast den Anschein gewann, als ob gerade nur diese eine Seite der Thätigkeit des Menschen historisches Interesse bieten könnte. Desgleichen haben auch die übrigen Facultäten sich ihre Riemen aus der unerschöpflichen Haut der historischen Ueberlieferungen herausgeschnitten und in jeder Facultät forschte und kritisirte jeder einzelne Wissenschaftszweig nach seiner Geschichte. Den Menschen in seiner Totalität historisch zu erschöpfen, ist immer nur ein Wunsch geblieben und wird es wohl auch immer bleiben. Was dagegen den politischen Menschen im engeren Sinne anbelangt, so wäre es gewiß eine unhaltbare Behauptung, wenn man sagen wollte, daß sich die Forschung nicht unendlich viel und sorgfältig und fast in erster Linie um ihn bekümmert hätte. Die Ueberlieferungen selbst waren schon in ihrem Ursprung hauptsächlich den Handlungen des socialen und politischen Menschen zugewendet. Was aber ein charakteristisches Merkmal aller Geschichtsforschung im engern Sinne des Wortes geblieben zu sein scheint, ist der Umstand, daß man allzu geneigt zu sein schien, auch hier noch den Totalbegriff des handelnden Subjects in möglichst viele Elemente zu zerlegen. Indem jeder Forscher glaubte, sich den Triebfedern des handelnden Subjects am meisten nähern zu können, wenn er dasselbe ganz und gar in die Beleuchtung seines besonderen Begriffs, bald der innern bald der äußern Staatsentwicklung, bald des Rechts und bald der Wirthschaftsfragen, zu stellen suchte, kam man alsbald auf einen Weg, der immer weniger entsprach. Durch die Specialisirung der Untersuchung wurden ja unsere Kenntnisse unendlich vermehrt und bereichert, aber die Erkenntnis der geschichtlichen Menschen im ganzen hielt bei dieser Zersplitterung des gesammten Ueberlieferungsschatzes wenigstens nicht in erwünschtem Maße Schritt.

Hier ist der Punkt, wo die historische Methode dadurch, daß sie sich auf ihre Zwecke und Ziele besinnt, einen großen Fortschritt zu machen vermöchte. Wenn die Ueberlieferung gezwungen werden soll, den ganzen Menschen, wie er geschichtlich wirksam war, wiederzugeben, so wird ihr dies durch eine Untersuchung abgetrotzt werden müssen,

die allen anderen Erwägungen vorhergehen muß. Und hierbei wird der Forscher mit dem natürlichsten beginnen und keine anderen Wege gehen können, als der Naturforscher bei der Classificirung seiner Arten gegangen ist. Soll es gelingen, im historisch-handelnden Menschen noch eine Charakterdifferenzirung zu entdecken, so kann dies nur durch eine Zusammenfassung aller Hilfsmittel bewerkstelligt werden, die die Ueberlieferung in Bezug auf körperliches wie geistiges darbietet. Deshalb darf man es als einen der größten Nachtheile einer zu geringen kritischen Betrachtung des Menschen in der Geschichte bezeichnen, wenn man nur äußerst selten in den Geschichtswerken — und gleichsam nur ausnahmsweise — von der Größe, Gestalt, Farbe, Gesichtsbildung historischer Personen ausreichendes erfährt. Ein Gefühl für diese Dinge, ein Bedürfnis des Wissens bestand ja allezeit und wird auch heute noch — zuweilen etwas speculationsmäßig — durch allerlei Abbildungen zu befriedigen gesucht. Ebenso wenig sorgfältig sind die Untersuchungen, die sich auf die Verwandtschaften und auf die geistigen Aehnlichkeiten beziehen, — von Müttern ist bekanntlich nur äußerst selten in der Geschichte die Rede. Hier dürfte es, wenn irgendwo, endlich Zeit sein, sich zu besinnen und zu fragen, was denn alle Kritik werth wäre, wenn man nicht über diese fundamentalen Thatsachen, diese natürlichsten Ursachen alles Werdens soviel wie nur irgend möglich entdecken sollte. Ich behaupte, daß man sich von jenen Personen in der Geschichte, deren Größe und Gestalt man nicht kennt, überhaupt immer nur eine dunkel Vorstellung machen wird. Die deutlichen Geschichtsvorstellungen fangen thatsächlich erst da an, wo man das Aussehen der Menschen zum mindesten in einigen ausgezeichneten Exemplaren kennen lernen kann. Die römische Geschichte seit Caesar ist allen Geschlechtern ein vertrauter Gegenstand geblieben, weil eine hinreichende Vorstellung von den hervorragendsten Menschen sich wach erhalten hat. Würde man nicht durch Grabdenkmäler wenigstens einigermaßen zur Versinnbildlichung der mittelalterlichen Physiognomie gekommen sein, so würde die dunkle Zeit noch viel unverständlicher geblieben sein; wer aber im Mainzer Dom den Erzbischof Siegfried mit seinen zwei Königlein an der Seite ansieht, kann sich etwas unter einem Erzbischof von Mainz vorstellen. Die Wissenschaft würde verlangen, daß von jeder

IV.

Ueber den Geſchichtsunterricht.

A. Allgemeines.

Auf der Höhe principieller Betrachtungen, auf der ich mich in den voranſtehenden Blättern zu halten bemüht war, entgeht man ſelten dem Vorwurf, daß die Fragen, die für die unmittelbaren Bedürfniſſe des Wiſſenſchaftsbetriebs entſcheidend ſind, kaum ins Auge gefaßt worden ſeien. Ich wünſchte faſt, man möchte auch über meine methodologiſchen Erörterungen nicht anders geurtheilt haben. Es lag mir wenigſtens ganz ferne, bei der Feſtſtellung der Grundlagen, auf denen das hiſtoriſche Wiſſen ein für allemal beruht, an die praktiſche Thätigkeit jener zu denken, die ſich damit beſchäftigen, jüngere Männer in das Studium der Geſchichte einzuführen. Es wird darin ſo vieles treffliche geleiſtet, daß es in der That wenig Nutzen hätte, ſich in Unterſuchungen hierüber einzulaſſen. Wenn etwas durch die Voranſtellung der höchſten Principien des hiſtoriſchen Wiſſens in Abſicht auf den allgemeinen Betrieb hiſtoriſcher Studien geſagt ſein ſollte, ſo könnte es höchſtens nur die Warnung geweſen ſein, daß man nicht zu große Erwartungen von dem, was in der Geſchichtswiſſenſchaft überhaupt in Abſicht auf ſchriftſtelleriſche Leiſtung gelehrt werden kann, hegen dürfte.

Wenn ich mich nun anſchicke, dennoch über den Geſchichtsunterricht zum Schluſſe einiges zu bemerken, ſo muß ich von vornherein erklären, daß ich es hiebei ſo wenig wie in Betreff der Forſchung darauf abgeſehen habe, die Lehrweiſe des Gegenſtandes im einzelnen zu erörtern. Es ſcheint mir richtig, daß für die Didaktik eine ge-

wiſſe fachliche Erörterung über das Weſen und die Ziele der Geſchichtswiſſenſchaft als ſolcher nicht unnützlich ſein möchte, aber wenn meine Auffaſſung von dieſen Dingen im Gegenſatz zu dem, was darin geübt wird, ſtehen ſollte, ſo bin ich mir doch keinerlei Unterſchätzung des niedern wie des höhern Geſchichtsunterrichts bewußt. Dagegen möchte ich vermuthen, daß in der Geſchichtswiſſenſchaft ſelbſt der Grund einer gewiſſen Ungleichheit deſſen liegt, was man zum Gegenſtande der Unterweiſung zu machen pflegt. Denn die Frage, was man hier als Zweck anzuſehen habe, läßt ſelbſtverſtändlich eine viel mannigfaltigere Beantwortung zu, als etwa in der Mathematik, wo man zwar darüber ſtreiten kann, auf welcher Stufe des allgemeinen Unterrichts die Gleichungen zweiten Grades gelehrt werden ſollen, aber wenn ſie gelehrt werden, ſo kann über die Art des Verfahrens keine Urtheilsverſchiedenheit ſtattfinden. In der Geſchichtswiſſenſchaft iſt dagegen alles einzelne von den Geſichtspunkten abhängig, unter denen man ihr Weſen und ihre Ziele überhaupt auffaßt, und eine falſche Vorausſetzung in Hinſicht deſſen, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande iſt, kann vielleicht die Quelle des minderen Erfolgs einer Unterweiſung geweſen ſein, die an und für ſich die beſte war. Wenn in andern Wiſſenſchaften der Lehrer auf die Unumſtößlichkeit ſeiner Lehrſätze bauen und pochen kann und vielleicht deſto beſſere Ergebniſſe erzielt, je gewiſſer er auftritt, ſo kann möglicherweiſe und mit allem Grund ein allzu ſicherer Ton des Geſchichtsunterrichts eine umgekehrte Wirkung hervorrufen, denn alle geſchichtliche Erkenntnis beruht auf einer Vertrauensleiſtung.

Wenn ſchon im Begriff und Charakter der Geſchichte als Wiſſenſchaft ſeit ewigen Zeiten eine Unſicherheit lag, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß die Meinungen der Pädagogen hier mehr als anderswo darüber auseinandergingen, was mit dieſem Gegenſtande überhaupt anzufangen ſein möchte. Es fehlen aber die in der Sache liegenden Handhaben, um dem Unterrichte eine auch nur einigermaßen entſprechende Gleichmäßigkeit und Zweckbewußtheit zu geben und obwohl ich mich durchaus nicht rühmen dürfte, auf dieſem fruchtbarſten aller ſchriftſtelleriſchen Felder Deutſchlands irgend ausreichende Kenntniſſe zu beſitzen, ſo wird die Behauptung doch wohl keinen Widerſpruch finden, daß die Zweckvorſtellungen des geſchichtlichen

Unterrichts in der philosophischen und pädagogischen Litteratur doch recht mannigfaltige zu sein scheinen. Bei einer großen Gruppe von Philosophen war das Ansehen, welches die Geschichte als Wissenschaft genoß, überhaupt zu keiner Zeit ein sehr großes. Das erleuchtete System, auf welchem die pädagogischen Wissenschaften sich heute besonders aufzubauen pflegen, bringt der Geschichte sein hervorragendes Interesse nur als allgemeinem Bildungsmittel entgegen und was man aus Herbarts unvergänglichen Werken unmittelbar über Geschichte zu entnehmen hat, darf wohl als etwas dürftig bezeichnet werden.[1] Im Gegensatze hierzu haben die idealistischen Systeme der Geschichtswissenschaft einen Stempel aufgedrückt, dessen Verwerthung für den Unterricht heute von niemandem gewünscht wird. Man gelangte auf diese Art zu einer pädagogischen Auffassung von Geschichte, die sich immer mehr und mehr von dem Selbstzweck dieser Wissenschaft entfernte. Schließlich machte es den Eindruck, als ob dieselbe, wenigstens so weit sie für den Unterricht in Betracht käme, lediglich im Dienste anderer Aufgaben stände.

Wenn man an einem Gegenstande keinen ersichtlichen inneren Grund findet, warum er dem reichen Fond des Unterrichtsbetriebes einzuverleiben wäre, so stellt sich häufig die Vorstellung des allgemeinen sittlichen Zwecks, der sittlichen Bildung, der Erhebung des Charakters und ähnliches als willkommenes Auskunftsmittel ein. Ich für meinen Theil will gegen diese pädagogischen Erwägungen durchaus nicht einen Kampf eröffnen, gestehe aber ganz offen, daß ich mich, nachdem ich doch durch fast vierzig Jahre hindurch gar nichts auf der weiten Welt zu thun hatte, als historische Bücher zu lesen und zu schreiben, doch sehr wundere, wie jemand die Hoffnung hegen mag, im Wege der Geschichtskenntnis das sittliche Bewußtsein im Menschen auf eine wesentlich höhere Stufe emporzubringen. Jedenfalls scheint mir dieser

[1] Ich entnehme aus der mir handschriftlich vorliegenden Correspondenz zwischen Gustav Hartenstein und meinem Schwiegervater F. Lott die bemerkenswerthe Thatsache, daß Herbart sich übrigens längere Zeit mit dem Gedanken trug, selbst eine Philosophie der Geschichte zu schreiben. Sie würde sich offenbar in vollen Gegensatz zu den idealistischen Systemen gesetzt haben, und man darf sich hier an manche vortreffliche Aeußerung Herbarts über den Unterricht der Geschichte im Hinblick auf Staat und Patriotismus erinnern, um zu bedauern, daß diese Absicht niemals ausgeführt worden ist.

Gegenstand sehr häufig die Gefahr nahe zu legen, daß der Beobachter, vermöge der überall zu bemerkenden verwickelten Verhältnisse, in heftige Conflicte gerathen kann, die nicht immer das sittliche Urtheil zu stärken geeignet sind. Doch es sei ferne von mir, in diese sehr schwierige Frage einzutreten. Thatsache ist es, daß die Geschichte in den Rahmen des Jugendunterrichts meistens unter dem Titel der Charakterbildung eingeführt wird. Ich halte aber dafür, daß auf die Dauer diese Auffassung nicht ausreichen wird, den mühseligen Gegenstand auf der Tagesordnung zu erhalten und möchte von meinem geringen Theil versuchen, etwas besseres an die Stelle zu setzen, was seinem Inhalte mehr entspricht und aus der Natur und dem Geist dieser Wissenschaft unmittelbar herausfließt.

Indem ich nun einen haltbaren Grund dafür nachweisen möchte, daß man die Geschichte im Jugendunterrichte nicht entbehren könne, habe ich mich mit dem Autor einer Schrift zu verständigen, von der ich es sehr begreiflich fand, wenn sie ein allgemeines Aufsehen erregte und viel Zustimmung erfuhr. Doch will ich nicht verhehlen, daß es mir als eines der merkwürdigsten Zeichen der Zeit galt, zu bemerken, wie ein Mann, der sich fast in allen Punkten gegen die überlieferten Anschauungen im Unterrichtswesen erhob, in Bezug auf die Geschichte im wesentlichen ganz und gar auf den Schultern einer sterilen Pädagogik seine Schlüsse aufbaute. Dennoch wurde der Verfasser, wie mir scheint, in Bezug auf alle Dinge, die er im Geschichtsunterricht für richtig und heilsam hält, von einer zuverlässigen und großen Empfindung geleitet, und ich stehe in den meisten Resultaten seiner Auseinandersetzungen ihm näher, als irgend einer anderen seiner didaktischen Forderungen. Ich gestehe aber auch, daß ich nimmermehr glaube, es könnte sich jemand gezwungen erachten, aus den hilflosen Voraussetzungen, die hier vorgetragen werden, zu den gleichen Schlüssen zu gelangen und so wird es sich empfehlen, von meiner Seite die Principien in Erinnerung zu bringen, unter denen überhaupt einzig und allein ein Gedeihen geschichtlicher Studien, sei es als Wissenschaft an sich, sei es im Unterrichte der niederen wie der hohen Schulen denkbar ist.

Paul Güßfeld schreibt in seinem bemerkenswerthen Buche über die Erziehung der deutschen Jugend von der Geschichte Folgendes:

„Mit den Ueberlieferungen der Religion laufen die Ueberlieferungen der Geſchichte Hand in Hand. Von ihr hat Goethe geſagt, daß das beſte, was wir von ihr haben, der Enthuſiasmus ſei, den ſie in uns wach rufe. Der Ausſpruch hat etwas Ueberraſchendes; aber je mehr man über ihn nachdenkt, um ſo mehr erkennt man, daß er wahr iſt und für den Unterricht maßgebend werden muß.“

In der weiteren Ausführung dieſes Gedankens weiſt der Verfaſſer auf die Fraglichkeit aller Geſchichtskenntnis hin, und bedauert, daß von den Erfahrungen der Geſchichte im Grunde der kleinſte Bruchtheil vom Vater auf den Sohn übergeht; er erkennt zwar an, daß des Hiſtorikers Sache ſei, „Einblick“ in die Jahrtauſende zu thun, und zu ſehen, ob ſich daraus „Geſetze für die Entwicklung ableiten ließen“ und „ob die Geſchichte eine Lehrmeiſterin ſein kann.“ Aber dies tauge nicht für den Unterricht, bei dem es nur darauf ankomme, „Ideale“ zu ſchaffen, Begeiſterung für die „hiſtoriſchen Helden“ zu erwecken und die Liebe zum Vaterland zu begründen. Mit einer kurzen und in ihrer Kürze meiſterhaften Berufung der Manen Friedrichs des Großen faßt dieſer Erziehungsverſuch ſeine Abſichten in der Betrachtung zuſammen, daß auf dieſem und nur auf dieſem Wege der Jugend das Beſte geboten würde, was ſie überhaupt von der Geſchichte haben könnte.

Alles, was Güßfeld über die Geſchichte und ihren Unterricht ſagt, ſcheint mir ein genauer Ausdruck deſſen zu ſein, was ſich heute ein großer Theil unſerer gebildeten Welt davon denkt, und ich finde es in dieſer Beziehung, ſowie in der geſammten Frage des Unterrichts erfreulich, wenn ein Mann von ſo großer Welterfahrung und allgemeiner Bildung da das Wort ergreift, wo von den geiſtigen Bedürfniſſen der Nation die Rede iſt; ſeit Herodot und Platon ſind diejenigen, welche Länder und Menſchen geſehen und das Thun und Treiben der Völker auf der Erde beobachtet haben, mit Recht von klugen Leuten um Rath und Meinung über ſolche Dinge gefragt worden. Dennoch ſcheint mir aus den Erörterungen Güßfelds etwas hervorzugehen, was unſere Nation im allgemeinen ſtark von anderen unterſcheidet, bei denen, wie bei den Engländern und Franzoſen, die Geſchichte ſeit Jahrhunderten eine viel größere Rolle geſpielt hat. Die geiſtreiche und in ihren Schlußergebniſſen mir durchaus ſympathiſche

Erörterung Güßfelds läßt einen vollkommenen Mangel an Intereſſe für das hiſtoriſche Ereignis als ſolches wahrnehmen. Die That, der wirkliche Willensact, die geſchehene Handlung ſind es eigentlich nicht, die dieſem Erzieher der deutſchen Jugend beſonderen Reſpect einflößen, ſondern er will ein etwas, das ſozuſagen um den hiſtoriſchen Werdeproceß herumliegt, erreichen. Sonderbar! Wenn man einem Mann wie Güßfeld ſagte, er möchte die Entſtehung eines Huhns aus dem Ei beobachten, ſo würde ihm dies bis ins kleinſte intereſſant ſein und er würde es gar nicht begreifen, wenn man noch hinzufügte, es handle ſich dabei weniger um das Huhn, als darum, daß ihm die Allmacht Gottes verſtändlicher werde. Wenn er aber ſeinem Schüler Geſchichte erzählt, ſo will er nicht die merkwürdige Thatſachenreihe, wie aus den Burggrafen von Nürnberg deutſche Kaiſer geworden, oder wie ſich ſieben angelſächſiſche kleine Königreiche zu einem über die ganze Erde ausgedehnten Weltreich von vierhundert Millionen entwickelten, an und für ſich bewunderungswürdig, lehrreich und wiſſenswürdig finden, ſondern er redet lieber von dem guten moraliſchen (!) Beiſpiel, welches ſo viele Helden zu liefern im Stande ſind.

Dies iſt es, worin ich nun den weitverbreiteten Mangel des echten hiſtoriſchen Sinns erblicke, ohne welchen die Engländer eben nicht zu ihrer Weltmacht gekommen ſein würden. Dagegen bin ich ganz einverſtanden mit Güßfeld, wenn er von Goethes vortrefflichem Worte ſeinen Ausgangspunkt beim Unterricht der Geſchichte nimmt. Ich gehe noch einen Schritt weiter als er; es iſt nicht nur ganz richtig, daß der Enthuſiasmus bei der Geſchichte das beſte ſei, ſondern es iſt auch zu glauben, daß der Mangel des hiſtoriſchen Enthuſiasmus bei dieſem Unterrichte immer das Verderblichſte war. Hätte man Goethes Wort in der Schule weniger vergeſſen, ſo würde die hiſtoriſche Welt heute viel weniger abgelehnt als thatſächlich der Fall iſt. Und hätte die Geſchichtsforſchung nicht ſo häufig darauf verzichtet, im „Enthuſiasmus“ ihr beſtes zu ſehen, Güßfeld ſelbſt wäre zu einer verſchiedenen Schlußfolgerung — ich möchte faſt ſagen, zu einer andern Weltanſchauung gelangt. Aber die Geſchichtsforſchung hat es ja verſtanden, nicht nur den Enthuſiasmus, ſondern den Glauben an ihre Wiſſenſchaftlichkeit überhaupt auszutreiben. Es iſt ganz richtig und entſpricht durchaus dem heutigen Standpunkt der von der Kritik

zu Tode gehetzten Muse, wenn Güßfeld in der Geschichte nichts sieht, als „eine dicht verhüllte Statue, deren Gliederbau aus den plumpen Falten der Umhüllung reconstruirt wird.“ Mich wundert nur, daß ihr noch ein Gnadenbrot als Märchenerzählerin gewährt wird. Wenn aber Güßfeld „Vorwürfe“ wegen der angeblichen „Blasphemie“ zu fürchten erklärt, wenn er ausspricht, dem heranwachsenden Knaben solle die Geschichte etwas ähnliches sein, was Märchen den Kindern sind, so kann ich meinerseits als einer vom Handwerk sagen, daß mich diese Anschauung weder überrascht noch erschreckt. Für mich ist nur die Frage die, ob das Märchen die Anstrengung und den Fleiß lohnt, den es erfordert, um erfaßt zu werden, und weiter, ob das Märchen wirklich den Erfolg haben wird, den der neue Erziehungsversuch verspricht: das Ideal zu pflegen, die Begeisterung für Helden und Vaterland zu schaffen.

Ich erlaube mir, beide Punkte zu erörtern. Ich muß aber zuvor bemerken, daß für den gegnerischen Standpunkt nichts bezeichnender ist, als die Meinung, es könnte etwas blasphemisches in der Verwischung des Gegensatzes von Märchen und Geschichte liegen; dies ist nicht der Fall, es ist nur ein Beweis, daß die hyperkritische Weisheit unserer Tage selbst außerhalb der Fachgenossen einen bedauerlichen Respect genießt. Dieser angeblichen kritischen Geschichte nahe zu treten, erscheint Güßfeld wie eine Blasphemie, aber die ganze Geschichte in ihrer wahren Gestalt vor die Thüre zu setzen, macht ihm gar keine Beschwerde. In Wahrheit aber ist zwischen dem Märchen und der Geschichte gar kein contradictorischer Gegensatz vorhanden. Im Märchen steckt die Geschichte und in der Geschichte das Märchen, dies sind zwei sich liebende Geschwister, sie können einander nicht entbehren. Die Märchen, die man griechische Mythologie nennt, sind so sehr Geschichte, daß jemand, der nichts davon wüßte, von der ganzen griechischen Geschichte auch nicht die geringste Ahnung eines Verständnisses besäße. Was man an Ueberlieferungen jemand bietet, das wird entweder mit der Absicht angeboten, daß es als wahr gelte, oder es wird erzählt, damit es Glauben errege, aber nicht wirklich geglaubt werde. In dieser Absicht dessen, der etwas überliefert, liegt der Unterschied für den, welchem das Ueberlieferte entgegenkommt.

Unter diesen Gesichtspunkten stellt sich die Frage des Ge-

schichtsunterrichts ganz anders dar. Der Goethesche Enthusiasmus ist durchaus nicht so zu verstehen, als handle es sich bloß um den Enthusiasmus überhaupt, sondern der Dichter verlangt selbstredend den historischen Enthusiasmus, den Enthusiasmus für die historische Handlung. Wäre es ihm um Enthusiasmus überhaupt zu thun gewesen, so hätte Goethe wahrlich nicht auf die Geschichte reflectirt. Schillers Kampf mit dem Drachen wird jedenfalls mehr Enthusiasmus erregen, als sechs Bände Geschichte der Johanniter. Zu meinen, daß Goethe einen Ausspruch über Enthusiasmus im allgemeinen hätte thun wollen und dabei die Poesie vergessen, ist doch wohl nicht statthaft: nein! was er meint, ist die ganz besondere eigenthümliche vom poetischen und märchenhaften total verschiedene Art des historischen Enthusiasmus, und daß er anerkennt, es gebe wirklich einen solchen, die Geschichte habe in sich die Fähigkeit, einen solchen zu erzielen, dies zeigt, wie unendlich tief der Dichter dieses Problem erfaßt hat. Würde man ihm eine andere Meinung unterschieben, so setzte man ihn auf den Standpunkt eines Bettelmönchs des 13. Jahrhunderts, der den Leuten fünfhundert Heiligenleben erzählt, damit sie sich enthusiasmiren und auch für Jesus Christus steinigen und verbrennen lassen.

Goethe hatte eine viel höhere Auffassung von Geschichte: wenn er sagt: das Beste, was sie gewährt, ist der Enthusiasmus, so meinte er, daß sie nicht so langweilig sein sollte, wie Pütters Reichshistorie, der gemeint hat, sie wäre bloß dazu da, um das große Kunstwerk der deutschen Reichsverfassung zu erklären. Wollte man jedoch von Goethes Meinung absehen und den Schritt in das Nebelreich des Allgemeinen machen, — den Güßfeld, wie mir fast scheint, ahnungslos gemacht hat, — so würde sich die große Frage an die Oekonomie jedes Unterrichts und an die des Güßfeldschen ganz besonders richten, ob der Zeitaufwand, den das Geschichtsstudium, auch das untergeordnetste an das Gedächtnis der Menschen stellt, in einem glücklichen Verhältnis zu dem Endzweck stände. Denn als bloßer allgemeiner Enthusiasmuserreger zu dienen, dazu wird jeder Pädagog ein Dutzend bessere und weniger anstrengende Mittel wissen.

Noch schlimmer steht es mit der andern Hoffnung, die auf den Geschichtsunterricht gesetzt wird, wenn derselbe nicht in sich selbst

seinen eigentlichen Zweck hätte. Historische Helden, Vaterlandsliebe, Friedrich der Große, Befreiungskriege — ja glaubt man denn, daß die Begeisterung für diese Dinge lange vorhalten werde, wenn sie nicht in der Erkenntnis eines Zusammenhangs liegen, der doch nichts anderes sein kann, als die ganze Geschichte. Fühlt man nicht, daß der Enthusiasmus für Friedrich den Großen nur der Effect der Einsicht von dem sein kann, was er uns, der ganzen Nation gewesen ist. Sonderbar, wie einem so grundgescheidten Manne wie Güßfeld ein solcher fundamentaler Widerspruch unterlaufen konnte. Er selbst hält es noch für nöthig, folgende allgemeine historische Betrachtung anzustellen: „Aber wenn der Particularismus es über sich gewinnen könnte, in Preußen den Leitstern Deutschlands zu sehen, so würde Friedrich der Große und die preußische Geschichte vom 14. October 1806 bis zum 18. Juni 1815 nicht bloß für die preußische, sondern auch für die deutsche Jugend eine Quelle der Erhebung und des Glaubens an eine höhere Bestimmung bieten." Ich meine, daß der letztere Wunsch thatsächlich in viel höherem Grade in Erfüllung gegangen ist, als hier vorausgesetzt wird, aber, sei es, daß erfüllt ist oder erfüllt werden soll, man kann nur, wie das Raisonnement des Verfassers selbst ausweist, in einem Zusammenhang von Gedanken zu einer Begeisterung kommen, der eben, um es nochmals zu wiederholen, nichts anderes ist, als die ganze und wirkliche Geschichte.

Wer sich die Geschichte wegdenken oder wegraisonniren will und dabei Begeisterung für Friedrich den Großen verlangt, der thut nichts anderes, wie wenn jemand das Postschiff regelmäßig nach Amerika abfahren läßt und immerfort darüber nachdenkt, ob er nicht eine Eiszeit erwarten könnte, um auf Schlittschuhen hinüberzukommen. Aber das Schiff ist da und fährt alle Tage; er braucht nur einzusteigen. So ist auch die Geschichte schon da, mit der man zur Begeisterung Friedrichs des Großen gelangt; ob dabei etwas mehr oder weniger Märchen mitlaufen, ist eine vollständige Nebenfrage. Die Hauptsache ist, daß man im Schiffe sitzt, und die historische Reise macht.

Vielleicht erscheint es überflüssig, daß ich mich so ausführlich über einen Gegenstand verbreite, der nebensächlich wäre, wenn nicht gerade alles auf den Zweck ankäme, den man mit dem Geschichtsunterricht verbindet, in welcher Richtung und auf welcher Stufe immer

man ihn betreibt. Hier kann nur die Frage ſo ſtehen: hat Geſchichtsunterricht den Zweck, Geſchichte um ihrer ſelbſt willen kennen zu lernen, oder wird ſie gelehrt, um daraus anderes zu lernen, wofür ſie nur zur Exemplification angebracht iſt?

Die letztere Meinung iſt diejenige Güßfelds, wenn ich ihn recht verſtehe, ſie iſt aber in keinem Schulſyſtem conſequenter und ſtarrer durchgeführt worden, als von den Jeſuiten, deren Ratio studiorum den Endzweck alles geſchichtlichen Unterrichts in der Exemplification erkennt.[1]

Entſcheidet man ſich dagegen für den Unterricht in Geſchichte überhaupt aus dem Grunde, weil man es für nöthig anſieht, Geſchichte als ſolche zu wiſſen, oder weil Geſchichtskenntnis in Rückſicht auf das Verſtändnis einer Summe von anderen Wiſſenszweigen vorausgeſetzt werden müſſe, ſo iſt das Wie und Was wohl nicht aus irgend welchen anderen Zwecken, ſondern eben nur aus der Natur und Weſenheit der Geſchichte ſelbſt zu entnehmen. Ich darf aber nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß es, wie mir ſcheint, ein Mißverſtändnis wäre, wenn man dem geiſtvollen Verfaſſer der Erziehung der deutſchen Jugend die Tendenz unterlegte, den Geſchichtsunterricht überhaupt zu beeinträchtigen oder zu beeinfluſſen; ich weiß ſehr wohl, daß ihm dies eben ſo fern lag, wie eine Unterſuchung über die Frage, ob und wie man Sanskrit ſtudirt, oder welche Stellung die Homiletik in der Theologie haben ſoll und vieles andere.

Das, worauf es einem großen Theile gelehrter und gebildeter Kreiſe heute anzukommen ſcheint, iſt nur die Entlaſtung des Gymnaſiums, und es iſt ſehr auffallend, daß Herr von Treitſchke, welcher die Tendenzen des Umſturzes der alten claſſiſchen Schulbildung mit Ueberzeugung und Begeiſterung bekämpft, in Bezug auf den Geſchichtsunterricht eigentlich mit Paul Güßfeld am ſelben Strange zieht. Ich beabſichtige nicht, mich allzu tief in die eigentlich didaktiſchen Erörterungen einzulaſſen, zu deren Bewältigung man eine genauere Kenntnis der einſchlägigen Litteratur beſitzen müßte, als bei mir der Fall iſt; hier will ich auf die Gefahr, den pädagogiſchen Specialiſten zu

[1] Siehe meine kleinen Schriften: Drei Bücher Politik und Geſchichte, über die Jeſuitengymnaſien.

mißfallen, lediglich ſolche principielle Fragen erörtern, die ſich aus den Aufgaben der Geſchichtswiſſenſchaft ſelbſt ergeben. Vorausgeſchickt werden darf jedoch allerdings eine Betrachtung, die gegenüber allen denen, die lieber eine Verringerung, als eine Vermehrung des Geſchichtsunterrichts in Deutſchland ſehen möchten, am Platze ſein dürfte.

Das deutſche Volk iſt aus einem Zuſtand der engſten und beſchränkteſten Theilnahme an dem politiſchen Leben innerhalb der letzten vierzig Jahre in eine Entwicklung der weiteſtgehenden Rechte und Freiheiten aller Bürger des Staates übergeſprungen. Der demokratiſche Zug der Zeit iſt der geſchichtlichen Auffaſſung der Dinge entgegen. Die politiſche Grundlage einer Nation als Ganzes, ein Staat unter Staaten, kann aber nicht anders als hiſtoriſch erfaßt und verſtanden werden, und es iſt ſchlechterdings undenkbar und ohne Beiſpiel in der ganzen Geſchichte, daß irgend ein Staat anders als aus der Kenntnis ſeiner Geſchichte weiter entwickelt worden iſt. Daraus geht hervor, daß Geſchichtskenntnis unter allen Umſtänden im Intereſſe des Staats erhalten werden muß. Wie man ſich im einzelnen den Erwerb dieſer Kenntnis vorſtellen mag, kann zunächſt dahin geſtellt bleiben; das, was nicht zu läugnen ſein möchte, iſt, daß man es beim Geſchichtsſtudium nicht bloß mit einer Frage des allgemein menſchlichen Bildungszwecks, ſondern mit einem ſtaatlichen Bedürfnis zu thun hat. Irgendwo muß alſo dafür geſorgt werden, daß die, welche in Beziehungen zum Staat treten, in Geſchichte als ſolcher unterrichtet worden ſind.

Ob dies ausreichend der Fall ſein würde, wenn der Gymnaſialunterricht in Geſchichte verringert oder auf eine beſchränktere Baſis geſtellt würde, muß durchaus geläugnet werden. Denn der heutige Geſchichtsunterricht in Deutſchland liefert keine ausreichende Kenntnis der thatſächlichen Grundlagen des heutigen Zuſtandes von Europa, geſchweige denn der Welt. Man hat behauptet, der Unterricht der Geſchichte werde, ſofern er ſich auf die neueren und neueſten Zeiten und Schickſale der Völker bezöge, mit Vortheil doch erſt jungen Männern ertheilt werden, die die Schule ſchon verlaſſen hätten. Dies mag ſein, und ich halte es nicht für den Zweck dieſer Blätter, es zu unterſuchen; aber die Thatſache muß doch ausgeſprochen werden, daß,

wenn man wünscht und erwartet, es sollte dieser Unterricht in die Zeit fallen die auf den Universitäten zugebracht wird, jedenfalls nur ein minimaler Procentsatz von Männern thatsächlich in Geschichte unterrichtet wird. Nach einer Berechnung, die von erfahrener Seite angestellt wurde, ist mir versichert worden, daß von sämmtlichen Studirenden deutscher Universitäten über neunzig Procent nie ein historisches Colleg gehört haben. Ich werde mich sehr freuen, diese Angabe als unrichtig nachgewiesen zu sehen, vorläufig halte ich sie für richtig und bitte um Correctur. Sollte der Unterricht mithin auf den Gymnasien, wie manche akademische Lehrer zu wollen scheinen, nur auf die älteren, „leichter verständlichen" Partieen der Geschichte eingeschränkt bleiben, so müßte das Resultat dies sein, daß überhaupt nur ein ganz minimaler, kaum beachtenswerther Theil der Nation jemals im Leben etwas auf dem Wege des Unterrichts von der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gehört und erfahren hätte, und daß der allergrößte Theil unserer Juristen, Aerzte, Geistlichen, Naturforscher und Lehrer in ihrer vielgeprüften Laufbahn zu einer Kenntnis der Geschichte Napoleons III. und Wilhelms I. nur auf autodidaktischem Wege gekommen sein könnten. Man sagt zwar, die Unterrichtsverwaltung habe in Preußen diesem Uebel durch Verordnungen an den Gymnasien wirksame Abhilfe geschaffen, aber es versteht sich, daß es in solchen Dingen doch nicht mit Verordnungen gethan ist. Vor allem müßten doch die Studien der Lehrer selbst in der angedeuteten Richtung mehr nachgewiesen worden sein.

Es liegt mir gänzlich fern, einen Tadel über die deutschen Unterrichtsverhältnisse in Geschichte aussprechen zu wollen; ich für meine Person bin nicht einmal vollkommen sicher, ob nicht die Unterrichtslosigkeit in gewissen Dingen dem Unterricht vorzuziehen sei, und wenn Herr von Treitschke der Meinung ist, der jetzige Zustand der geschichtlichen Studien sei ein normaler, so muß ich auf Grund seiner Versicherung annehmen, daß die Geschichte der neuesten Zeit wirklich zu den Gegenständen gehört, denen die in Deutschland jetzt übliche Unterrichtslosigkeit wohl bekommt; das, was aber nicht behauptet werden sollte, ist, daß die Geschichtsstudien und Kenntnisse als Bestandtheil der allgemeinen Bildung dem Schulbetrieb zu verdanken seien. Wenn die große Masse von Büchern, welche über Geschichte producirt werden, und die weite Verbreitung, die dieselben finden, das

Intereſſe für Geſchichte hinlänglich beweiſen, ſo wird man nach Herrn von Treitſchkes Anſicht unſicher ſein, ob dasſelbe wachſen würde, wenn ſie einer noch ernſtlicheren Unterweiſung der Schule anheimfiele. Es iſt ja wohl möglich, daß es einen gewiſſen Reiz ausübt, in einem Gegenſtande Autodidakt zu ſein und daß ein ausgiebigerer Unterricht auch eine größere Ueberſättigung hervorbringen würde. Das eine aber läßt ſich jedenfalls behaupten, wenn man ſchon wünſchen ſollte, daß Geſchichte mit Einſchluß der neueſten Epochen auf der Schule gelehrt werde, ſo wäre doch vor allem dafür zu ſorgen, daß die Geſchichtslehrer eine auf dieſe Wirkſamkeit gerichtete Schulung ſich aneignen.

B. Hiſtoriſcher Sinn und hiſtoriſches Intereſſe.

Seit Plato und Ariſtoteles waren die verſchiedenſten Wiſſenszweige damit beſchäftigt, die charakteriſtiſchen Unterſchiede zwiſchen dem Menſchen und dem Thiere feſtzuſtellen und man könnte faſt ſagen, alle Fakultäten haben ſich an dieſem Wettſtreit betheiligt. Die Descendenzlehre unſeres Jahrhunderts hat die Sache keineswegs erleichtert. Insbeſondere für den Hiſtoriker ſcheinen ſich die Grenzen ſeines Gebiets um ſo ſchwankender zu geſtalten, je genauer man den Proceß des natürlichen Werdens erkannt zu haben glaubt. Herder und Schloſſer haben kühn und unerſchrocken nach der Ahnentafel der Menſchen gegriffen, um die Ziele der Entwicklung geſchichtlich deſto beſſer und grundlegender zu zeigen. Eine auf die Vervollkommnungslehre geſtützte Anſchauung der Hiſtorie wird immer mit Vorliebe auf die Stufen und Vorſtufen hinweiſen, die das geſchichtliche Daſein aus dem allgemeinen Begriff der Menſchheit und ihrer natürlichen Gliederung herausentwickeln. Denkt man bei Geſchichte an nichts anderes, als an das allgemeine Geſchehene und beim Staat an nichts, als an die Vergeſellſchaftung gleichartiger Weſen, ſo muß der Hiſtoriker in der Beſchreibung ſeiner Ahnentafel nicht nur zu den Raſſen der Menſchen und ihren vorſindfluthlichen Vätern emporſteigen, ſondern es wäre gar nicht zu begreifen, warum er hier ſtehen bliebe und das übrige Thierreich von ſeiner Betrachtung ausſchlöſſe. Denn

es wird doch niemand die Ereignisse, die bei einem Ameisenraubzug im Walde täglich vorzukommen pflegen, als weniger geschehen und folglich geschichtlich erachten können, als den großen Feldzug Alexanders des Großen an den Indus. Wollte man mithin an die Stufenleiter aller thierischen Wesen bloß mit der Frage herantreten: wo hört die Geschichte auf, so würde man offenbar zu keinem Abschluß kommen, und die Geschichte wäre dann doch nichts anderes, als eine fortgesetzte Zoologie.

Es ist also klar, daß man auf diesem Wege zu einem Sonderbegriff von Geschichte nicht gelangen kann, und man wird die Frage wohl so zu stellen haben: wo sich denn der Geschichtsforscher mit seiner Arbeit an den Naturforscher anzuschließen habe, und welches der Punkt sei, wo unter den entstandenen Wesen die Geschichte in unserem Verstande einsetzt? Wenn man nun hier die fünfundzwanzig Hauptstufen der modernen Zoologie betrachtet, so ist zwar kein Zweifel, daß der Historiker die Objecte seiner Forschung lediglich unter den sprechenden Menschen (homo) der Quartärzeit suchen kann, aber auch in dieser Classe können Arten und Rassen nicht sämmtlich den Anspruch erheben, als historisch zu betrachtende Wesen zu gelten. Ja, es ergibt sich hier sogar eine Schwierigkeit eigenthümlicher Art, aus welcher eine gewisse Unvereinbarkeit und Ungleichheit der natürlichen und der rein historischen Entwicklung hervorgeht. Zwar darf man bei der Theilung der Arten in Wollhaarige und Schichthaarige von den ersteren gänzlich absehen. Aber unter den zahlreichen Arten der letzteren sind geschichtlich für eine weitere „Differenzirung" andere Gesichtspunkte entscheidend als naturwissenschaftliche. Denn wenn der Anthropolog den homo mediterraneus, also Kaukasier, Basken, Indogermanen in nähere Verwandtschaft zu Australiern und Draviden zu setzen vermag, so wird doch niemand auch nur einen Augenblick zweifeln, daß unter den Gesichtspunkten des historischen Lebens die Mongolen mit ihren Unterabtheilungen, Indochinesen und Koreojapaner, den Mittelländern geschichtlich weit näher stehen und durchaus zu den Rassen gezählt werden können, die Geschichte haben, und daher auch immer von der Geschichtswissenschaft berücksichtigt worden sind. Während also die naturwissenschaftlich berechtigte Zusammenfassung der euplocami eine geschichtliche Zusammenfassung der Dra-

viden, Nubier und Australier mit den Mittelländern in keiner Weise gestattet, sind naturwissenschaftlich gesonderte Rassen wie Altajer und Uralier dem Indogermanen, Basken und Kaukasier darin näher verwandt, daß sie bis zu einem gewissen Grade historische Erinnerungen pflegen und bewahren. Hieraus ergibt sich die Folgerung, daß das geschichtliche Bewußtsein keineswegs auf den gleichen Entwicklungslinien steht, auf welchen sich die von der Naturwissenschaft nachgewiesenen Arten der Menschen befinden. Die sozusagen historische Descendenz stimmt mit der rein anthropologischen nicht zusammen.

Wenn die Naturgeschichte bei dem sprechenden Menschen angelangt ist und daran geht, die Arten desselben zu kennzeichnen, so ist sie nicht in der Lage, ein Moment seines Daseins in Rechnung zu ziehen, welches ihn gesellschaftlich oder politisch nach Rassen zu unterscheiden gestattete. Wollte man auf Grund des historisch-politischen Lebens der letzteren eine Reihe bilden, so müßten Eigenschaften, die sich als anatomisch entscheidend behaupten lassen, gegenüber den gesellschaftlichen Zuständen als nebensächlich erscheinen. Man würde im allgemeinen zu einer neuen Descendenzreihe gelangen müssen, die man etwa mit dem Namen des homo politicus bezeichnen könnte, der sich aber aus sehr verschiedenen, naturwissenschaftlich anderweitig verwandten Rassen zusammensetzt und gleichsam rekrutirt. Hiebei würde die Anatomie kaum einen Transformismus zu entdecken im Stande sein, und dennoch sind die Wirkungen, die aus dem Leben des homo politicus hervorgehen, denen der übrigen Rassen so überlegen, daß sich diese neben dem Gemeinwesen jenes nicht zu behaupten vermögen. Daß nun ein solcher Erfolg nicht unmittelbar von der Hand der Natur herrühre, scheint klar zu sein, und jedenfalls sind bei dieser Menschenart Vorgänge zu bemerken, die nur als Wirkungen seiner eigenen Absicht, aus seiner selbsteigenen Züchtung erklärbar sind und die sich bei den wollhaarigen Menschen ebensowenig wie bei Arktikern, Malayen, Australiern, Draviden, Nubiern u. s. w. finden lassen.

Diese politische Selbstzucht ist ohne Zweifel nichts anderes, als die Geschichte selbst, und dort, wo sie sich findet, ist auch geschichtliches Bewußtsein, zwei Dinge, von denen das eine absolut nicht ohne das andere gedacht werden kann, und die sich gegenseitig bedingen und ergänzen. Das Produkt der Geschichte ist die politische Stellung,

und diese kann nicht gedacht werden ohne die eben hierauf gerichtete Handlung. Was auf diesem Gebiete erreicht wird, ist nicht von der Natur gegeben, sondern an sich selbst erworben, aber die Fähigkeit dieses Erwerbs besitzt eben nur eine Species unter vielen, der homo politicus.

In der Selbsterziehung des Menschen zum Staat liegt unter allen Umständen historisches Bewußtsein, aber der Grad und die Entwicklung des letztern ist selbstverständlich wieder ein sehr verschiedener, und wenn ich den Versuch der naturwissenschaftlichen Differenzirung in dieser Richtung weiter fortsetzen wollte, so würde sich zeigen, daß einmal schon zwischen den Rassen, die politisches Leben besitzen und wiederum zwischen den einzelnen Völkern und Stämmen fast jeder Rasse ein colossaler Unterschied des historischen Bewußtseins vorhanden ist. Wem nun die Erkenntnis abgeht, daß in dem Grade, in welchem das historische Bewußtsein in einem Volke lebendig ist, seine politische Stellung und Macht überhaupt ruht, der wird immer vergebliche Anstrengungen machen, hinter das Geheimnis der sogenannten Entwicklung der Völker zu kommen. Der erste und wahre Grund des Geschichtsstudiums liegt in nichts anderem, als in der Selbsterkenntnis des gesellschaftlichen Menschen, der sich in seinen Handlungen durch seinen Zusammenhang mit dem, was vor ihm war, bestimmt weiß. Indem ihn das Bestehende auf das Vergangene verweist und die Gegenwart nur als ein Product der Vergangenheit und ein Uebergang zur angestrebten Zukunft gedacht wird, entsteht das historische Bewußtsein oder die Vorstellung, daß die politische Handlung ein Glied in einer Kette von Wirkungen bildet, die in ihrer Gesammtheit als Geschichte erscheinen.

Daß das Bewußtsein des historischen Zusammenhangs desto stärker hervortritt, je entwickelter der Mensch in seiner gesellschaftlichen Stellung ist, dies gibt dem geschichtlichen Unterricht als einem Element der Fortentwicklung selbst seine eigentliche Bedeutung, genau so wie die Maschine, die, aus der Erkenntnis des Dampfdruckes entstanden, sich zu einer dahinrollenden Locomotive entwickelt hat, ihre Wandlungen auf Grund der Maschinenlehre erfuhr. Die Geschichtskunde ist also gar nicht etwas, was willkürlich hinzugebracht oder weggenommen werden könnte, sie ist in ihrer fundamentalen

Bedeutung die Selbsterkenntnis des politisch handelnden Menschen überhaupt. Wenn man die Frage des historischen Unterrichts aufwirft, so kann dies wohl eine Frage des wieviel oder wiewenig sein, aber niemals eine Frage des Seins oder Nichtseins. Der politische Mensch zum Unterschied von allen andern Arten und Rassen kann gar nicht gedacht werden ohne den Begriff dessen, was vor ihm war oder was durch seine Handlungen hervorgebracht werden wird.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die Thätigkeit der historisch sich entwickelnden Menschenarten, so versteht sich von selbst, daß man auf eine lange Reihe von Unterschieden des Grades, in welchem der historische Proceß sich zum Bewußtsein erhoben hat, stoßen wird. Hochentwickelte politische Menschen besitzen auch eine hochentwickelte Geschichte und die Völker, die die höchsten Ziele verfolgen, streben auch nach der höchsten Erkenntnis des Vergangenen. Wenn sich auch schon bei den minder entwickelten das historische Bewußtsein in staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen sicheren Ausdruck zu verschaffen weiß, so ist die besondere Pflege desselben von Seite des einzelnen sogut, wie der Familie, wie der Gesammtheit das Zeichen eines Höhestandes, der sich eben nur bei besonders auserwählten Völkern findet. Hier ist die Geschichte nicht ein willkürlich in das geistige und politische Leben eingefügtes Glied nationaler Beschäftigung, sondern etwas unmittelbar gegebenes, was sich mit der politischen Denkungsweise des Volkes fortentwickelt, es kann durch Veranstaltungen gestärkt und gehoben werden, aber es wächst und sinkt unwillkürlich mit dem Steigen und Fallen des staatlichen Bewußtseins selbst.

Durch Veranstaltungen und durch systematische Unterweisung wird das historische Bewußtsein in Staat und Gesellschaft nicht geschaffen, aber wesentlich gehoben. Wenn man von den Völkern ausgeht, bei denen das historische Bewußtsein in seiner Verbindung mit dem politischen Leben schon im Alterthum zu freier Entwicklung kam, so könnte man fast zu der Ansicht neigen, daß der beste und wirksamste historische Unterricht in der Kinderstube gegeben worden und die Verse Homers jedenfalls mehr gesunde historische Anschauung vermittelt haben, als die heutigen historischen Schulbücher zusammengenommen. Und hiebei läßt sich schwer die Bemerkung unterdrücken,

daß die Geschichte in ihrer grundguten Natur und Wesenheit vermöge ihrer politischen Unentbehrlichkeit zu allen Zeiten allerdings eine so unverwüstliche Lebenskraft besessen haben muß, daß alle Verkehrtheiten und kritischen Querköpfigkeiten jener, die sich damit professionsmäßig beschäftigt haben, nicht vermochten, sie irgendwo in ernste Gefahr zu bringen. Die Parteileidenschaften des römischen Reichs vermochten sie nicht zu überwältigen und die Exorcismen, der christlichen Kirche haben ihre ältesten Ueberlieferungen nicht gänzlich ausgetilgt, der moralisirende Charakter der mittelalterlichen Geschichtschreibung hat ihr die hohe Bedeutung für die Erkenntnis des Wirklichen nicht entzogen und der kritische Scholasticismus der Neuzeit hat das Interesse für die reale Ueberlieferung nicht zu unterdrücken vermocht. Im ganzen und großen bahnt sich die historische Bildung bei jedem Volke ihren eigenen Weg; wer in Rom durch Geschichtszeiträume von 2000 Jahren wandelt und fährt, bekommt den Eindruck, daß hier jeder Droschkenkutscher mehr historischen Sinn hätte, als so mancher Geschichtslehrer in Rußland. Wer das Schloß von Versailles betritt, empfindet den Stolz Frankreichs in sich, welcher Partei oder Nation er angehört. Bei den mit historischem Bewußtsein erfüllten Völkern athmet die Lilie politische Gedanken aus und die Biene erinnert an eine eroberte Welt. In der Westminster-Abtei predigen die Steine und wer den Tower verläßt, ist von überwältigenden Erinnerungen durch und durch geschüttelt. Dem geschichtsbewußten Menschen erscheint der Gedanke an den Tod gemildert und seine Erinnerung ins Grenzenlose gedehnt. Er läßt sich von Virgil in das Reich der Schatten begleiten und spricht mit Bewohnern des Himmels und der Hölle wie mit seinen guten Bekannten. Er empfindet in Ravenna den Stolz des Germanen und hat Thränen in Neapel und Palermo für ein untergegangenes Heldengeschlecht seiner nordischen Heimath.

Dabei handelt es sich gar nicht bloß um eine ästhetische oder sittliche Richtung auf die Grundfragen der Ethik, sondern in erster Linie um ein dem Staate unentbehrliches Mittel, eine möglichst größte Zahl seiner Angehörigen zur Anerkennung der historischen Grundlagen seines Daseins zu bestimmen. Die Einrichtungen, auf denen er beruht, als unerschütterlich zu betrachten, — dies kann nur so verstanden und

erreicht werden, daß man in ihnen das absolut Gewordene begreift. Wenn in England das Parlament als unantastbar gilt, so beruht sein Dasein weder auf dem Belieben eines Königs noch irgend eines Menschen, sondern eben auf der thatsächlichen Geschichte, die jedermann als das Einmaleins seines politischen Denkens betrachtet.

Dies alles kann nur der historische Sinn, die historische Empfindung bewirken. Auch von dieser läßt sich sagen, was Schiller von der Kunst sagt, der Mensch, nur der politisch selbstbewußte Mensch, besitze sie allein. In dieser Allgemeinheit ist die Geschichtsempfindung nicht bloß eine Unterrichtsfrage, sondern eine Staatsfrage. Ihre Erhaltung kann in Bezug auf den Staatszweck pädagogisch erörtert werden, aber ihr Vorhandensein kann im allgemeinen vom Staatsbewußtsein gar nicht getrennt werden. Es ist ganz nebensächlich, ob der Pädagog die Geschichte aus irgend welchen anderen Gründen empfehlen kann, etwa um die Menschen zu bessern oder moralisch zu erheben. Das politische Sein des Menschen ist nichts anderes als geschichtliches Bewußtsein. Was die Pädagogik bei der ganzen Sache zu thun hat, kann sich nur auf das Maß dessen beziehen, was dem einzelnen Individuum dabei zugemuthet werden soll, auf die Vertheilung der Portionen, die etwa jedem Alter zuzuweisen sein möchten, auf die Art, in der der höchste Zweck mit den einfachsten Mitteln bei der größtmöglichen Mehrheit erreicht werden wird. Niemals aber kann ohne Schädigung des Staatsbewußtseins den Ueberlieferungen, auf denen dasselbe beruht, irgend ein anderer Zweck unterschoben werden. Je deutlicher der Zusammenhang des Staatsbewußtseins mit der geschichtlichen Ueberlieferung erkannt ist, desto höher der Zweck der Mittheilung derselben. Wenn es ohne allen Zweifel Völker gibt und gegeben hat, die den Deutschen im politischen Bewußtsein überlegen waren, so hing dies immer mit der Erscheinung zusammen, daß die historische Belehrung den in sich begründeten Staatszweck nicht streng genug ins Auge faßte. Menschheitliche Bildungsphrasen findet man im Geschichtsbetrieb bei jenen Völkern immer am wenigsten, die politisch am höchsten standen. Es ist kaum nöthig, diese Wahrheit durch Beispiele zu erhärten, aber wenn es in Deutschland Zeiten gegeben hat, wo man gleichsam geflissentlich den natürlichen und logischen Zusammenhang zwischen politischem und

hiſtoriſchem Bewußtſein verkehrte oder zerriß, ſo waren die Folgen, die jedermann kennt, unausbleiblich und eben hierin begründet.

Wenn die hiſtoriſche Unterrichtsfrage überhaupt aufgeworfen wird, ſo kann nur dadurch ein Ergebnis gewonnen werden, daß man zunächſt ins Auge faßt, was man damit will und ſoll. Und ich denke, daß nach den vorausgeſchickten, vielleicht ſchon zu lang gewordenen Erörterungen von etwas anderem gar nicht die Rede ſein kann, als von dem Zwecke: hiſtoriſchen Sinn oder Geſchichtsempfindung zu erwecken und zum möglichſt höchſten Maß zu heben. Hier erſt befindet man ſich bei dem Punkte, wo das „Wie“ zu berathen, irgend einen Verſtand hat. Wäre man ſich dieſes Ziels nicht bewußt, ſo entſtände die Frage, ob nicht aller Geſchichtsunterricht beſſer beſorgt wäre, wenn er dem Zufall, dem Familienintereſſe und der in der Natur der Sache liegenden logiſchen Nothwendigkeit überlaſſen bliebe. Glaubt man im Wege der Schule nicht die fundamentalen Vorausſetzungen der hiſtoriſchen Geſinnung ſchaffen zu können, ſo iſt jede Gattung von Unterrichtsbetrieb für den ſtaatlichen und volksthümlichen nationalen Zweckbegriff alles hiſtoriſchen Bewußtſeins völlig gleichgiltig.

Zwei Dinge haben ſeit längerer Zeit zur Zerſtörung dieſes koſtbarſten Staatsgutes wie die beiden Mäuſe im Rückertſchen Märchen ſtill und fleißig an den Wurzeln des Baumes genagt, auf welchem der Mann über dem Abgrund ſaß: der doctrinäre Radicalismus und der kritiſche Scholaſticismus; dieſer zerſtörte das Vertrauen in die Ueberlieferung, jener das Staatsbewußtſein. Soll der geſunde Zweck hiſtoriſcher Unterweiſung Platz greifen, ſo iſt es Zeit, dem einfachen nüchternen Naturgeſetz ſich willig anzuſchließen, das die Erſchaffung des hiſtoriſch-politiſchen Menſchen auf deſſen reelle geiſtige Unterſchiede von den wollhaarigen zurückführt. Pflegt man die ſtarke Seite des erſteren, ſeine Fähigkeit, ſich als geſchichtliches Product zu empfinden, ſo wird man für ſeine Erhaltung am meiſten thun können. Nimmt man ihm aber dieſes unterſcheidende Merkmal mehr und mehr, ſo ſetzt ſich der Wollhaarige, welchen der große engliſche Geſchichtsdenker Macaulay ſchon geweisſagt hat, auf die letzten Trümmer von London bridge — was auch die Fortſchrittstrunkenheit dagegen ſagen und träumen möge — ſo ſicher, als das römiſche Reich der Cäſaren

untergegangen ist. Diejenigen aber, denen bekanntlich der Gott der Geschichte vor ihrem Verderben die Wohlthat des ipsum dementat angedeihen läßt, lächeln über diesen Satz und werden bis zuletzt ihn belächeln, wenn der Geschichtssinn der politischen Völker nicht die Oberhand behält.

Nur in der wohlgepflegten Uebung im historischen Denken ist das Zeichen zu erblicken, unter welchem man siegen wird und hier erhebt sich die Frage, wie läßt es sich finden?

Wir leben nicht mehr in den Zeiten Homers oder des Nibelungenliedes. Alles historische Interesse beruht bei dem modernen Menschen auf einer gleichsam unwillkürlichen Ausscheidung dessen, was die Phantasie erschafft, oder woran sie betheiligt ist. Die Grenzen von Poesie und Wirklichkeit sind selbst auf den Gebieten des Religiösen mit peinlicher Sorgfalt überwacht. Der Himmel der Poesie erschließt sich jedem zu leicht, um täuschen zu können, und die Wirklichkeit bietet sich in zu massenhaften Erfahrungen dar, um ihre eigentliche Gestalt verkennen zu lassen. Zu hoffen, daß das Rauschen des schottischen Haidekrauts in Ossians Bardenliedern historisch-politische Empfindungen wachrufen könnte, war einem Fälscher im vorigen Jahrhundert noch möglich, heute würden selbst die echtesten und ältesten Heldenlieder, wenn man sie fände, keinen historisch-politischen Einfluß nehmen können. Das historische Interesse ist auf eine viel realistischere Grundlage gestellt, und ich kann nicht finden, daß dies eben ein Unglück oder daß es dadurch unfaßbarer geworden wäre. Man muß es eben nur auch da zu finden wissen.

Ist man sich über die Aufgabe völlig klar, so sind die Mittel zu ihrer Erfüllung leicht zu erreichen, weil die Natur des Gegenstandes sie selbst ohne besondere Mühe darbietet. Beim Unterrichten der Geschichte kommt es mehr, als bei jeder anderen Wissenschaft, darauf an, die von überall her gewonnenen Eindrücke nicht zu stören. Einen großen und vielleicht den besten Theil historischer Erfahrung erhält jeder Mensch von Vater und Mutter. Er erfährt von ihnen, daß sie einander lieb gehabt, sich am Altar des Herrn Treue und Anhänglichkeit geschworen, daß ihnen Gott Kinder geschenkt habe und daß die Kinder nächstens in die Schule geschickt werden. Weiter erblickt das Kind ein älteres Paar, welches von Vater und Mutter ähnliche

Dinge zu sagen weiß, wie die sind, welche die Erfahrung dem Kinde in seinen Beziehungen zu seinen Eltern an die Hand gibt. Dies sind die Elemente geschichtlicher Erkenntnis. Auf diese Kindererfahrungen baut sich eine realistische Wissenschaft auf, die man Geschichte nennt, wenn sie sich aus der Beschränktheit des Einzellebens zur Totalität des Gesellschaftsbegriffs erhoben hat.

Nichts ist vielleicht wichtiger für den historischen Sinn einer Nation, als sein Ausgangspunkt. Ich behaupte, daß man den geistig höchststehenden Völkern in ihrer historisch-politischen Führung die Art und Weise anzusehen vermag, wie das Individuum zu seinem Staatsbewußtsein gelangt ist. So die Römer und so die Engländer; beiden steckt die Familientradition als Ausgangspunkt aller politischen Vorstellungen im Blut. Dort, wo die große Mehrzahl der Menschen, wie in Deutschland, ihre historischen Vorstellungen vorherrschend aus Büchern erhalten hat, bleibt der ganze Charakter politischer und historischer Anschauungen etwas doctrinäres, theoretisches.

In Italien entwickelt sich der historische Sinn vorzugsweise im städtischen Leben und empfängt daher eine frühzeitig ausgebildete Richtung. Bei keiner Nation könnte man aber weniger von einem durchgreifenden Princip in dieser Beziehung sprechen als bei den Franzosen, wo die verschiedenen Stände, auch selbst die verschiedenen Gebiete und Landschaften in sehr verschiedener Weise zur Entwicklung ihres historischen Bewußtseins gelangen. Es ist daher auch erklärlich, daß dort die politischen Gegensätze am unausgeglichensten erscheinen. Theilt man zudem die sämmtlichen romanisch-germanischen Völker gleichsam horizontal nach den Ständen in zwei Hälften, so wird man sofort die Beobachtung machen, daß der familiäre Ausgangspunkt des historischen Bewußtseins dem gesammten Adel ein überall überragendes politisches Gepräge aufgedrückt hat.

Der große historische Sinn der Völker kann nur aus dem Bewußtsein der Familie entwickelt werden, denn sie bildet einerseits den Begriff des historisch Gewordenen vom Vater zum Sohn und giebt sich anderseits als Typus der ganzen Nation und des Staates. Zeitlich und räumlich, wie seit Aristoteles niemand zweifelhaft erscheint, führt in der einen oder der andern Weise der Begriff der Familie zum Begriff des Staats, und wenn diese logische Operation

in der Kinderstube mißglückt ist, so fürchte ich, daß alle Staatskunst keine Patrioten und alle Schulmeisterei keine Historiker erzielen wird. Dies aber kann man verlangen, daß die Schule hier nachhilft und die unterlassene Verknüpfung nachholt.

Sie wird sich dieser lohnenden Mühe um so lieber unterziehen können, als sie bei der Wissenschaft der Geschichte als solcher die Erfahrung machen kann, daß der Zeitbegriff, auf welchem alle verständige Auffassung überlieferter Dinge einzig und allein beruht, ohne frühzeitige Uebung niemals Wurzel faßt. Die Zeitvorstellung ist das Einmaleins aller Geschichte und man darf sich wundern, daß man sich unendliche Mühe giebt, die beste Art zu finden, wie man Kindern das Einmaleins einprägt, während von der Aufgabe einer Zeitbegriffsbildung kaum jemand redet, — wenigstens nicht in Absicht auf das Verständnis der Geschichte. Thatsache ist, daß die Redensart, jedes Ding habe seine Zeit gehabt, für die meisten Menschen nichts als eine Redensart ist, während der Historiker die tiefsten Geheimnisse seiner ganzen Wissenschaft darin auszudrücken meint.

Der geschichtliche Zeitbegriff ist nur genealogisch zu gewinnen; das Bewußtsein, auf der Leiter des wirklichen Menschenlebens auf- und absteigen zu können und dabei sich einer Reihe von Thatsachen erinnern zu müssen, die vermöge des Ahnen- oder Nachkommenverhältnisses nur immer eine und dieselbe Zeitfolge haben können, diese Gewißheit ist es, welche den historischen Zeitbegriff bildet. Anders als durch die thatsächlich vorhandenen fortschreitenden Lebensalter der handelnden Personen läßt sich keine reale Vorstellung von der Zeit geben. Wer aber dem Zahlensystem, in welches gewisse Thatsachen gleichsam hineingesteckt werden, irgend eine historisch bildende Bedeutung beilegen wollte, würde den historischen Sinn nicht nur nicht fördern, sondern zerstören. Ich habe es immer für einen Beweis des unverwüstlichen Kerns, der im Geschichtsstudium steckt, gehalten, daß selbst der entsetzlichste Formalismus der todten Zahlen, auf denen die ganze Disciplin gemeiniglich aufgebaut zu werden pflegt, noch nicht vermochte, das Interesse dafür gänzlichst auszurotten, obwohl ja nicht zu läugnen ist, das dasselbe in den mit Jahreszahlen ausgestopften Köpfen junger Leute sehr abgeschwächt zu sein pflegt.

Aber auch das historische Interesse als solches wächst aus der

Familiengeschichte in lebendigerer Weise hervor, es beginnt auch frühzeitigere Wurzel zu schlagen und es ist leicht zu nähren, weil man sich nur anzugewöhnen braucht, von niemandem etwas zu erzählen, ohne daran zu erinnern, daß derselbe Vater und Großvater besaß. Diese ohne Zweifel allerallgemeinste Eigenschaft aller Menschen ist etwas sehr häufig vergessenes und doch unterscheidet sich eben dadurch der historische Mensch von dem Märchenmenschen, daß dieser nur einmal im allgemeinen gewesen ist und jener an einer einzig und allein möglichen Stelle, die absolut durch den Vater auf der einen Seite und durch den Sohn auf der andern gegeben ist. Der Märchenmensch ist zeitlos, der historische Mensch in eine bestimmte Reihenfolge von anderen Menschen realistisch eingekeilt, der Märchenmensch mag die schönsten Dinge erlebt und die schaurigsten Schicksale erfahren haben, allein durch den Umstand, daß er zu keiner bestimmten Zeit gelebt hat, weder zur Zeit meines Vaters noch meines Großvaters, bleibt er für die historische Vorstellung ganz unwirksam.

Es ist eine häufig angenommene Meinung, daß der historische Sinn an dem Interesse für Handlung und Ereignis überhaupt erwächst. Aus zwei Gründen aber kann sich diese Erwartung nicht voll bewähren, fürs erste, weil durch die zeitlose Handlung die Voraussetzung der Wirklichkeit von vornherein wegfällt, und zum andern, weil das Interesse an der Thatsache nur dann historisch wird, wenn man es an eine reale Erfahrung sich anknüpfen läßt. Außerdem bleibt es ein Gegenstand des Spiels der Phantasie, der entweder von vornherein als nicht wirklich empfunden worden ist oder nachträglich den Skepticismus anstachelt. In beiden Fällen entfesselt man psychologische Kräfte, die dem historischen Sinn diametral entgegengesetzt sind.

Der historische Sinn ist in seiner entwickelten Form dem Märchensinne entgegengesetzt, weil dieser den Abschluß der Handlung verlangt, während jener sich im Bewußtsein des flüssigen und unabgeschlossenen erst recht wohl fühlt. Dem historischen Sinn, der die geschichtliche Unterweisung bezweckt, entspricht das Werdende, für den Roman dagegen ist jede Handlung nur ein Motiv um das Ende der Sache zu erklären. Man dürfte sich daher bei der Feststellung pädagogischer Principienfragen über den historischen Unterricht von vornherein nicht in die Täuschung versetzen, als sei das Interesse an

der Erzählung überhaupt irgendwie dasſelbe, was das hiſtoriſche Intereſſe iſt und ſein ſoll. Das letztere verlangt eine beſondere Richtung, wenn es wirklich als etwas ausgebildetes beſtehen ſoll, und dieſe kann nur von realiſtiſcher Grundlage ausgehen. Das hiſtoriſche Intereſſe muß von vornherein den unbedingten Werth von Erzählungen ſchätzen, die ſich darbieten, um das wirkliche in ſeiner Zeitlichkeit erkennbar zu machen. Zu meinen, daß es hier nur etwas poetiſcher Anregung bedarf, um das Intereſſe für die durchaus realiſtiſchen Erfahrungen zu wecken, die ſich zur Geſchichte im weiteſten Sinne entwickeln ſollen, iſt und wird immer ein Irrthum bleiben. Unſer deutſches hiſtoriſch-politiſches Bewußtſein hat ſich nur zuſehr auf dieſer märchenerzählenden Baſis aufgebaut und unterſcheidet ſich eben dadurch von dem der Engländer. Nur dürfte man freilich nicht glauben, daß etwa eine ſtarke Doſis kritiſcher Beiſteuer zu dem phantaſiereichen Spiel der Muſe den mangelnden hiſtoriſchen Sinn erſetzen würde. Der Realismus, den die Geſchichte der großen Nationen ſeit den Zeiten der Römer gezeitigt hat, liegt in der lebendigen Erfaſſung der Perſonen, des Geſchlechtes der Väter und Großväter, denen die Größe verdankt worden iſt. Je näher und genauer das lebende Geſchlecht jenen vorangegangenen ſich vertraut und verwandt weiß, deſto größer wird auch das Intereſſe ſein, das für ihre Geſchichte geweckt werden ſoll.

Entſcheidend für alles geſchichtliche Intereſſe iſt aber die unbedingte, gleichſam als unbeweglich gedachte Verehrung des Individuums vor den Thaten der Nation als ganzes gedacht. Nicht die Hochachtung vor der einzelnen Handlung der hiſtoriſchen Perſönlichkeit an und für ſich bezeichnet den hiſtoriſchen Sinn, ſondern die beſtimmte und raſche Auffaſſung der Geſammtwirkung, die ſich dem Auge des hiſtoriſch fühlenden Individuums wie der Felſen darſtellt, gegen den kein Einzelwille etwas vermag und wenn es der mächtigſte wäre. So haben ſich bei den großen Nationen zu allen Zeiten gewiſſe Thatſachen in das Bewußtſein hiſtoriſch eingegraben, ohne deren Vorhandenſein ſich niemand ſeinen eigenen Staat, ſeine eigene Nation, ſein eigenes Selbſt denken könnte.

Dieſes hiſtoriſche Bewußtſein kann nur durch eine Geſchichte erlangt werden, welche die beſtehenden Verhältniſſe als das abſolut

gewordene erkennen läßt. Nicht dadurch kann es erreicht werden, daß man irgend welche Erzählungen von Menschen und Dingen vorträgt, die sich gleichsam zeitlos im Mond zugetragen haben könnten; vielmehr nur da ist historisches Bewußtsein, wo alle Empfindungen von dem eigenen Sein als das Zeitenprodukt väterlicher Thaten erkannt sind. In diesem Sinn darf man von einer politischen Erziehung sprechen, die der Staat seinen Bürgern, die Familie ihren Kindern, die Schule ihren Zöglingen zu Theil werden lassen kann. Nur auf dieser Grundlage sind Völker gewachsen und groß geworden. In diesem Verstande erzählte man den alten germanischen Helden die Geschichten ihrer Väter, und in diesem Glauben an sich und sein Volk mochte der große Karl die Berichte von Thaten der Altvordern sammeln lassen. Auch in diesem historischen Bedürfnis lag nichts als der naive Ausdruck der politischen Empfindung, daß der Mensch selbst nur ein zeitlicher Abschluß einer Kette von zusammenhängenden Handlungen seiner Vorfahren ist. Die trauernden Gothen, die das Bett des Busento abgraben, um ihren todten König für alle Zukunft von feindlicher Schmach zu bewahren, und Otto, der die Gruft des Kaisers Karl eröffnet, sie geben die schönste Kunde von dem herrlichsten historischen Tiefsinn, den ein Volk in sich erzieht, wenn es zu größerem bestimmt ist.

C. Unterrichtsgänge und Nöthen.

Wenn ich nach den vorausgegangenen Erörterungen der Principienfragen des historischen Interesses und Sinnes, auf denen, wie wohl allgemein zugestanden werden dürfte, doch alles beruht, mich zu einer speciellen Betrachtung dessen wende, was heute in Wirklichkeit im Unterrichte der Geschichte geschieht und was etwa geschehen könnte oder sollte, so scheinen mir gleichsam die Hände gebunden, und die Stimme versagt sich mir. Es wird soviel gebessert und vorgeschlagen, wenn es sich darum handelt, irgend ein pädagogisches Thema zu erörtern, daß man sich fast als Projectenmacher vorkommt, wenn man in diesen Chor einstimmt. Andererseits wird es gar zu leicht als ein Angriff auf den höchst ehrenwerthen Kreis der Lehrer eines Gegen-

standes gedeutet, wenn jemand eine etwas stärker abweichende Ansicht von dem vorträgt, was gemeiniglich geschieht. Beides liegt mir ferne, es ist nur gleichsam das Bedürfnis, die sich von selbst ergebenden Consequenzen nicht unausgesprochen zu lassen, wenn man einmal für gewisse principielle Voraussetzungen mit ganzer Ueberzeugung eingetreten ist, was mich bestimmen kann, auch von den geltenden Unterrichtsmethoden der Geschichte am Schlusse dieser meiner Versuche zu reden.

Mit Recht würde mir es als Muthlosigkeit ausgelegt, wenn ich nach der Darlegung der Grundsätze der historischen Wissenschaften meine Ansicht über den Unterricht gerade jetzt, wo so vieles in dieser Richtung zu geschehen scheint, nicht offen bekennen wollte. Ohne mich dabei einer ausreichenden Kenntnis der in den Mittelschulen vorhandenen Uebung irgendwie rühmen zu können, darf ich doch von der Thatsache ausgehen, daß die im Gebrauch stehenden Lehr- und Geschichtsbücher ihre historischen Erzählungen nach einer gewöhnlich sehr verkehrten theoretischen Einleitung über die Geschichtswissenschaft mit den Indern, Assyrern oder Aegyptern beginnen; ehemals fing man nicht selten mit den Chinesen an. Dem gegenüber darf ich es ungescheut aussprechen, daß ich diese Methode für eine unzweifelhafte Schädigung des historischen Sinnes im deutschen Volke halte. Dabei behaupte ich jedoch nicht, daß man nicht selbst den jüngsten Schülern an und für sich ein großes Interesse für diese Völker und ihre Geschichten und Märchen beibringen könnte. Viel eher schiene mir das Gegentheil nur allzusehr zu befürchten, und es ist sogar wahrscheinlich, daß der junge Mensch, nachdem er für Pfahlbauer und für Wollmenschen mit ihren Ringen in der Nase die erfreulichste und größte Theilnahme gezeigt hat, auch für die sonderbaren Bärte auf den assyrischen Statuen und die äußerst komischen Sitzfiguren der Aegypter die weitreichendste Aufmerksamkeit haben wird. Wie viele Knaben mag es geben, die durch Freude an dieser sonderbaren fremden Welt von ihren guten deutschen Mitbürgern, die im Frack und Cylinder einhergehn, viel weniger hochachtungsvoll denken, als vom König Ramses. Solchen etwaigen pädagogischen Erfahrungen ist mein laienhaftes Auge nicht verschlossen, und es fällt mir nicht ein, die Vielseitigkeit der Interessen, die den Menschen innewohnt, zu bestreiten

oder ihre erziehliche Erweckung zu bekämpfen. Ich wünschte sie vielmehr auf jede Weise zu fördern; dessenungeachtet bleibt es aber wahr, daß der spezifisch-historische Sinn, das historische Bewußtsein, jenes psychologische etwas, dessen Beschreibung ich im vorigen Abschnitt versucht habe, durch die Erzählungen von alten assyrischen und persischen Königen ebenso wenig, wie durch das schönste Portrait der Königin Pomare geweckt oder gefördert werden könnte.

Indessen muß ich zugeben und thue es gerne, daß eine ganz große Menge von Menschen ihre Geschichtswissenschaft thatsächlich bei Tiglat Pilesar und Nebukadnezar begonnen haben und schließlich doch aufrichtige Bewunderer und treue Anhänger des Kaisers Wilhelm geworden sind, nachdem sie nach vielen Anstrengungen die historische Reise soweit glücklich beendigt hatten. Für mich beweisen diese Dinge alle nur den weisen Ausspruch Herbarts, den ich einmal in seinen pädagogischen kleinen Schriften gelesen zu haben glaube: „es führen eben unzählig viele Wege durch den Wald". Und ich kann hinzufügen, daß es mir vermöge dieser kühlen Stimmung gegenüber aller pädagogischen und didaktischen Unfehlbarkeit sehr leicht wird, anzunehmen, daß, wenn der junge Mensch seinen historischen Sinn und sein Verständnis für den Kaiser Wilhelm durch alle dreißig Dynastieen der Aegypter nicht eingebüßt hat, dies eben ein Beweis ist, daß er sich seinen gesunden Begeisterungstrunk wahrscheinlich wo anders, als in der Geschichtsstunde geholt haben wird. Nur das vermag ich nicht anzunehmen, daß Ramses und Psammetich die Ausgangspunkte für das historische und nationale Bewußtsein eines heutigen deutschen Jünglings gewesen sind oder sein werden.

Wenn man also überhaupt durch die Schule für das historische Bewußtsein der Nation etwas thun will, — die Thesis freigestellt — so muß es, darüber kann kein Zweifel sein, anders angefangen werden, als bisher. Wenn sich das historische Interesse von der gegenwärtigen Generation zu derjenigen der Väter und Großväter entwickeln soll, so kann man nicht früh genug die Väter- und Großväterzeit dem jungen Menschen vorführen. Die Ereignisse, die in erster Linie den Zustand geschaffen haben, in dem sich die heranwachsende Generation befindet, sind der einfachste und natürlichste Anknüpfungspunkt für alle historisch regelrechte Empfindung. Je früher eine Vorstellung

von den Perſonen und Handlungen gewonnen werden wird, die das, was die Jugend vor ſich ſieht, bewirkt haben, deſto weniger braucht man zu fürchten, daß ſich irgendwelche kritiſche und beurtheilende Tendenzen in die Aufnahme des Ueberlieferten eindrängen werden. Die Ueberlieferungen der nächſtliegenden Vergangenheit ſind etwas feſtes, vertrauenerregendes, unmittelbares, dem gegenüber kein unreifer Skepticismus entſtehen kann. Die Achtung vor der Ueberlieferung ſelbſt wird ſich bei ſolchen Erzählungen am meiſten befeſtigen, die im Bewußtſein des geſammten Volkes am meiſten begründet ſind. Warum man überhaupt Geſchichte lernen ſoll, wird dem Schüler am verſtändlichſten ſein, wenn man ihm zeigt, wie er ſich der Erfahrungen bemächtigen kann, die für die Väter etwas erlebtes waren. Daß ſich auf dieſem Wege ein ganz anderer Grad von hiſtoriſchem Intereſſe, Wißbegierde und Ueberlieferungsbedürfnis einſtellen muß, dürfte wohl von niemand beſtritten werden.

Als wichtigſtes Axiom aller weiteren Ueberlegungen didaktiſcher Art dürfte darnach erkannt werden, daß ſich möglichſt früh der Unterricht in Geſchichte auf die neueſte Zeit, auf die Erlebniſſe der jüngſten Generationen beziehen müßte, wenn man das ſpecifiſche hiſtoriſche Bewußtſein der Nation heben wollte. Daß man heute in der Lage iſt, an eine ſo glorreiche Epoche unſerer Geſchichte die Auferweckung des hiſtoriſchen Intereſſes in Deutſchland knüpfen zu können, darf dabei als ein beſonders günſtiger Umſtand betrachtet werden. Indeſſen dürfte man durchaus nicht meinen, daß etwa dem Franzoſen die Anknüpfung ſeines Intereſſes an die neueſten Ereigniſſe ſeiner Geſchichte weniger hiſtoriſch lehrreich und wirkſam ſich geſtalten würde. In Glück und Unglück findet der hiſtoriſche Moment die Nationen immer am meiſten ergriffen, ſie werden von der vollen Realität und Bedeutung der Geſchichte ſelbſt dadurch überzeugt, daß die Vergangenheit in der Gegenwart thatſächlich empfunden wird, daß die Schickſale der Väter in den Kindern wirkſam werden, daß die Geſchichte ein lebendiger, ſehr wahrnehmbarer und, wenn ich das Wort gebrauchen dürfte, jedem an die Haut gehender Organismus ſei. Völker, die dieſe Erkenntnis nicht durch die allererſten Eindrücke geſchichtlicher Beobachtung, gewiſſermaßen mit der Muttermilch eingeſogen haben, können Zeiten glücklicher Erhebungen erfahren, aber

eine Continuität des hiſtoriſch-politiſchen Bewußtſeins wird ſich bei ihnen niemals ausbilden.

Indem ich dies unumwunden ausſpreche, verweiſe ich auf den hiſtoriſchen Unterricht bei den vorzugsweiſe politiſchen großen Nationen, denen man oftmals wegen ihrer nationalen Einſeitigkeit im Betrieb dieſer Wiſſenſchaft namentlich von Seite der Deutſchen große Vorwürfe gemacht hat. Ich will damit nicht etwa die vielfach verbreitete Unwiſſenheit über Schickſale und Zuſtände anderer Völker, wie ſie bei Engländern und Franzoſen nicht ſelten iſt, befördern oder beloben, aber wirkſam und national war ihre Methode immer, den Geſchichtsunterricht politiſch zu verwerthen.

Der in Deutſchland jetzt umgekehrt betriebene Unterricht, bei welchem nur der Kosmopolitismus gewinnen konnte, beruht auf der Vorſtellung, daß der Urſprung unſerer Cultur in den claſſiſchen Völkern zu ſuchen ſei und daß man daher nicht früh genug beginnen könne, die Zuſtände und Verhältniſſe des Alterthums zu lehren. Man vergißt nur dabei, daß der Zuſammenhang zwiſchen unſerer heutigen und der claſſiſchen Welt etwas iſt, was der junge Menſch nicht von vornherein wiſſen kann, ſondern was ihm erſt geſagt werden müßte und wofür er erſt dadurch Sinn bekäme, daß er die Welt, in der er ſelbſt lebt und ſtrebt, anzuſchauen gelernt hat.

Die Ueberzeugung, daß in Deutſchland im hiſtoriſchen Unterricht ein Grundfehler beſteht, der auf Unterſchätzung der Geſchichte der Gegenwart beruht, iſt übrigens heute ziemlich allgemein anerkannt und von autoritativer Seite hervorgehoben worden. Leider miſcht ſich in dieſe richtige Erkenntnis ein ſtarrer Gegenſatz, der die pädagogiſirende Welt von Deutſchland in zwei Lager ſpaltet, und von dem ich fürchte, daß er der Löſung der Frage des Unterrichts in Geſchichte durchaus nicht günſtig ſein werde. Denn die zuweilen verbreitete Abneigung gegen das claſſiſche Alterthum wäre in Bezug auf die richtige Totalauffaſſung der Geſchichte natürlich ebenſo verhängnisvoll, wie die Unwiſſenheit und Unkenntnis des hiſtoriſchen Zuſtandes der eigenen Zeit. Nicht um eine Schädigung des Unterrichts in claſſiſcher Geſchichte kann es ſich handeln, ſondern um eine mehr auf den Zweck gerichtete Behandlung der Geſchichte überhaupt. Als Selbſtzweck darf die Geſchichte der Griechen und Römer den Deut-

schen nicht beigebracht werden, wenn ihr nationales Bewußtsein nicht geschädigt werden soll; um aber den großen geistigen Zusammenhang richtig zu verstehen, der unsere nationale Existenz mit der der Griechen und Römer verbindet, dazu muß man viel älter und historisch besser vorbereitet sein, als Knaben in dem Alter, wo man heute fast ausschließlich vom Alterthum zu hören pflegt. Der Hauptmangel, über den mit Recht geklagt wird, ist eben die Ausschließlichkeit und Einseitigkeit, das Uebergewicht der classischen Studien, welche bedauerlicher Weise auf dem Gebiete der Geschichte wie auf dem der Sprachen und der Litteratur den Ueberdruß und Widerwillen gegen die alte Schule zum Ueberschäumen gebracht haben. Ich trete in diese Discussion in gar keiner Weise ein, und beschränke mich auf die Geschichtsfrage, über welche man sich ohne Zweifel rascher verständigen könnte, wenn nicht die Complication mit den allgemeinen Unterrichtsfragen über das Gymnasialwesen bestände. Ich glaube es diesem Umstande zuschreiben zu sollen, daß sich auch Herr von Treitschke im Eifer der Vertheidigung des alten Gymnasiums zu einer Betrachtung über das Studium der alten Geschichte bestimmt finden ließ, die kaum zutreffend sein wird. Die neue Geschichte findet Herr von Treitschke wegen ihres massenhaften Stoffes, ihres verwickelten Völkerverkehrs ungeeignet zum Unterricht für die Jugend, aber die alte Geschichte sei „einfach". Würde nicht durch die Verworrenheit des Streites über den Sprachunterricht alles beeinflußt werden, was sich auf was immer für einen Gegenstand der Erziehung überhaupt bezieht, so würde ich aus dem folgenden Satze der von Treitschkeschen Ausführungen schließen, daß zwischen mir und ihm kein allzu starker Unterschied der Meinungen bestehe, denn er sagt nachher wieder: „Die Heldengestalten der vaterländischen Geschichte sollen dem Schüler nicht fremd bleiben", und ich denke mir, wenn er nicht als Sachwalter der classischen Studien aufgetreten wäre, so hätte er ohne Zweifel die Sache lieber so ausgedrückt wie ich: „An den Heldengestalten der vaterländischen Geschichte und zwar in erster Linie an den uns nächststehenden, gleichsam greifbaren Gestalten der letzten hundert bis zweihundert Jahre soll der Schüler sein historisches und nationales Bewußtsein begründen, erheben und festlegen."

Ich meine zuversichtlich, daß ich mich mit Herrn von Treitschke

auf dieſer Baſis eines Friedenstractats, beſonders wenn einmal der große pädagogiſche Sturm wieder mehr beruhigt iſt, vollſtändig verſtändigen könnte; hier aber kann ich doch nicht unterlaſſen, auch noch einige andere Punkte in Betreff des heutigen vorherrſchend alten Geſchichtsunterrichts, der namentlich die unteren Stufen faſt ausſchließlich beherrſcht, hervorzuheben.

Die beiden großen Völker des Alterthums, denen die Welt den Anſtoß zu allem Größten und Herrlichſten verdankt, was überhaupt beſteht und von den Menſchen im Staat, in Kunſt und Philoſophie hervorgebracht wurde, ſtehen menſchlich, ſittlich und politiſch auf ſehr verſchiedenen Stufen und huldigen in den wichtigſten Dingen des Gemüths-, ſowie des Geſellſchaftslebens Anſchauungen, die unſerer modernen Natur und Weſenheit diametral entgegengeſetzt ſind. Der ſehr vage Begriff, der unter dem Namen des Claſſicismus eine gewiſſe einheitliche Vorſtellung begründet, iſt, geſchichtlich betrachtet, nichts als eine große Täuſchung. Man braucht nicht ſoweit zu gehen, wie der geiſtreiche Schlözer, der die Griechen bekanntlich unter ſeinen hiſtoriſch-politiſchen Geſichtspunkten die erbärmlichſte Nation der Welt nennen durfte, um doch zugeſtehen zu müſſen, daß zwiſchen Römern und Griechen in Betreff des Staatsbewußtſeins ein großer Unterſchied beſteht. Wer geſchichtlich betrachtet die einen hochſchätzt, wird den andern weh thun müſſen. Das Claſſiſche zeigt ſich in der Geſchichtsbetrachtung nicht wie in der Litteratur, oder in der Religion und ihren Mythen als etwas ſchön vereinbarliches, ſondern als etwas gegenſätzliches, was nur durch die ſchwierigſten hiſtoriſchen Ueberlegungen zu begreifen ſein wird. Nun ſagt man, die alte Geſchichte ſei etwas einfaches und weniger complicirtes als unſere neueſte Staatsgeſchichte. Aber ich finde das gar nicht. Wer der Fürſt Bismarck war und welche Aemter er bekleidete, vermag man jedem zwölfjährigen Knaben ganz genau zu erklären, und ſein Nachfolger kann leibhaftig und täglich gezeigt werden. Dagegen behaupte ich, daß noch niemals ein Abiturient das Gymnaſium verlaſſen hat, der einen rechten Begriff davon gehabt hätte, was und wer eigentlich der beſtändig beſprochene berühmte Perikles geweſen iſt. Bedenkt man noch außerdem die endloſen Erörterungen über alle möglichen griechiſchen Verfaſſungen, — es iſt ein Glück für die ſtudirende Welt,

daß nicht alle Bücher der Aristotelischen Politik erhalten sind — so darf man sagen, der frühe Unterricht in griechischer und römischer Geschichte kann gar nichts anderes hervorbringen, als eine Gewöhnung, alles historische halb zu verstehen, ungenau zu begreifen, in einem gewissen Zwielicht zu empfangen und in unverstandenen Worten wiederzugeben. Wenn es sich vollends um große Verwaltungsereignisse handelt, wie die Seisachthie, von der dann der Lehrer selbst nur die Ueberzeugung hat, daß darüber ein Dutzend Meinungen bestehen können, so wird man doch nicht sagen wollen, daß die Verhältnisse so einfach und leicht begreiflich seien. Da begreift sich doch der österreichische Staatsbankerott von 1811 sehr viel leichter. Oder sind etwa die Gracchischen Gesetze leichter zu verstehen, als die Unfallversicherung?

Nein! Mit der Leichtigkeit des Verständnisses der politischen Verhältnisse des Alterthums sollte man wirklich keine Scherze machen und ich glaube nicht, daß Herr von Treitschke diese Ansicht theile. Was man bei dieser häufig ausgesprochenen Phrase wohl denken mag, ist offenbar etwas anderes. Ich vermuthe, man erinnert sich dabei gewisser Charakterschilderungen, die von besten Schriftstellern herrühren, gleichsam typisch von allerlei Personen des Alterthums bestehen und sich fortgeerbt haben. Und gewiß, diese Ueberlieferungen sind etwas reizendes und nicht genug hochzuschätzendes, aber man muß nur nicht behaupten, daß diese trefflichen Jugendschriften, die dem griechischen und römischen Jüngling eben das gegeben haben, was den Deutschen fehlt, die alte Geschichte wären. Nun sagt man aber: darum handle es sich gar nicht, es komme ja nur darauf an, dem jungen Menschen eben eine Reihe von idealen Bildern früh in die Seele zu legen. Dies sei es, was der Geschichtsunterricht zu leisten habe, und da könne keine andere Geschichte mit den großen Charakterzeichnungen, die das Alterthum darbietet, in die Schranken treten.

Wiederum ein Gesichtspunkt, der nicht eigentlich aus der Geschichte des Alterthums selbst herausgenommen wurde, sondern aus dem Litteraturbetrieb entsprang, den die Griechen und Römer auf uns vererbt haben. Hier müßte man also eigentlich sagen, die alten Schriftsteller waren uns in der Herrichtung des historischen Stoffes so überlegen, daß wir Heutigen nichts besseres thun können, als beim

Jugendunterricht noch mit ihren Hilfsmitteln zu operiren. Und in der That, ich wäre der letzte, der gegen diese Ansicht irgend etwas einzuwenden hätte. Wenn doch nur die wunderbar bildenden Parallelen Plutarchs fleißig gelesen würden! Aber an welchem Gymnasium wird denn Plutarch gelesen? — Ich kann nun aber nicht läugnen, daß die Sache immer auch noch eine andere Seite darbietet, die weniger aufmunterndes für den Jugendunterricht der alten Geschichte zeigt. Denn wenn man ehrlich sein will, so ist doch auch aus den besten Geschichtsbüchern der Alten die belobte Charakterbildung nur dadurch zu beziehen, daß man sehr sorgfältig und nach allen Seiten hin auswählt und einen sehr großen Theil der historischen Wahrheit verschweigt und unterschlägt. Ja, es ist überhaupt fraglich, ob man der Geschichte der Griechen im ganzen und überhaupt einen sittlich bildenden Werth für die Jugend noch beilegen würde, wenn nicht die pädagogische Voraussetzung des Goetheschen Mephisto von dem, was man doch nicht sagen darf, als ganz selbstverständlich gelten müßte.

Wollte man etwas paradoxes sagen, so könnte man behaupten, das sittlich bildende der alten Geschichte für die Jugend liegt hauptsächlich darin, daß sie dieselbe nicht wirklich erfährt und kennen lernt. Es ist heute, wo so viel unreifes und kindliches über classische Studien auf den Markt gebracht wird, fast peinlich, dieses Thema weiter auszuführen, aber gesagt muß es doch werden, daß in Betreff dessen, was den Bildungswerth der alten Geschichte betrifft, einige Heuchelei in neuerer und neuester Zeit für gerechtfertigt erachtet wird. Als die gelehrte Welt vor vier und fünfhundert Jahren nach den Wunderwerken des Alterthums griff, und jenem Taumel des Entzückens aus vollster Seele verfiel, dem nichts gleiches von geistvoller Hingebung an eine große Kunst und Litteratur an die Seite gestellt werden kann, war sie aufrichtiger und ehrlicher in Bezug auf die sittliche Bewerthung des Alterthums. Denn wenn man von Poggio gesagt hätte, daß er durch seine eminenten Studien des classischen Alterthums ein trefflicher Charakter geworden wäre, so hätte er das selbst nicht geglaubt. Mehrere seiner litterarischen Collegen ließen sich ihre Begeisterung für das Alterthum selbst durch das Zugeständnis nicht entreißen, daß sie sich damit doch mehr oder

weniger dem Teufel verschrieben hätten. Die Menschen waren eben damals unendlich viel naiver, als in späterer Zeit, wo man bekanntlich die griechischen Statuen mit blechernen Feigenblättern versehen ließ. Und wenn ich auch nicht glaube, daß gewisse griechische Laster der Humanisten aus der Begeisterung für Plato und Sokrates abzuleiten gewesen wären, so müßte man doch wohl einen kleinen Satyr dazu malen, wenn man behaupten wollte, daß die Tugenden der modernen Völker durch die wieder erwachten classischen Studien außerordentlich gewachsen seien.

Es liegt mir aber allzufern, diesen Gedankengang zu verfolgen; ich für meinen Theil verehre die Antiken in reinster Gestalt und betrübe mich immer über die blechernen Feigenblätter, die die modernste Pädagogik dazu geschaffen hat. Nur scheint es mir am Platze, gegenüber der Scheinheiligkeit mancher philologischen Schwärmer, zu zeigen, daß der Unterricht in der alten Geschichte doch manche Blöße bietet, ganz abgesehen von der Frage, welchen Zweck derselbe überhaupt verfolgen sollte. Wenn jemand das Bewußtsein unbedingtester Bewunderung des Alterthums in sich trägt, so würde es ihm schmerzlich sein, am Ende mit denen zusammengeworfen zu werden, die aus dem Schiffbruch ihres eigenen classischen Unterrichts jedenfalls nicht soviel Weisheit gerettet haben, als der römische Droschkenkutscher besaß, der mir vom Bock herunter zurief: „Da Herr! sehen Sie die Säule *unseres* heiligen Kaisers Trajan." Aber gegenüber dem Lärm der andern darf man doch auch nicht verschweigen, daß in Bezug auf die Einfachheit und Leichtigkeit des Verständnisses der alten Geschichte ebenso wie in Betreff der gerühmten Charakterbildung einige Schönfärberei nicht gerade zu den Seltenheiten der modernen Pädagogik zu gehören pflegt. Alle diese Erwägungen werden indessen für jene, denen der unbedingte Werth der alten Geschichte, als des wahren Fundaments alles historischen Verständnisses unserer Zeit, keinem Zweifel unterliegt, ohnehin nur eine sehr untergeordnete Bedeutung haben. Denn daß der gebildete Mensch von der alten Geschichte in seiner Jugend recht viel und recht gutes erfahren haben müßte, um die deutsche Nation in ihrer gesammten Entwicklung zu begreifen, liegt auf der Hand. Ich glaube nur, daß auch das Alterthum richtiger verstanden werden wird, wenn an der

Hand der modernen Geschichte dem Jüngling wirklicher historischer Sinn und wirkliches historisches Verständnis aufgegangen sein wird.

Das, was den heutigen Geschichtsunterricht in alter Geschichte für die regelrechte Bildung des historischen Sinns und historischen Bewußtseins jedoch verderblich macht, ist gar nicht etwa die Classicität an sich, deren innerer Werth unter allen Umständen ein erhebender ist und immer erhebend gewirkt hat. Nicht Plutarch und Livius schädigen diese historischen Empfindungen des jungen Menschen, sondern der Kriticismus, die dem Gymnasiasten gar nicht vorzuenthaltende Kunde, daß es in Wahrheit eine Menge Fabeln sind, die im Alterthum für Geschichte ausgegeben wurden, die vollständige Durchsäuerung aller und jeder historischen Ueberlieferung des Alterthums mit Skepsis jeder Art, die hochmüthige und doch berechtigte Besserwisserei des Lehrers, der sich glücklich schätzt, wenn er im Gegensatze zu Livius sagen kann: Die heutige Forschung — ja die höchststehende Offenbarung der echten, vorurtheilslosen Wissenschaft weiß nichts von den sieben Königen von Rom, aber der arme Schelm von Livius hat an die Märchen noch geglaubt. Und diese an sich ganz richtige und gar nicht zu entbehrende wissenschaftliche Kritik zieht sich von der Geschichtsstunde in die Lateinstunde und von der Lateinstunde in die Geschichtsstunde hinüber und dabei meint man, daß es denkbar wäre, irgend einen historischen Sinn großzuziehen? Mit wahrer Wonne bemerke ich eben jetzt in den neu herauskommenden Briefen Rankes, daß es vergönnt ist, auch hier den Altmeister zu berufen, und selbst in einer solchen Frage auf sein untrügliches herrliches Urtheil zurückzugreifen: „Dabei habe ich bemerkt," schreibt Ranke am 10. Juli 1828, „daß die stete Beschäftigung mit den Alten zwar geeignet ist, bei guter Gesinnung zu erhalten, allein daß sie doch den Blick beschränkt — wie er (Ranke spricht von einem bekannten Philologen) denn in Hinsicht der Historie die gröbsten Vorurtheile hegt — und etwas geneigt zum Sophisma macht." „Diese Leute sind Idealisten, Liberale, Rationalisten und ihre Ueberzeugungen hangen gut zusammen, obwohl sie falsch sind."

Kaum jemals dürfte mit wenigen Worten beherzigenswertheres gesagt worden sein, und noch dazu von einem Ranke, den man wahrlich nicht für einen Feind der classischen Studien halten wird. Aber wenn

vor ſiebenzig Jahren durch die Einſeitigkeit des Claſſicismus immerhin doch Idealismus, wenn auch in der Form von Rationalismus und Liberalismus nach Rankes Urtheil, gezeitigt worden iſt, ſo wird man dies heute kaum mehr behaupten wollen, weder in Hinſicht auf den Liberalismus noch auf den Idealismus. Das vorwiegende Reſultat des heutigen Studiums der alten Geſchichte iſt, wie man anerkennen muß, in Bezug auf die Geſinnung neutraliſirt, weil die Sicherheit des Vertrauens gerade in diejenigen Schriftſteller untergraben iſt — und wiſſenſchaftlich betrachtet, konnte dies ja nicht anders ſein — die man als junger Menſch auf der Schule kennen lernte. Ich will nicht davon ſprechen, was es heißt, wenn ein Rieſengeiſt, ein hiſtoriſches Genie erſten und größten Ranges, wie Tacitus, von Schülern unter dem Einfluß der in der ganzen Welt verbreiteten Kritik geleſen wird. Auch der beſte Hiſtoriker weiß in der Geſchichtsſtunde den jungen Leuten wahrhaftig nichts als verwäſſerte Dinge aus den Hiſtorien und Annalen des großen Schriftſtellers zu erzählen, und in der That kann er gewiſſenhafterweiſe heute nur abfällig ſprechen, wo ehemals nur Bewunderung ſprach, denn daß ſich der hiſtoriſche Lehrer vor lauter Pädagogik zum reinen Lügner herabwürdige, wird man doch nicht wollen. Und dabei wollte Herr von Treitſchke noch den Satz aufrecht halten: „Die alte Geſchichte wäre etwas ſo einfaches?“

Nein, ich ſcheue mich nicht, auch hier zu wiederholen, daß es nur ein Zeichen der grundguten Natur des politiſchen Menſchen iſt, wenn ihm durch den Kriticismus noch nicht jede Faſer des geſchichtlichen Bewußtſeins durchſchnitten wurde, aber daß es nicht ſehr weit davon ſteht, dies beweiſen, wenn ich nicht irre, die tauſendfältigen Stimmen, die ſich heute gegen die claſſiſchen Studien vernehmen laſſen, und die in Betreff des Geſchichtsſtudiums in beſtem Falle nur noch ein Achſelzucken zu verrathen ſcheinen.

Wie ganz anders vermöchte man dagegen für das Studium der Geſchichte von Völkern einzutreten, deren großes Erbe unſere moderne Welt ſo reich und angeſehen gemacht hat, wenn man ihre Ueberlieferungen als einen köſtlichen Schatz der Weisheit einfach und ohne Anſpruch auf die Verdrängung unſerer eigenen nationalen Erinnerungen mittheilen und lehren wollte. Es wäre wohl eine Aufgabe, der ſich die Schulmänner mit beſtem Erfolg unterziehen müßten,

technisch und didaktisch eine Aenderung des historischen Unterrichts herbeizuführen, der einerseits den höchsten Principien entspräche und andererseits doch die jetzigen Ziele einer wirklichen Kenntnis des Alterthums nicht störte. Ohne daß ich mich in die Details dieser Fragen einlassen kann, will ich doch nicht unterlassen zu bemerken, daß in einer Schule, wo man auf Grundlage der genealogischen Tafeln einige Zeit hindurch die Lebensgeschichten unserer Väter, Großväter und Urgroßväter behandelt haben würde und Liebe, Achtung und Begeisterung für ihre Werke, Thaten und für des Vaterlandes Größe erzeugt und den historischen Sinn der Nation mächtig gefördert haben würde, gar keine Schwierigkeit bestände, an den systematischen Unterricht des Gesammtverlaufs geschichtlicher Dinge heranzutreten.

Dieser zusammenhängende Geschichtsunterricht wird mindestens 6 und höchstens 8 Semester umfassen können und wird in ein Lebensalter fallen, wo eine Möglichkeit vorhanden ist, allerdings auf das Verständnis des Zusammenhangs der Völker untereinander hinzuwirken. Hierbei würde der allgemeine weltgeschichtliche Standpunkt ebensosehr sein Recht finden, wie in den früheren Stufen, auf denen man auch jetzt schon das biographische Moment so gerne zu betonen pflegt, der nationale. Dagegen scheint es mir, und dies will ich gegenüber mancher hervortretenden Richtung ausdrücklich hervorheben, nicht für richtig, beim vollen Unterricht der Gesammtgeschichte irgend welcher Stufe den weltgeschichtlichen Standpunkt aufzuheben. Es ist gar zu traurig, die Unkenntnis der englischen und französischen Geschichte zu sehen, die schon heute manchmal bemerkt werden kann.

Wenn ich nicht irre, ist auch in diesen Bestrebungen eine Art von Reaction gegenüber der Unterdrückung des historisch-nationalen Bewußtseins durch die classischen Studien zu erblicken. Was man plötzlich entdeckte, war nichts anderes, als daß der junge Mensch von allen möglichen Nationen mehr und eingehenderes erfahren habe, als von der deutschen. Den Homer mußte man auswendig lernen, von der Edda erfuhr man wenig. Die Unkenntnis der Samniterkriege war vielleicht ein großes Verbrechen, von den Napoleonischen Kriegen dagegen hatte man wahrscheinlich nur ein höchst unvollkommenes Bild davon getragen. Alle diese Resultate einer falschen Auffassung der

Historie im ganzen und großen, verdichteten sich dann in der Erinnerung an die Jugendzeit oft zu einer ungerechten Anklage und zu einer Unterschätzung dessen, was man doch immerhin in der Schule gelernt hat, und so gelangte man zu einem Extrem, das sich dann wieder in gänzlicher Verwerfung gewisser classischer Grundgedanken der modernen Cultur äußerte.

Es ist aber durchaus nicht meine Absicht, mich auf dieses allgemeine Gebiet zu begeben; für die Geschichte fordert die principielle Erwägung der Wissenschaft als solcher einerseits Bildung des historischen Bewußtseins der Nation und andererseits Kenntnis des weltgeschichtlichen Zusammenhanges. Des letzteren sich entäußern zu wollen, um gleichsam einen Rückschlag gegen früher geübte Unbilden zu führen, wäre sehr zu bedauern. Denn man würde dadurch die richtige Erkenntnis der Geschichte des eigenen Volkes und des Verständnisses seiner Triebe und Anstrengungen nur beeinträchtigen. Sowohl nach der zeitlichen Entwicklung wie nach der räumlichen Zusammenfassung kann das, was mit den Thaten und Leistungen der deutschen Nation zusammenhängt, nicht leicht groß genug gedacht und angelegt werden. Man bilde sich nur nicht ein, daß man von deutscher Geschichte auch nur den leisesten Begriff haben könne ohne Kenntnis von Italien, Frankreich und England, und man denke nur nicht, daß das lebendigste und tiefste Bewußtsein des Fortlebens des römischen Reiches, seiner Institutionen, seines Rechts, seiner Machtansprüche und seiner Ideale jemals auch nur einen Augenblick in der deutschen Geschichte geschlummert habe. Wenn jemand deutsche Geschichte zu verstehen meint, ohne die deutlichste Vorstellung von allem zu haben, was römischer Staat hieß, so lebt er eben in einer schweren Täuschung.

Es kann sonderbar und vielleicht manchem unnöthig erscheinen, Dinge dieser Art erst aus den principiellen Erörterungen über Geschichtswissenschaft überhaupt ableiten zu wollen, da es wohl nie ein Schulsystem gegeben, das dergleichen nicht als selbstverständlich vorausgesetzt hätte, und doch darf man sagen, daß Erinnerungen über den Zweck des geschichtlichen Studiums niemals überflüssig gewesen sind. Auch heute dürfte man kaum verkennen, daß bedeutende Schwankungen und Meinungsdifferenzen über die wissenschaftlichen

Aufgaben vorhanden ſind und ihrer Natur nach auf den Schulunterricht drücken.

Vor Zeiten wurde in Deutſchland dem Bedürfnis nationaler hiſtoriſcher Bildung namentlich nach der ſtaatsrechtlichen Seite auf den Univerſitäten mehr Rechnung getragen. Heute dagegen hat ſich der Univerſitätsunterricht in Geſchichte vertieft und ſpecialiſirt, und im großen und ganzen erſtrebt kein Menſch mehr eine weitere hiſtoriſche Fachbildung, der ſein Abiturientenexamen glücklich überwunden hat, außer wenn er dieſes Fach zum Gegenſtande ſeines ſpeziellen Lebenszweckes und Brotſtudiums gemacht hat. Der verſchwindend kleine Procentſatz von jungen Männern, die ſich mit Geſchichte auf den Hochſchulen beſchäftigen, um ihre allgemeine Bildung zu vervollſtändigen, kann kaum noch den Anſpruch erheben, daß ihre Bedürfniſſe von Seite der Lehrer der Univerſitäten beſondere Berückſichtigung erfahren. Denn dieſe ſind wiederum ſo vollſtändig mit der Ausbildung des eigentlichen Gelehrtenſtandes hiſtoriſcher Forſcher beſchäftigt, daß dem gegenüber jeder andere Zweck zurückzutreten ſcheint.

Da man weder hoffen noch wünſchen könnte, daß durch etwaige beſondere Veranſtaltungen von Seite der Behörden eine Erweiterung des allgemeinen Betriebes der Hiſtorie angeſtrebt werde, ſo wird man ſich doch wohl an die Thatſache gewöhnen müſſen, daß alles das, was von Seite des Staates für die hiſtoriſche Bildung der Nation auf dem Wege des Unterrichts zu geſchehen vermöchte, *nur durch eine entſprechende Organiſation desſelben auf den Mittelſchulen geſchehen kann*. Die Lehrer der Geſchichte an dieſen Anſtalten erhalten dadurch eine Bedeutung und ihre Unterweiſungen eine Wichtigkeit, die nicht größer gedacht werden können. Sie ſind auch thatſächlich ganz und gar in dieſer Beziehung in die Stellung eingerückt, die in viel älteren Zeiten den philoſophiſchen Facultäten in Bezug auf die Pflege der allgemeinen Bildung zukam. Dieſe Veränderung der thatſächlichen Verhältniſſe trifft auch dann zu, wenn man auf das Alter der jungen Leute blickt, die jetzt und die ehedem durchſchnittlich in die Hörſäle der Univerſitäten traten. Die, welche vor 100 und vielfach ſelbſt noch vor 50 und 60 Jahren Geſchichte an den deutſchen Univerſitäten zum Zwecke der Vervollſtändigung ihrer Bildungselemente hörten und neben dem Collegium

logicum ein paar historische Vorlesungen belegten, waren Leute in viel jüngeren Jahren als heute. Die Ausschließung aller Zuhörer von den Akademieen, die nicht durch das Abiturientenexamen gegangen sind, ist zudem eine verhältnismäßig neue Einrichtung. Vor hundert und zweihundert Jahren fragte niemand, wo jemand sein Latein her hat, der auf den Universitäten die Immatriculation beantragte. Alle diese Dinge sind heute verändert, die Universität hat sich als eine Fachbildungsanstalt im strengsten Sinne des Wortes entwickelt und sieht darin ihre Bedeutung. Daß man gewisse traditionelle Phrasen von der universitas literarum, welche im Mittelalter übrigens einen total verschiedenen Begriff gab, als den der allgemeinen höchsten Wissenschaftsbildung, Phrasen über die Idealität der höchsten Aufgaben, oder über die Einheitlichkeit aller Wissensgebiete bei feierlichen Gelegenheiten zu hören bekommt, ändert nichts an den nothwendigen durchaus praktischen Fachbildungszwecken, die heute jeder junge Mann ins Auge faßt, der die Universitätsräume betritt. Wie Herr von Treitschke erwarten kann, daß sich die Tausende und Tausende von vielgeprüften und fachmäßig geplagten jungen Männern, die mit der Aussicht, vielleicht in sechs oder acht oder auch zwölf Jahren zu einem dürftigen Staatsbrot zu kommen, Studenten geworden sind, jetzt noch ernstlicher in die Geschichte vertiefen werden, ist mir unbegreiflich. Und so kann ich in der That nichts anderes sagen, als daß ich von jedem Standpunkte der Betrachtung aus immer wieder zur Ueberzeugung zurückkomme, der einzige wirkliche Vermittler historischen Unterrichts in unserer Nation ist, soviel ich sehe, der Lehrer an den Mittelschulen. Ich bin weit entfernt, diesen natürlichen Gang der Dinge zu bedauern.[1]

Noch ein anderer Umstand gesellt sich auf den Universitäten zu der Schwierigkeit, neben der gesuchten Fachbildung auch noch allgemeine historische Collegien zu hören. Jede wissenschaftliche Disciplin hat sich vermöge ihrer Ausbreitung und Vertiefung auch für sich selbst schon ihre historischen Fundamente geschaffen. Der Jurist ist gewohnt, seine Rechtsgeschichte zur Grundlage aller seiner Erörterungen zu machen und verlangt von seinen Fachbeflissenen eine geradezu

[1] Vgl. oben Seite 368 und 369.

staunenswürdige Kenntnis aller historischen Voraussetzungen seiner Wissenschaft. Die Theologen haben ihre Kirchengeschichte nicht nur von jeher privilegirt, sondern betreiben dieses Studium in einer vor einem Menschenalter noch ungeahnten Ausdehnung. Selbst der Mediciner findet heute auf jeder Universität seinen trefflichen Geschichtsprofessor der Medicin, und ich muß doch ehrlich sagen, daß ich meinem eigenen Sohn nicht rathen werde, wenn er Mediciner ist, statt der Geschichte der Medicin bei mir ein Colleg über die Geschichte der Kreuzzüge zu hören; der junge Mann thut doch viel besser über die ihn interessirende lepra und die Kreuzzugskrankheiten der Abendländer bei dem Mediciner etwas zu erfahren. Falls überhaupt Zeit bleibt, etwas allgemeines zu hören, so bietet jede Facultät jedem ihrer Mitglieder heutzutage eine solche Masse von interessanten Vorlesungen über Grenzgebiete der Wissenschaften dar, daß ich mich wundere, wenn ein junger Mann seinen allgemeinen Bildungsdurst nicht innerhalb seiner Facultät reichlich befriedigt.

Wie sehr man sich auch dagegen sträuben möchte, das Universitätsstudium der Geschichte ist ein Fachstudium geworden, sogut wie die Mathematik oder die vergleichende Grammatik. Daß sich an die Fachgenossen immer noch ein minimaler Procentsatz von Liebhabern anschließt, ist auch nur ein Beweis des unverwüstlichen inneren Werthes und Interesses, das der Geschichte anhaften bleibt. Aber auf eine Vergrößerung dieses Liebhaberpublikums ist nicht zu rechnen. Wer nicht einen ausreichenden Fond von historischen Kenntnissen von den Gymnasien mitgebracht hat, wird ihn durch systematischen Unterricht in der Regel in diesem Leben nicht mehr erreichen.

Die Bildung des historischen Bewußtseins in den größeren Kreisen der Gebildeten, ich wiederhole es noch einmal, ist heute fast ausschließlich in die Hand des Lehrers an den Mittelschulen gegeben. Wie man sich die letzteren auch eingerichtet denken mag, — was die Geschichte anbelangt, so ist die Aufgabe des Lehrers hier im Hinblick auf die staatliche Seite des Gegenstandes, die höchste, edelste und verantwortlichste.

Im Augenblicke, wo ich dieses niederschreibe, hat die Frage des historischen Unterrichts eine besondere Bedeutung erhalten und die sachkundigsten Kreise beschäftigt. Es scheint, daß das Bedürfnis,

dem Geschichtsstudium im deutschen Volke eine tiefere staatliche Bedeutung zuzuwenden, lebhafter empfunden wird, als seit geraumer Zeit. Aber wenn man an die Personen denkt, denen diese große Aufgabe zu lösen zukommt, kann da ein Zweifel darüber bestehen, daß alles weitere von der Entscheidung abhängig sein wird, welche Fachbildung der deutsche Lehrer der Geschichte braucht?

Das an den Universitäten betriebene historische Fachstudium hat seit länger als einem Menschenalter vorwiegend die Forschung im Auge gehabt. In dieser Richtung hat es nicht an verdienter Anerkennung und Bewunderung selbst der Franzosen gefehlt und es genügt, darauf hinzuweisen, wie manche Gelehrte unter denselben das deutsche Geschichtsstudium ihren Landsleuten als Muster gepriesen, obwohl es in Paris nicht an einer historischen Schule fehlte, die wieder von manchen deutschen Gelehrten als ein Vorbild der Unterweisung in den Hilfswissenschaften der Geschichte angesehen zu werden pflegte. So steigerte man sich gegenseitig in dem auf die Forschung und auf die historische Production gerichteten Betrieb der historischen Wissenschaften und zwischen den deutschen, österreichischen und französischen historischen Instituten und Seminarien ist ein Wetteifer entstanden, der kaum jemals seines gleichen hatte. Hierbei konnten manche Meinungsverschiedenheiten über Methoden der Forschung oder Aufgaben der Geschichtsschreibung kaum eine Störung verursachen. Im ganzen und großen wird niemand verkannt haben, daß dem jüngeren Nachwuchs die vollkommenste Unterweisung in allen auf die Forschung bezüglichen Dingen seit mehr als einem Menschenalter zu Theil wird. Man kann darüber streiten, ob die Forschungslehre nicht in manchen Punkten großer Verbesserungen fähig gewesen wäre; und ich habe meinerseits in den voranstehenden Versuchen mich nicht gescheut zu zeigen, daß in manchen Punkten das kritische Verfahren auf einem Irrthum beruht; aber was die Universitäten dem jungen Geschichtsforscher bieten, sind lauter Dinge, die gekannt und gelernt sein müssen, und die sich vorangegangene Geschlechter nicht selten in mühevollster Weise, oft nur auf dem Wege der Selbstbelehrung aneignen konnten. Nicht nur der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, sondern auch der Geschichtslehrer muß sein Handwerkszeug kennen und zu gebrauchen wissen. Er muß sich darauf verstehen,

die Ueberlieferungen der Geschichte zu suchen, zu finden und zu behandeln. Wie der Jurist in seinem Corpus iuris die Titel aufzuschlagen und der Canonist seine Dekretalen zu finden wissen muß, so muß der Historiker seine Chroniken und Urkunden zu lesen und zu unterscheiden gelernt haben. Weit entfernt, dem höchsten Unterrichtsbetrieb der historischen Wissenschaften in dieser Beziehung eine Beschränkung zumuthen zu wollen, darf man vielmehr die Frage offen lassen, ob nicht mit der Zeit eine erhebliche Vermehrung der auf den Geschichtsunterricht bezüglichen Disciplinen an den Universitäten herbeizuführen sein wird. Denn thatsächlich liegen heute bei aller Vielgestaltigkeit des historischen Unterrichts eine Anzahl von wichtigsten Gebieten des Wissens gänzlich brach. So wird beispielsweise kaum irgendwo ein Colleg über Wappen-, Siegel- und Münzkunde gelesen, geschweige denn, daß besondere Lehrstühle für diese hochbedeutsame Grundlage aller Geschichtswissenschaft bestehen. Während Handschriften- und Inschriftenkunde durch eifrigen Betrieb an den Universitäten zu hoher Entwickelung gekommen und in weiten Kreisen verbreitet sind, blieb die Wappenkunde merkwürdigerweise auf die Liebhaberkreise beschränkt, wenngleich durch diese auch vieles treffliche in neuester Zeit geleistet worden ist. Die Zurücksetzung der Münzkunde, vom Medaillenwesen gar nicht zu reden, ist aber um so auffallender auf den deutschen Universitäten, als sich für diese Disciplin nicht bloß die Historiker, sondern auch die Antiquare, Philologen und Nationalökonomen interessiren müßten.

In Bezug auf die Wappenkunde und ihre weit verbreitete Unterschätzung war vor kurzem eine Mittheilung bezeichnend, die durch die Zeitungen lief. Denn bei der Aufführung eines historischen Stückes im Berliner Theater kamen so grobe heraldische Verstöße vor, daß sich der anwesende Kaiser selbst zu einem Tadel bestimmt gesehen haben soll. Statt daß nun ein solches Vorkommnis von allen Seiten ernst genommen worden wäre, gab es Blätter, die einer Wappenfrage gegenüber einen scherzhaften Ton anzuschlagen im Stande waren. Deutlicher konnte aber nicht die Verwahrlosung dieses wichtigen Gebiets im deutschen Geschichtsunterricht nachgewiesen werden.

Dies aber ist nicht einmal der einzige Mangel im geschichtlichen Unterricht unserer Zeit. Fast noch schlimmer steht es mit der histo-

rischen Staatenkunde, die bei dem erfreulichen Aufschwung des naturwissenschaftlichen Betriebs der Geographie allzusehr zurückgetreten ist. Eine verständnisvolle historische Unterweisung kann nicht von dem historischen Atlas getrennt werden. Die Verbindung der politischen und naturwissenschaftlichen Geographie hat die Historiker benachtheiligt. Wie die Sache heute liegt, bedarf es zur Erfüllung der Aufgaben, welche die Geschichtswissenschaft stellt, der Gründung eines neuen Faches, das seine Anlehnung in der modernen Statistik finden wird. Die historische Statistik und Staatenkunde ist von einer auch nur einigermaßen entsprechenden Unterweisung in Geschichte etwas so untrennbares, daß der Lehrer selbst auf den untersten Stufen des Geschichtsunterrichts diese historisch-geographische Wissenschaft nicht entbehren kann.

Das Auffallendste an diesen Mängeln des höheren Unterrichts ist nun aber dies, daß sie alle in einer Richtung liegen, in der die deutschen Universitäten seit so vielen Jahren besonders hervorzuragen strebten. Denn wenn man irgendwo das Lob des modernen historischen Unterrichts in Deutschland aussprechen hörte, so hieß es immer: die Hilfswissenschaften! — was wir jetzt in den Hilfswissenschaften leisten, ist ja geradezu erstaunlich! Und in der That kann man den Regierungen und Instituten nicht genug dankbar sein für die Masse des Materials, welches in Lehrmitteln dargeboten wurde, um sich in einer ganzen Reihe von Wissenszweigen mit leichtester Mühe zu unterrichten und unterrichten zu lassen. Von der Lectüre der Inschriften aller Völker bis zur Entzifferung der römischen Wachstafeln und der zerstörten Urkunden und Palimpseste des Mittelalters giebt es nichts im Gebiete historischer Fertigkeiten, was nicht bei den vortrefflichsten Lehrern gelernt werden könnte. Wenn Johannes von Müller heute aufstände, so würde er sagen: O! glückliche Jugend, die in Zeit von drei oder vier Jahren den ganzen Umkreis der Historie in den originalsten Quellen zu studiren in der Lage ist, während mein ganzes Leben nicht hinreichte, mich nach der Meinung meiner historischen Epigonen gegen den Vorwurf einer schwachen Quellenforschung zu schützen. Und wenn vollends Gibbon die Inscriptionen-Werke sehen könnte, so würde er jedenfalls anerkennen müssen, daß er im Besitze derselben sein berühmtes Werk weit besser

geschrieben hätte. Ob er aber nicht dabei dächte, daß es dann auch besser geworden wäre, als die es machen, welche heute Geschichte schreiben, bleibt ungewiß, und ich will diese Frage hier umsoweniger erörtern, als ich bloß vom Unterrichte spreche. Das, was bei diesem eifrigen Betrieb jener Zweige, die man die historischen Hilfswissenschaften zu nennen sich gewöhnt hat, unerfindlich bleibt, ist der Umstand, daß man in dieser Richtung nicht zu einer allseitigen Umfassung der gesammten dahin gehörigen Disciplinen gelangt ist, und daß einzelne Zweige des historischen Wissens wie die Münzkunde und Wappenkunde eigentlich heute im Unterrichte mehr vergessen sind als vor hundert Jahren.

In diese Reihe der vergessenen Hilfswissenschaften könnte nun allerdings auch die Genealogie gesetzt werden, welche in früheren Jahrhunderten eine so viel größere Beachtung von Seite der Gelehrten erfuhr, daß man heute noch vorherrschend von dem Fleiße der alten Genealogen wissenschaftlich zu leben gezwungen ist. Und während die heutige historische Gelehrtenwelt tief in den Geldsäckel zu greifen geneigt ist, wenn es sich darum handelt, Urkunden facsimiliren zu lassen, ist es keiner gelehrten Körperschaft eingefallen, auch nur die geringsten Mittel für die dringendst nöthigen genealogischen Werke flüssig zu machen. Ja man könnte sagen, es ruhe auf diesen Studien ein eigenes Verhängnis; denn die zwei einzigen uneigennützigen und trefflichen Gelehrten an deutschen Universitäten, die vor einiger Zeit sich der Genealogie zugewendet hatten, der verdienstvolle Herausgeber der Voigtelschen genealogischen Tafeln, Adolf Cohn und der durch Gedächtnis und riesigen Sammelfleiß gleich bekannte Hopf, starben frühzeitig und hinterließen unvollendete Arbeiten. Daß gerade auf diesem Gebiete durch gelehrte Körperschaften Aufmunterung, Anregung und Unterstützung gegeben werden müßte, ist jedermann klar, außer denen, die in den gelehrten Körperschaften alles am besten zu machen wissen. Wie die Sache heute liegt, so fehlt es selbst für den genealogischen Unterricht sowohl auf den höchsten, wie auf den unteren Stufen fast gänzlich an brauchbaren Hilfsmitteln und wenn man auch für das, was der Privatfleiß einzelner Liebhaber des Gegenstandes mit bewunderungswürdigen Opfern darbietet, im höchsten Maße dankbar sein muß, so ist man doch in größter Ver-

legenheit, wenn man ſeinen eigenen Zuhörern ein handliches genealogiſches Werk empfehlen ſoll. Auch muß in der That die Nachfrage nach Büchern dieſer Art im Buchhandel ſehr gering ſein, da es ſonſt unbegreiflich wäre, daß ſich nicht die Schulbücherlitteratur längſt des Gegenſtandes bemächtigt hat. Würde man nach dieſen Thatſachen das in Deutſchland vorhandene Intereſſe für geſchichtliche Dinge beurtheilen ſo würde das Ergebnis gewiß ein trauriges ſein.

Die alten Genealogen waren der Meinung, daß man ohne Stammbaum überhaupt keine Geſchichtskenntnis erwerben könne und ich muß meinerſeits auch geſtehen, daß mir es ſchlechterdings unverſtändlich iſt, wie ſich die meiſten Menſchen in Deutſchland eine nicht unbeträchtliche Menge von Thatſachen zu merken im Stande ſind, ohne gleichſam einen lebendigen Stammbaum im Kopfe zu haben, an deſſen Zweige ſich die Daten der Hiſtorie mnemotechniſch anknüpfen können. Ich bin aber weit entfernt, den Erfahrungen der Herren Pädagogen irgend vorgreifen zu wollen, nur darf ich verſichern, ſchon ſeit vielen Jahren an mir ſelbſt die Beobachtung gemacht zu haben, daß ich in Bezug auf geſchichtliche Zeiträume, bei denen mir die genealogiſchen Verhältniſſe nicht vollkommen klar waren, niemals im Stande geweſen bin, die äußerlichen Ereigniſſe mir gegenwärtig zu halten. Es mag vielleicht etwas individuelles ſein, daß ſich meine hiſtoriſchen Vorſtellungsreihen ein für allemal in genealogiſcher Weiſe zu bilden pflegen, doch kann ich die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne in Rückſicht auf den hiſtoriſchen Unterricht die Lehrer aufmerkſam zu machen, daß ſich an der Hand der Genealogie die Ereigniſſe der Geſchichte wirklich dem Gedächtniſſe der Schüler faſt mühelos einzuprägen pflegen.

Wenn indeſſen die Genealogie in früheren Zeiten wie eine Hilfswiſſenſchaft vorgetragen worden iſt, ſo entſpräche dies meiner Auffaſſung geſchichtlichen Lebens, Wirkens, Entſtehens und Vergehens nicht. Was das hiſtoriſche Studium, der hiſtoriſche Unterricht leiſten ſollte, müßte gar nicht außerhalb der genealogiſchen Entwicklung geſucht werden dürfen. Vermag man es nicht ſchon auf den unterſten Stufen des hiſtoriſchen Unterrichts dahin zu bringen, daß das hiſtoriſche Ereignis nur innerhalb des Bildes einer Familienverknüpfung von Vätern und Söhnen, Großvätern und Enkeln, die Mütter nicht

zu vergessen, gedacht und im Gedächtnis behalten zu werden vermag, so ist es mit der Hoffnung, daß man in Deutschland zu einem gesunden historischen Bewußtsein, gleich dem der alten Römer, oder der modernen Engländer kommen werde, ohnehin vorbei. Die geistige Aufnahme des historisch Gewordenen hängt von der Bestimmtheit des Begriffs des zeitlichen Zusammenhangs der Thatsachen ab, und die Empfindung für das Geschehene entsteht aus der Anknüpfung an das Frühere oder Spätere. Wird dem Schüler, von welchem Alter immer, der historische Stoff nicht in dieser flüssigen Form einer von Geschlecht zu Geschlecht fortgehenden Erbschaft klar gemacht, so wird für ihn jegliche Geschichte zum Märchen. Es schließt als solches die Theilnahme des jugendlichen Gemüthes nicht aus, aber es zerstört gerade vermöge seiner Verwandschaft mit der geschichtlichen Empfindung den gesunden Sinn für den Realismus der politischen Entwicklung. Ich zweifle daher nicht, daß die genealogische Behandlung der Geschichte gerade im Unterricht ihre größten und schönsten Erfolge zu erwarten haben wird.

Die heutige Vorbereitung des Lehrers der Geschichte an den Universitäten ist vermöge der auf die Erforschung gerichteten Tendenzen der Wissenschaft dieser Auffassung und Behandlung des Unterrichtsstoffes nicht eben günstig. Ich weiß, daß man damit etwas sagt, was nicht gern gehört wird, aber wenn ich nicht irre, so denkt eine große Zahl von Menschen ähnliches, ohne daß es ausgesprochen wird. Man ergeht sich wahrscheinlich sehr häufig und allgemein in diesen Gedanken, die man dann wieder nur deshalb nicht weiter erörtert sehen will, weil sie ohnehin als allgemein bekannt und verstanden gelten. Indessen ist es doch wieder nicht ganz leicht zu sagen, worin die Schwierigkeiten eigentlich liegen. Jedermann weiß, daß es sich hier um eine Sache handelt, in der sich niemand von anderen etwas rathen läßt, weil jeder nur seine eigene Erfahrung für maßgebend halten kann. Es bleibt daher nichts übrig, als daß man seine Ansicht in aller Bescheidenheit einfach und ohne weiteres vorträgt, ohne den Anspruch zu erheben, anderen Ansichten damit entgegentreten zu wollen. Die meinige läßt sich in Bezug auf die Behandlung der Geschichtswissenschaft in drei Worte fassen:

Beseitigung des vorherrschenden Kriticismus.

Man bezeichnet freilich, wenn man sich so ausdrückt, eine sehr kleine Sache mit einem großen, man könnte fast sagen mit dem tiefsinnigsten Worte der neueren Philosophie, aber nicht von jenem Kriticismus ist die Rede, den Voltaire erobert und den Kant als herrliches Banner aller befreiten Menschengeister entfaltet hat, sondern von einem kleinen, nörgelnden, zerstörenden, spintisirenden Geschöpf, welches sich wie der Kobold auf des abergläubischen Bauern Wagen überall hinten aufsetzt, und nicht einen einfach erhebenden Gedanken, nicht einen freien Athemzug des Enthusiasmus gestattet, den Goethe verlangt hat. Der Kriticismus, den man aus dem Tempel der Geschichtswissenschaft austreiben soll, besteht in der falschen Vorstellung, daß man der wirklichen Historie sich dann am meisten nähere, wenn man das Kleinste mit einer dem grammatischen und philologischen Betrieb entnommenen Genauigkeit untersucht hat. Nun ist gegen ein solches Verfahren nicht nur nichts einzuwenden, sondern es gehört ganz nothwendig zu den geschichtlichen Aufgaben, man möchte fast sagen zu den selbstverständlichen Dingen da, wo es sich um die historische Production handelt. Doch steht diese Thätigkeit zu der Sache selbst bei der Geschichte in einem ganz anderen Verhältnis als bei der Philologie, deren Methoden hierbei nachgeahmt worden sind, und von der die ganze Richtung seit Wolf und Niebuhr ausgegangen ist.

Bei der Hochachtung, die jedermann dem Betrieb der heutigen Philologie schuldet und entgegenbringt, könnte man wohl annehmen, daß hier ein Mißverständnis nicht leicht möglich sein wird, ich glaube es aber doch der Sache schuldig zu sein, mich über den Gegenstand so deutlich, als es mir nur immer möglich ist, aussprechen zu sollen. Wenn der Sprachforscher seine Untersuchungen über den Sprachgebrauch einer Partikel macht, so liegt ihm ein vollständig erschöpfendes und erschöpftes Material vor; die Frage, die er zu beantworten unternimmt, ist in dem Material selbst ein für allemal gegeben. Der Historiker dagegen empfängt von der Sache, mit der er sich zu beschäftigen beabsichtigt, gar nichts. Der Gegenstand seines Studiums ist der Kaiser Karl der Große, von dem schlechterdings nichts unmittelbares zu erfahren ist, sondern von dem man bloß eine gewisse Anzahl von Ueberlieferungen besitzt, die durch den Kopf so

vieler Menschen hindurchgegangen sind, bis sie sich uns heute in irgend einer geschriebenen Form wahrnehmbar gemacht haben. Die Operationen, die an diesem Material gemacht werden können, bieten dem Unterricht über den Kaiser Karl den Großen daher selbstverständlich gar nichts unmittelbares. Das wesentliche, was sich dem Unterricht vielmehr darbietet und was daher auch vom Unterrichte verlangt werden muß, ist und bleibt ganz im Gegensatze zu der philologischen Untersuchung die Ueberlieferung selbst. Daß die Ueberlieferung nicht verloren gehe, hat der Unterricht zu besorgen. Wenn jemand glaubt, daß er seine Schüler zu Geschichtschreibern erziehen kann, eine Hoffnung, die ihn wahrscheinlich täuschen wird, so kann er sich doch nicht der Ueberlieferung entäußern, deren wirklicher Bestand vor allem gekannt und gelehrt werden muß. Für das Studium der Geschichte kommt es daher auf die Aufnahme des größten Umfangs, nicht auf die Untersuchung des kleinsten Theils der Ueberlieferungen an. Der Geschichtskenner braucht eine massenhafte Lectüre, der Kritiker bedarf einer kleinen Frage, wenn er sich zu einer Ansicht durchringen soll. Der wirksame Unterricht in der Geschichte hängt von der Masse dessen ab, was jemand an Ueberlieferungen kennt, weiß und allezeit bereit hat. Der Geschichtschreiber muß in dem Theil der Geschichte, den er beschreibt, bewanderter sein, als in vielen anderen. Es ist klar, daß die wichtigste Aufgabe des Geschichtsstudiums für jemanden, der sich mit historischem Unterricht beschäftigen will, in der Aneignung der Ueberlieferung als solcher liegt und zwar in so umfangreicher Weise wie möglich.

Wenn man statt dessen alle Aufmerksamkeit von Lehrern und Schülern auf dasjenige gerichtet sieht, was nur der Tummelplatz der kritischen Untersuchung ist, so läßt sich nicht verkennen, daß diese Richtung eine bedenkliche Folge für die geschichtliche Bildung der Nation überhaupt haben müsse. Während das Vertrauen in die einfache Ueberlieferung bis auf die Knochen erschüttert worden ist, sieht man es wie selbstverständlich an, daß man mit einem: vgl. Müller Schmidt oder Becker jede Einrede beseitigen kann. Der Dogmatismus der neuesten Geschichtslitteratur in Deutschland ist auf dem Wege unausgesetzter Kritik zu den Zeiten Bossuets wieder zurückgekehrt, wo schließlich nur noch die Autorität des Kritikers maßgebend ist. Wenn

man heute Voltaire wieder auferſtehen machen könnte, ſo würde er mit Schrecken bemerken, wohin dieſe Kritik ſchließlich geführt hat. Buckle ſagt von Voltaire, er wäre in beſtändigem Kampf und Streit geweſen „mit einem einfältigen, mühſeligen Geſchlecht, das die Vergangenheit bewundert, weil es die Gegenwart nicht kennt, ſein Leben im Staube vergeſſener Manuſcripte hinbringt, und ſich dann mit den Mitteln ſeiner geringen Gelehrſamkeit für befähigt hält, über die Angelegenheiten der Menſchheit zu ſpeculiren, die Geſchichte verſchiedener Perioden zu ſchreiben und ſogar jeder das Lob zu ertheilen, das ihr zukommt. Mit ſolchen Schriftſtellern war Voltaire immer im Kriege und niemand hat ſo viel gethan, um den Einfluß, den ſie einſt ſelbſt über die höchſten Wiſſenszweige ausübten, zu verringern.“

Niemand wird nun behaupten wollen, daß die heutige Geſchichtsforſchung ſich nicht auf den Wegen Voltaires von der Autorität der Ueberlieferungen gründlich befreit wüßte, aber würde nicht Voltaire am Ende ſagen, wenn er ſchon gezwungen werden ſoll, auf Autoritäten zu ſchwören: die Alten ſeien ihm immer noch lieber? Für allen Geſchichtsunterricht iſt die Annahme von Autoritäten Vorausſetzung aller Thätigkeit und aller weiteren Gedanken, wenn es aber dahin gekommen iſt, daß die Autorität nur noch da geſehen wird, wo die ſogenannte kritiſche Unterſuchung — und zwar immer die jedesmalige letzte, denn übermorgen iſt ja ſchon wieder eine andere maßgebend — ſtattgefunden hat, ſo iſt man auf einer abſchüſſigen Ebene angelangt, auf welcher ſich alles hiſtoriſche Intereſſe mit Rieſenſchritten entfernen wird. Wer die Entwicklung der Dinge in den letzten dreißig Jahren beobachtet hat, konnte bei einigermaßen ſehenden Augen den Abfall des Intereſſes von Jahr zu Jahr mit Händen greifen. Er würde noch größer geweſen ſein, wenn nicht die ungeheuere Zunahme des allgemeinen Lehrerbedarfs in den letzten zwei Dezennien dem Geſchichtsſtudium einen größeren Broterwerb geſichert hätte. Der Ueberdruß und die Ueberſättigung der hochtönenden kritiſchen Studien liegt klar vor Augen, aber ich muß mich auch hier ernſtlich dagegen verwahren, daß ich irgend eine einzelne Perſon, irgend eine Lehrkanzel, irgend einen Ort auch nur im entfernteſten für dieſen Gang der Dinge verantwortlich machen könnte oder wollte. Vielmehr kann ja gewiß auch nicht der leiſeſte Zweifel dar-

über beſtehen, daß niemals in der Geſchichte des deutſchen Unterrichtsweſens eine gleich große Zahl von gewiſſenhaften, trefflich unterrichteten, thätigen, productiven und ſcharfſinnigen Lehrern und Gelehrten im hiſtoriſchen Unterricht wirkten wie heute.

Es iſt eben die Richtung, das Syſtem, welches in der Form des Kriticismus ſich wie eine Laokooniſche Schlange um die Studien der Geſchichte geſchlungen hat, und ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß in dieſer auf- und abſteigenden Linie des hiſtoriſchen Intereſſes vielleicht auch etwas regelmäßiges liegen mag.

Wenn ſich erſt wieder auf den Trümmern der ſogenannten kritiſchen Schule, die ein Menſchenalter hindurch die Studien beherrſchte, der Geiſt und das Verſtändnis der liebevoll gepflegten hiſtoriſchen Ueberlieferung erhebt, ſo wird keine Frage ſein, daß das hiſtoriſche Intereſſe mächtiger geſtärkt werden wird. Nichts war für die Litteratur der letzten dreißig Jahre bezeichnender als die Selbſtvernichtung, mit der man alles von den Geſchichtsbüchern, Handbüchern, Lehrbüchern fern hielt, was dem geſchichtlichen Stoffe Anſchaulichkeit, Charakteriſtik und Wärme geben konnte. Nur zu früh mußte der junge Menſch erfahren und in verba magistri beſchwören, daß die wirklich hübſchen Sachen in der Geſchichte häufig erlogen ſind: Von den Weibern von Weinsberg und dem Kniefall des Kaiſers Friedrich bis zu den reizenden und durch nichts zu erſetzenden Kriegsanekdoten des großen Friedrich iſt alles kritiſch zerſetzt und mit hochweiſer Miene belächelt worden. Lohnt es ſich denn überhaupt noch, in der Geſchichtsſtunde zuzuhören? „Sicher ereignet“ hat ſich ja doch nur das, was langweilig oder unverſtändlich iſt.

Welcher Schatz von ererbter, großartiger, die Völker beglückender Weisheit durch die Ausmerzung alles anekdotenhaften Materials aus den Geſchichtsbüchern verloren gegangen iſt, ahnt der heutige kritiſche Lehrer oft gar nicht mehr, und während der irrthümliche Standpunkt, der dieſen Dingen gegenüber eingenommen wurde, lediglich in dem Geſichtswinkel des Beobachters und Erzählers lag, hat der Kritiker gemeint, die Schädlichkeit liege in der objectiven Erzählung. Und weil jener ungeſchickt und ſchwerfällig genug war, eine charakteriſtiſche Anekdote, von der es doch immer vollkommen gleichgiltig iſt, ob ſie wahr oder unwahr, mit Verſtand und Humor vorzutragen, ſo ſoll dieſe aus der

Geschichte überhaupt verbannt sein. Die wirkliche, echte, unmittelbare Ueberlieferung ist aber immer anekdotenhaft und nur ein Thor kann meinen, daß er das Recht hätte, das, was die Alten die Novelle nannten, zu unterdrücken.

Wie schwer es übrigens heute schon geworden ist, den thatsächlichen Bestand der Ueberlieferungen noch zu bewahren, wird jedermann bemerken, der sich bei irgend einer Gelegenheit bemüht, etwa die einfache historische Ueberlieferung kennen zu lernen. Man gibt 500 Mark für eine Weltgeschichte aus und ist nicht im Stande, darin dasjenige zu finden, was die Griechen durch tausend Jahre sich alle Tage erzählt und versichert haben und man liest über Friedrich den Großen ein Paar dicke Bände, aber nicht ein Wort von alledem, was von ihm im Volke lebte, wirkte und Geschichte machte. Man kann eine große historische Bibliothek besitzen, ohne im Stande zu sein, einem jungen Studenten, der etwa fragt, was es denn eigentlich mit dem Mann mit dem Stocke auf der Baseler Brücke oder mit der eisernen Maske für ein Bewandtnis habe, ein passendes Buch in die Hand geben zu können. Kommt jemand dagegen und wünscht zu wissen, wie er den gelehrten Backfischchen seiner Töchterschule den Wilhelm Tell in der nächsten Geschichtstunde rasch ausreden könnte, so steht natürlich gleich ein ganzer Korb voll „neuester Litteratur" in jeder mäßigsten Handbibliothek zu Gebote.

In meiner schriftstellerischen Jugend, wo ich selbst erfüllt von der kritischen That der Vernichtung des Sempacher Helden Arnold Struth von Winkelried und seiner berühmten Herweghschen Freiheitsgasse gewesen bin, ist mir das Glück zu Theil geworden, durch ein paar Schuljungen über die Schiefheit dieses kritischen Verfahrens belehrt zu werden. Denn in der Zeit als die mächtige Streitfrage, ob der gute Winkelried ganz, halb, oder zu dreiviertel unhistorisch sei, eine große Menge von unglaublich gelehrten Federn beschäftigte, hörte ich einen Fünfzehnjährigen, der natürlich keine Ahnung hatte, daß ich bei diesem erfreulichen Concert kritischer Stimmen eifrigen Antheil genommen, zu einem andern weise bemerken: „Du hast wohl auch keine Ahnung davon, daß die ganze Sache von Winkelried und seinen Lanzen erfunden und erlogen ist!"

Ach! ich schämte mich über den grünen Jungen in meine Seele hinein!

Ganz anders als durch diese kritischen Scherze, müßte die deutsche Jugend wieder gepackt werden, wenn sie mit einem lebendigen historischen Interesse ins praktische Leben treten sollte. Die Geschichte gehört zu den Gegenständen, die nur warme Empfindungen schaffen, wenn sie von warmen Herzen gereicht werden. Alle Gelehrsamkeit wird für den großen Friedrich keine Begeisterung herbeiführen, wenn sie nicht von begeisterten Lippen strömt. Ist es nun nicht sehr geeignet, unser Nachdenken zu erregen, daß der glühendste Bewunderer des erhabensten deutschen Königs ein Engländer war, und dafür noch von den gelehrten Deutschen die liebenswürdigen Vorwürfe des „zügellosen Subjectivismus", des „Heroencultus", ja sogar des „wissenschaftlichen Mysticismus" einerntete?

Es dürfte danach wohl einleuchten, daß die Hoffnung auf die Wirkung des Enthusiasmus in der Geschichte, die noch jüngst Güßfeld so energisch betonte, sich schwerlich bewähren würde, wenn nicht der größte und beste Theil der deutschen Lehrer dieses Faches, von der nationalen Bedeutung der Sache erfaßt, diesen Enthusiasmus selbst wesentlich besäße. Wenn der tapfere deutsche Lehrerstand der Geschichte der hohen Aufgabe der Vermittlung echter historischer Bildung, historischen Sinnes und Bewußtseins in vollstem Maße genügt, so darf man sagen, daß er den richtigen Weg durch seine eigenen pädagogischen Erfahrungen gefunden habe; die in den letzten vierzig Jahren vorherrschende kritische Richtung der Geschichtswissenschaft, als solche, kann es nicht gewesen sein, was diesen Zweck erreichbar machte. Vielmehr darf man behaupten, daß die dem Lehrer der Geschichte zur Pflicht gemachte wissenschaftliche Vorbereitung weniger günstig für seinen Beruf war. Durch eine Reihe von Semestern war er genöthigt, sich auf irgend einen minimalen Fleck der weiten geschichtlichen Welt zu setzen. In das schöne grüne Land, in welchem der Enthusiasmus blüht, sah er gewöhnlich nur durch ein Gestrüpp von Dornbüschen; denn man hat ihm schon einen Platz ausgesucht, dessen stachlichte Umgebung seinen Scharfsinn und sein Sitzfleisch gleichermaßen härten sollte. Wenn er dann nach langen Mühen seine kritischen Studien soweit gebracht hat, um an seine schriftliche

Prüfung zu denken, so fehlte ihm die erwünschte allgemeine Orientirung und — was die Hauptsache ist — mit seiner Belesenheit in geschichtlicher Litteratur fand er sich in einem ihm selbst empfindlichen Rückstande. Um nun doch in einer endlichen Zeit zum Abschluß zu gelangen, mußte er sich für sein mündliches Examen abermals in freudloser Arbeit erschöpfen, und bemühte er sich, auf Grund eines etwas umfangreicheren Handbuches, als desjenigen, welches er schon zu seinem Abiturientenexamen benutzt hatte, den Stoff zu bewältigen, d. h. etwa 3000 historische Data fix zu erlernen. Wo da der Goethesche Enthusiasmus für die Geschichte entstehen sollte, ist mir unbegreiflich.

Man könnte diese Darstellung für übertrieben erachten, wenn man sich nicht auf die Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen berufen könnte, die von der preußischen Unterrichtsbehörde noch neuestens eingeführt worden ist. Ich bin weit entfernt, in eine Erörterung über dieses umfangreiche Gesetzbuch der Prüfungsqualen einzutreten, darf mir aber erlauben, vermöge meiner nicht eben häufigen Erfahrung in solchen Dingen wenigstens auf die Bestimmungen über das Lehramtsexamen aus Geschichte einen kurzen Blick zu werfen. Was das Prüfungsgesetz über die Anforderungen sagt, die an einen Candidaten des Lehramts aus Geschichte zu stellen sind, so gestehe ich vorerst, nachdem ich mich etwa vierzig Jahre mit Geschichte beschäftigt habe, daß ich einer ernsten Interpretation der betreffenden Artikel mit meinem bisher erlangten Wissen nicht Stand zu halten vermöchte und daß daher thatsächlich der Fall vorliegt, daß jemand zum Examinator bestellt sein kann, der die Ueberzeugung hat, als Examinand auf Grund der Prüfungsordnung nicht genügen zu können.

Dann aber gibt die preußische Prüfungsordnung nach zwei Richtungen hin dem künftigen Lehrer eine Anweisung und Nöthigung, sich in vollständig verkehrter Weise auf sein historisches Amt vorzubereiten. Die Verordnung verweist den Candidaten einerseits auf die Bekanntschaft mit den Quellen, aus denen unsere Geschichtskenntnis geschöpft ist, und andererseits auf die Verfassungen der griechischen und römischen, der mittelalterlichen und neueren Geschichte, beides Dinge, die ein

Kenner geschichtlicher Dinge in dieser Weise niemals formulirt haben würde, weil eine so gestellte Forderung unerfüllbar ist. Von der sogenannten neueren Geschichte auch nur eine ungefähre Kenntnis wirklicher Quellen zu besitzen, hieße nichts anderes, als das Gedächtnis mit einer Anzahl von leeren Namen — etwa von 300 aus heute gedruckten Berichten bekannten venetianischen Gesandten — zu beschweren und die Verfassung des deutschen Reiches zu verstehen, würde nöthig machen, Vorlesungen bei Pütter in Göttingen gehört zu haben, von welchem doch bekanntlich gesagt wurde, daß er der einzige sei, der sie verstanden habe, der jetzt jedoch schon lange todt ist. Sollte sich ein Candidat über die deutsche Reichsverfassung nun aus gedruckten Werken unterrichten wollen, so gehörte dazu ein sehr anhaltendes Studium, in welchem er überdies ohne juristische Vorbereitung es nie zu einem erwünschten Resultat bringen würde. Man sieht, daß die Verordnung irgend einem philologisch gebildeten Kopf entsprungen ist, der auf gut Glück zu seiner geträumten Kenntnis der griechischen und römischen Verfassungen „noch bezüglich des Mittelalters und der neueren Zeit in der Geschichte des Vaterlandes" leichten Herzens in aller Schnelligkeit einen Zusatz machen zu können glaubte.[1] Was es mit den griechischen und römischen Verfassungen meist auf sich haben wird, will ich hier nicht untersuchen; ohne Zweifel hatte der Gesetzgeber dabei die Billigkeit der Examinatoren des Faches in Rechnung gezogen. Eine Erschwerung der Forderungen für die oberste Stufe des Unterrichts gegenüber denen für die mittlere Stufe besteht darin, daß für diese die Kenntnis aller dieser Verfassungen überhaupt, für jene sogar spezielle Kenntnisse in diesen Dingen verlangt wird!

Daß derartige Forderungen überhaupt aufgestellt bleiben können, läßt sich nur dadurch erklären, daß es den Examinatoren des Faches

[1] Als die Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen vor einiger Zeit erlassen wurde, habe ich mir erlaubt, Sr. Excellenz dem Herrn Minister von Goßler gegenüber in einem umständlichen Promemoria die Unzweckmäßigkeit der Bestimmungen über die Prüfung aus Geschichte zu beleuchten, worauf sich Se. Excellenz außerordentlich gütig veranlaßt gesehen hat, den Empfang meines Schriftstücks zweimal, einmal im Wege der Kanzlei und einmal persönlich zu bestätigen.

beschwerlich erscheinen dürfte, formellen Widerspruch da zu erheben, wo man in der Praxis es für selbstverständlich ansieht, die Verordnung stillschweigend so auszulegen, daß dadurch ein Ergebnis möglich wird. Was im übrigen die vertrocknete Schablone des „Pragmatismus und Kriticismus" betrifft, auf die von Seite der preußischen Verordnung natürlicherweise ein ungeheueres Gewicht gelegt wird, so darf ich dem Leser dieses Buches wohl nicht zumuthen, daß ich ihm darüber noch weiteres vortragen dürfte; sollte es mir gelungen sein, auch nur den allergeringsten Eindruck mit meinen Ausführungen gemacht zu haben, so wird kein Zweifel geblieben sein, was man von dem gerühmten Kriticismus und Pragmatismus in der Schule zu halten hat. Ich darf vielmehr zu einigen Schlußworten eilen.

Zahlreicher und muthiger sind heute die Stimmen jener geworden, die sich erinnern, daß wir in Deutschland, wenn irgendwo, in der Welt einer nationalen, auf Geschichtsliebe begründeten Gesinnung bedürfen, und ohne dieselbe vielleicht nicht bestehen können. Es wäre etwas großes, wenn die Geschichtstudien, wenn der Geschichtsunterricht hier den staatlichen Bedürfnissen entgegenkommen und dieselben stützen und stärken würde. Wenn sich diese Wissenschaft in ihrer freien Thätigkeit aber diesem Dienste nicht versagen soll, so muß die Aufgabe aus ihrem eigenen Wesen und ihren Elementen sich entwickeln. Alle äußeren Veranstaltungen würden dem Gegenstande nicht eine Richtung zu geben vermögen, die nicht in seiner Natur selbst liegt.

Aber die wirkliche und wahre Geschichte ist nichts anderes, als die Empfindung einer Nation von ihrem politischen Sein und Thun, welches ein Gewordenes ist. Was in der Selbsterkenntnis staatlich und volksthümlich von diesem Sein und Thun überliefert vorliegt, ist der kostbarste Schatz, dessen immer erneuerte Zusammenfassung und Weitererzählung die Aufgabe der Geschichte im höchsten Sinn des Wortes bildet. Hat man diese Richtung der Wissenschaft einmal wieder fester ergriffen, so wird der Erfolg davon zugleich die beste Gewähr für das stärkere Erwachen des historisch-politischen Bewußtseins darbieten. So lange man jedoch den hohen Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Absicht auf den Staat in unseren Schulen keinen rechten Platz einräumen will, son-

dern den Tugendspielereien einiger moralisirender alter Autoren das Hauptinteresse für geschichtliche Dinge abzugewinnen sucht, bleibt die wahre und eigentliche Heranbildung des historischen Sinnes in unserem Volke eine Sache des öffentlichen Lebens und des Wandels der öffentlichen Meinung. Die Erinnerungen jedes zweiten Septembers werden alsdann die ungeprüften aber einzig bewährten Geschichtslehrer der Nation sein und aus den Schöpfungen der Kunst werden die Worte des Lebens immer noch laut genug sprechen, welche die Geschichtswissenschaft in der Schule verschweigt, — alles Garantieen dafür, daß es unmöglich ist, das Staatsgedächtnis der Geschichte ernstlich zu schädigen, solange in der Nation selbst Staatsbewußtsein besteht. Daß sich aber die öffentlichen Lehrer auf die Dauer und aus Liebhaberei für die Könige Ramses oder Kodrus der erhabensten und edelsten Aufgabe ihres Berufs, an der Erhebung des nationalen historisch-politischen Bewußtseins vorzugsweise durch den Geschichtsunterricht mitzuarbeiten, entziehen sollten, wäre eine Annahme, die gänzlich ausgeschlossen ist. Und ich darf wahrlich versichern, daß es nicht meine Meinung sei, der gesunde und richtige Gang der Dinge werde an irgend einer Stelle zu bezweifeln sein. Nur der Umstand, daß es jederzeit ein geistiges Bedürfnis bleibt, sich über die Grundlagen der Wissenschaft und ihres Unterrichts zu verständigen, wenn man im Weiterschreiten die richtige Linie behalten will, hat mich bestimmen können, in diese Erörterungen einzutreten. Dieselben waren im jetzigen Augenblicke, wenn nicht geboten, so doch wenigstens dadurch in den richtigen Gesichtswinkel zu stellen, daß man die große Erbschaft unseres maßgebendsten deutschen Geschichtsdenkers heute vollständig zu übersehen und zu begreifen vermag. In allen den Fragen, die sich über die Geschichtswissenschaft, wie über den Unterricht erhoben haben, dürfte man sich der weisen und unermeßlich tiefen Leitung des großen Meisters um so sicherer anvertrauen, je genauere Einblicke in die Werkstätten seines Schaffens gemacht werden können. Und so will ich auch ein günstiges Zeichen darin erblicken, daß in dem Augenblicke, wo ich diese Betrachtungen niederschrieb, ein letzter Band des geistigen Nachlasses des Meisters der sachkundigsten Hand Alfred Doves zu verdanken war, wodurch mir an mehr als einer Stelle bestätigender Aufschluß

über ſein Verfahren und ſeine Auffaſſung von Geſchichte zu Theil wurde; und ſo ſchließe ich meine Betrachtungen auch mit den eigenen Worten dieſes Genius der Geſchichtsweisheit:

„Täglich erweitert ſich Kenntnis und Ausſicht über die Weltgeſchichte. Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums?“

3 2044 019 904 556

This book should be returned
the Library on or before the last da
stamped below.
A fine of five cents a day is incurr
by retaining it beyond the specifi
time.
Please return promptly.

MAR 4'54 H
CANCELLED
5354122
MAY 14 1976

WIDENER
K DUE
MAY 24 1984
CANCELLED
W21760
1984

WIDENER
FEB 10 1998
BOOK DUE